This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

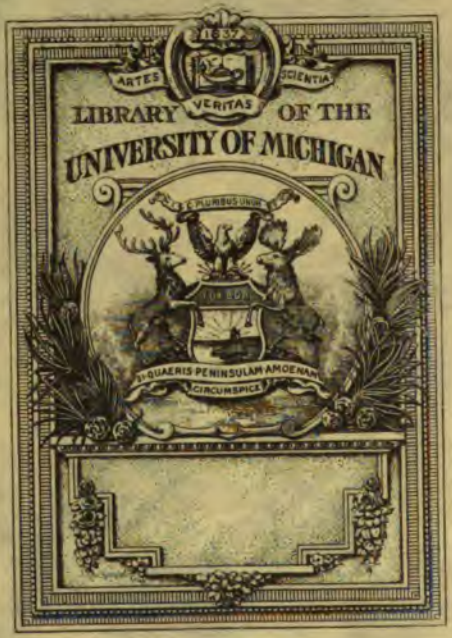
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

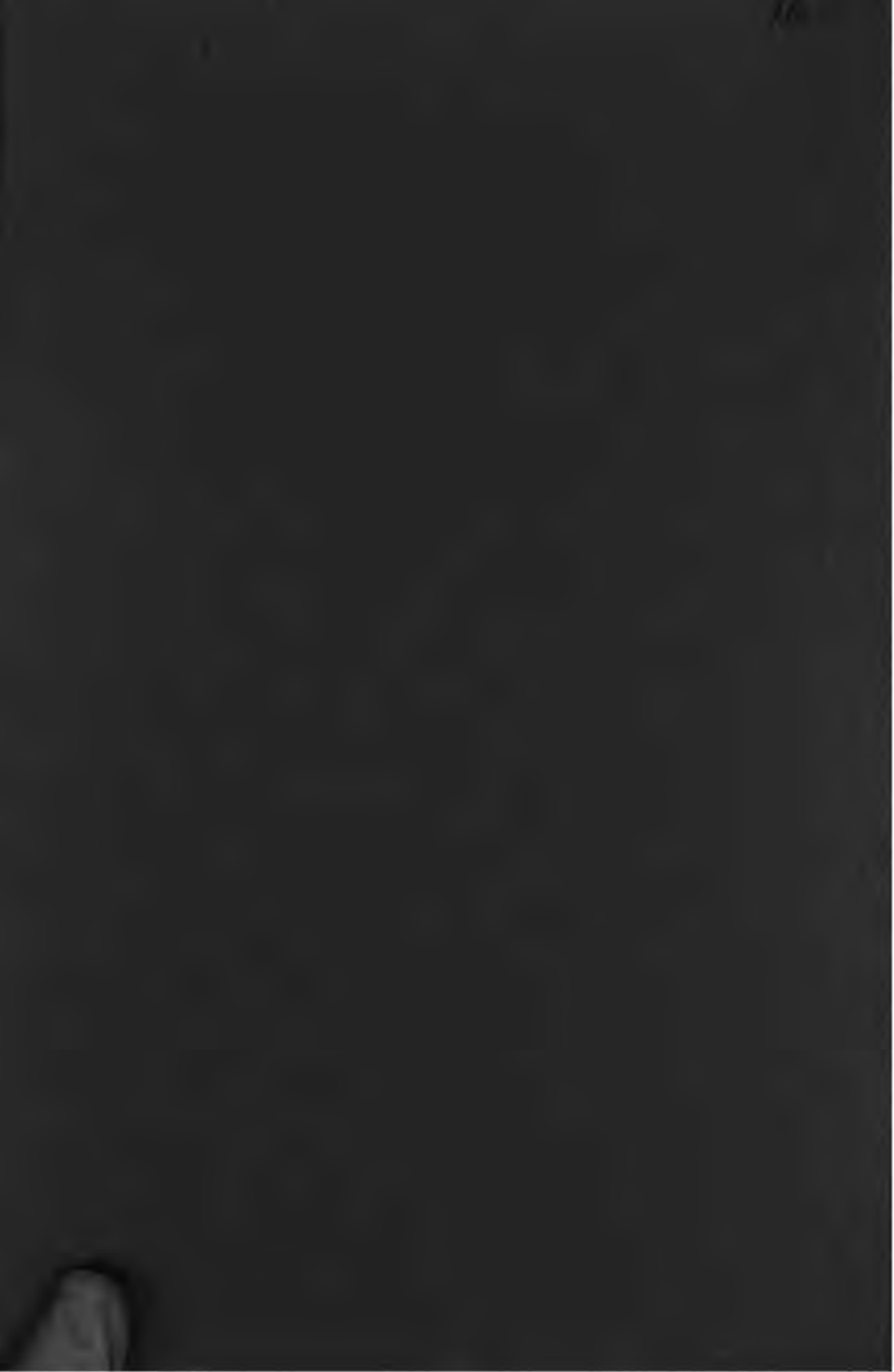
B 44

DAS MODERNE AEGYPTEN

VON

A.B. DE GVERVILLE


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



DT
55
.G935

Das Moderne Ägypten

von

A. B. de Guerville

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Mit 182 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen

Verlag von Otto Spamer in Leipzig
1906

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhalt.

1. Alexandria 1
2. Von Alexandria nach Kairo 15
3. Kairo 24
4. Neues Leben 43
5. Frankreich in Ägypten 62
6. Die Vergnügungen von Kairo 81
7. Ismail und seine Regierung 100
8. Der Chedive Abbas Hilmi 115
9. Die Familie des Chedive 142
10. Der Harem und die Frauen in Ägypten 156
11. Erziehung und Religion 169
12. Von Kairo nach Luxor 191
13. Luxor, Karnak und die Königsgräber 217
14. Assuan 233
15. Von Assuan nach Chartum 255
16. Chartum 270
17. Der Sudan im Jahre 1905 289
18. Die Gesellschaft in Chartum 307
19. Komfort des 20. Jahrhunderts in Zentralafrika 327
20. Faschoda 358

150055

Vorwort.

Als ich im Herbſt des vergangenen Jahres einige Tage in Caux verbrachte, jenem herrlichen Fleckchen Erde, wo man Territet mit ſeiner lieblichen Bucht des Genfer Sees überblickt, traf ich einen alten Freund, einen Diplomaten, der ſich gegen zehn Jahre ſeines Lebens in Ägypten aufgehalten hatte.

„Ich habe ſoeben ‚Au Japon'*) geleſen", ſagte er, und mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich kann nicht länger widerſtehen und werde eine Reiſe in das Land der Chryſanthemen machen. Wollen Sie nicht mitkommen und Ihrer alten Liebe einen Beſuch abſtatten?"

„Nein, mein Lieber", erwiderte ich, „ich werde mit der Ihrigen liebäugeln. Ihr Ziel iſt die Heimat der ‚Geiſha', ich lenke meine Schritte in das Land der ‚Mumien.'

„Ägypten?"

Ein träumeriſcher Blick trat in ſeine Augen, und ein Seufzer entfloh ſeinen Lippen, als er hinzufügte:

„Ich beneide Sie: Es iſt ein idealer Winteraufenthalt. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie dort nur Mumien finden werden. Das ſchöne Geſchlecht — ich ſage Ihnen ..... Aber wozu jetzt davon reden! Sie werden ſchon ſelbſt alle die Schätze entdecken, die Ägypten im Winter all denen bietet, die offene Augen und ein offenes Herz haben. Ich habe nicht übel Luſt, Sie zu begleiten ..... aber Japan iſt zu verlockend. Gehen Sie, mein lieber Freund! Es iſt nicht Ihr erſter Beſuch — was? Ah, Sie werden die Wahrheit des Wortes an ſich erfahren. ‚Wer einmal das Waſſer des Nils gekoſtet hat, wird ſicher wiederkehren, um ſeinen Durſt daran zu löſchen. Aber ſagen Sie, gehen Sie zum Vergnügen hin?"

---

*) „Au Japon", par A. B. de Guerville, 1904. 1 Band in 16mo. Frank 3.50. Lemerre, Editeur, Paris.

„Zum Vergnügen? Nicht ganz. Ich will wieder ein Buch schreiben."

„Was — über Ägypten? Sie Ärmster!"

Unmöglich, den halb überraschten, halb amüsierten Ausdruck des Mitleids zu beschreiben, der auf dem Gesicht meines Freundes lag.

„Nun beneide ich Sie nicht mehr", sagte er, „ich kann Sie nur bedauern. Das schwerste, gehirnzermarternde chinesische Rätsel ist leicht wie das ABC im Vergleich zu der ägyptischen Frage."

„Ich beabsichtige nicht, mich mit der ägyptischen Frage zu befassen. Das Land, seine Bewohner, ihre Sitten ...."

„Gewiß. Aber hier liegt die Schwierigkeit. Sie können gar nicht von diesen Dingen reden, ohne die tausend finanziellen und politischen Fragen zu streifen, in denen Ägypten heute bis über die Ohren steckt. Hören Sie: Ich habe jahrelang dort gelebt und zwar hinter den Coulissen, wie Sie wissen, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich heute Ägypten nicht die Spur besser kenne, als ehe ich hinfuhr; ja ich glaube, je länger man sich dort aufhält, desto unklarer wird man. Wir verstehen die Ägypter nicht besser, als wir die Japaner verstehen, mit dem Unterschied, daß die letzteren sich wenigstens selbst verstehen, die ersteren sich aber ebenso wenig, wie wir sie. Ach — Sie werden selbst sehen, was das für ein Chaos ist!"

Mein Freund hatte unzweifelhaft recht. Ich täuschte mich selbst keinen Augenblick über die Schwierigkeit der von mir unternommenen Arbeit.

Ägypten zu verstehen, seine ruhmreiche, jetzt in Trümmern liegende Vergangenheit, seine tatkräftige, arbeitsvolle Gegenwart, seine vielversprechende, hoffnungsvolle Zukunft in einem einzigen Bande zu beschreiben, ist ganz unmöglich. Das „Moderne Ägypten" ist nicht für meine ägyptischen Freunde geschrieben, nicht für solche, die dieses liebliche Land gründlich kennen. Es enthält nur Eindrücke, wie sie sich dem Reisenden auf seinem Wege von Alexandria bis Faschoda aufdrängen, und hier und da Bemerkungen über politische, finanzielle und religiöse Angelegenheiten, die ich aus zuverlässigen Quellen geschöpft habe. Diese Quellen sind hochstehende Persönlichkeiten im ägyptischen Staatsleben; es sind die kühnen, reichbegabten Männer, die in Palästen, Ministerien, Gesandtschaften, Schulen, Krankenhäusern, Banken und in großen geschäftlichen Unternehmungen unablässig um den Aufschwung Ägyptens bemüht sind. Ich habe an alle Türen geklopft, bei reich und arm, bei hoch und niedrig,

und bin überall willkommen geheißen worden. „Treten Sie ein; beobachten und urteilen Sie! Hier sehen Sie unsere Versuche und hier leider auch unsere fehlgeschlagenen Hoffnungen."

Heute würde mir die Arbeit leicht werden, wenn ich statt zwanzig Kapitel, zwanzig Bände schreiben dürfte. Bei jedem Gegenstand, ja auf jeder Seite hege ich die Besorgnis, daß ich nicht genug gesagt habe, um dem, der das Land nicht kennt, ein klares Bild von Ägypten zu geben. Und doch fürchte ich auch die Grenzen zu überschreiten, die ich mir für dieses Buch gesteckt habe.

Allen denen, die mir in Ägypten und im Sudan Beistand geleistet haben, spreche ich hier meinen aufrichtigsten Dank aus. Ich gebe keinen Namen: es sind bescheidene Leute und bedürfen überdies meiner kurzen Erwähnung nicht.

Unter den Abbildungen sind einige von mir selbst oder meinen Freunden aufgenommene Photographien. Die meisten aber sind mir von den Herren Dittrich und Lekégian in Kairo, M. Beato in Luxor, M. Fiorillo in Assuan, M. Veniédis in Chartum und M. Turstig in Omdurman zur Verfügung gestellt worden.

Es gibt in Ägypten nur sehr wenig gute Photographen, und denjenigen Dilettanten, die ihre Bilder nicht selbst entwickeln, möchte ich den Rat geben, sehr vorsichtig zu sein. Mir sind viele Platten vollständig verdorben worden von Dummköpfen, die sich „prämiierte Photographen" nennen. In Kairo kann ich sowohl M. Lekégian als auch den Hofphotographen, M. Dittrich, warm empfehlen. Der letztere hat eine prächtige Sammlung von vorzüglich ausgeführten Porträts aller bedeutenden Persönlichkeiten. Seine Räume sind ein wahres Museum aller männlichen und weiblichen Berühmtheiten, die Kairo in den letzten fünfundzwanzig Jahren gesehen hat. M. Lekégian besitzt außer einigen sehenswerten Porträts eine einzigartige Sammlung von Ansichten und Photographien Eingeborener, sowohl in großem Format als auch auf Postkarten.

Schließlich wird man unter den anderen Bildern auch einige Photographien, wahre Kleinodien, finden, die von Mr. David Gardiner aus New York unterzeichnet sind, einem Dilettanten, den ich nicht anstehe, einen wirklichen Künstler zu nennen.

Mein einziger Kummer ist, daß ich nicht von all den Negativen Gebrauch machen konnte, die mir Mr. Gardiner zur Verfügung gestellt hat. Ich hoffe indes, daß er eines Tages meinem Rat folgen und sie in einem Album „Ägypten im Bild", veröffentlichen wird,

falls ich sie nicht in einer künftigen Arbeit selbst verwenden kann. Ich habe längst eingesehen, daß ich in dem vorliegenden Bande nicht alles gesagt habe, dessen ich gern Erwähnung getan hätte, und hoffe deshalb, ihn später durch ein anderes Buch, „L'Egypte Intime", ergänzen zu können, das sicherlich nicht ohne Interesse für meine Leser sein wird.

Für jetzt aber habe ich mein Ziel erreicht, wenn diejenigen, die diese Seiten lesen und die den Nil noch nicht kennen, sich von dem Wunsche erfüllt fühlen, einige Monate in dem Lande zu verbringen, das zweifellos der lieblichste, geeignetste und interessanteste Winteraufenthalt ist, den es gibt.

Der Hafen von Alexandria.

Kapitel 1.

Alexandria.

Erste Eindrücke — Osten und Westen — Armut und Reichtum — Die Börse — Alle Welt spekuliert — Geldüberfluß — Verschwendungssucht — Der Frauen Herz und des Mannes Geldbeutel — Platz Mehemed Ali — Die Statue eines großen Mannes — Wie er seine Dynastie begründete — Englische Soldaten — Hier seit 1882 — Die Beschießung von Alexandria — Die Rolle Frankreichs — Überschritt der Admiral Seymour seine Befehle? — Kitcheners Anwesenheit — Die Befürchtungen eines Admirals — Frankreichs Einfluß läßt nach.

„Wie, Sie wollen unter deutscher Flagge nach Ägypten reisen?"

Mit diesen Worten begrüßte mich ein Freund in Marseille und fügte wehmütig hinzu:

„Ja, wohin werden wir noch gelangen! Erst haben wir Ägypten den Engländern überlassen und nun erlauben wir den Deutschen, sich des Mittelmeeres, dieses altberühmten französischen Sees, zu bemächtigen, und diese deutschen Schelme haben wirklich die Kühnheit, eine Schnelldampferlinie zwischen Marseille und Alexandria zu eröffnen!"

Es war dem patriotischen Marseiller Kind bittrer Ernst und nicht ohne Grund. Denn während unaufhörliche Ausstände die großen französischen Häfen dem sicheren Untergange entgegenführen, alle Bemühungen und Pläne zu nichte machen, alle Tatkraft lähmen, sind Engländer, Deutsche und Italiener unablässig bemüht, überall dort festen Fuß zu fassen, wo gestern noch die Franzosen Alleinherrscher waren.

Es ist wirklich ein Meisterstück des Norddeutschen Lloyd in Bremen, daß er diese Linie zwischen Marseille und Alexandria mit einem zwölfstündigen Aufenthalt in Neapel eingerichtet und dazu

zwei seiner schönsten Schiffe, die „Schleswig“ und die „Hohenzollern“, jede mit 8000 t, ausgewählt hat.

Ich hatte soviel von dem Komfort und den Annehmlichkeiten der neuen Linie gehört, daß ich mich entschloß sie zu benutzen, um selbst zu sehen, wieviel davon wahr war. Und nun kann ich sagen, daß das Lob in jeder Hinsicht verdient ist, und man muß zugeben, daß augenblicklich diese Verbindung die „Luxuslinie“ des Mittelmeeres genannt werden kann.

Schon ehe ich in Marseille ankam, hatte ich einen Beweis von der zielbewußten Rührigkeit der deutschen Schiffahrtsgesellschaften. Ich fuhr mit dem neuen P. L. M. Schnellzug, dem „Côte d'Azure“, dem besten und schnellsten Zuge Frankreichs, wenn nicht der ganzen Welt. Der Speisewagen bestand wie gewöhnlich aus zwei Teilen, einer Raucher- und einer Nichtraucher-Abteilung, die durch eine Glastür verbunden waren. Auf der großen Glasscheibe war die prächtige Abbildung eines ungeheuren Dampfers eingraviert; darum stand in goldenen Buchstaben der Name einer deutschen Gesellschaft, der „Hamburg-Amerika-Linie“.

Nicht allein, daß die beste Verbindung zwischen Marseille und Kairo dem Lloyd zu Bremen gehört, auch die andere große Gesellschaft will nicht in Vergessenheit geraten und zieht deshalb die Aufmerksamkeit der vielen Tausende von Reisenden, die zum Winter südwärts fahren, auf ihre schönen Dampfer, die ihnen zurufen sollen: „Denk an mich!“

Nachdem wir fünf Tage Sturm und hochgehende See gehabt hatten, trat Windstille ein. Wir waren gerade im äußeren Hafen von Alexandria angekommen, der berühmten Stadt Alexanders des Großen, die zu Kleopatras Zeiten die herrschende Königin des Mittelmeeres war.

Die Ruhe freilich war nur von kurzer Dauer. Ein furchtbarer, höllischer, unbeschreiblicher Lärm erhob sich von allen Seiten. Kaum hatte die „Schleswig“ Anker geworfen, so war sie auch schon von Hunderten kleiner Boote umgeben, die dicht mit schreienden und wütend gestikulierenden Ägyptern, Türken und Arabern besetzt waren. In wenigen Augenblicken war der Dampfer förmlich überschwemmt von dieser seltsamen Menge von Dolmetschern, Unterhändlern, Portiers der verschiedenen Hotels, Kommissionären aller möglichen Agenturen. Es war die reine babylonische Verwirrung, ein wahrer Höllenspektakel, und der arme Reisende, der nicht aus noch ein

wußte, sah fünfzig braune oder schwarze Gesellen auf einmal sich auf sein Gepäck stürzen. Doch da rief auch schon eine Stentorstimme: „Schon gut, Ihr Herren! Schon gut: Hier sind Cooks Leute, die werden alles besorgen.“ Und ein hünenhafter Araber in prächtigem Kostüm erschien plötzlich auf Deck, von einem Stab kräftiger Träger umgeben. Ihre Brust bedeckten enganliegende rote Jacken, auf denen mit weißen Buchstaben eingenäht war „Thos. Cook & Sohn“.

Wie mit Zauberkraft war die Ruhe wiederhergestellt. Einem General auf dem Schlachtfelde gleich, übernahm Cooks Agent das Kommando. Höflich beantwortete er die zahlreichen Fragen der Reisenden und beruhigte alle, die sich um die Formalitäten auf dem Zollamt sorgten mit der Versicherung, daß, wie streng diese Gesetze auch sonst gehandhabt würden, sich niemand zu ängstigen brauche. „Für Sie gibt es keine Zollvisitation“, sprach er, ruhig lächelnd, „wir haben die ausdrückliche Genehmigung, daß das Gepäck all unserer Reisenden uneröffnet passieren darf. Sie brauchen uns bloß Ihre Gepäckscheine zu geben und uns zu sagen, wohin Sie es geschickt haben wollen, ob in das Hotel oder nach dem Bahnhof; dort werden Sie es vorfinden.“

Nichts könnte besser zeigen, wie gerechtfertigt der Titel ist, den man den Direktoren der Firma Cook gegeben hat, „Die ungekrönten Könige Ägyptens und des Ostens“. Mußte doch selbst Kaiser Wilhelm auf seiner Reise nach dem heiligen Lande sich und seine Habe, ganz wie der gewöhnliche Passagier, den Herren Cook anvertrauen. Die weißen Boote der Firma lagen an der „Schleswig“, und bald befanden wir uns mit unserm Gepäck in einem derselben.

Kaum ein paar Minuten später trug uns ein mit vorzüglichen kleinen Pferden bespannter Landauer schnell durch die Straßen von Alexandria.

Zuerst kam das arabische Viertel mit seinen schlammigen, schmutzigen Straßen, seinen nach allen Windrichtungen offnen Läden, seinen dunklen geheimnisvollen Häusern, der auf- und abschwärmenden Menge von Negern, Dunkelhäutigen, Weißen, seinen Bettlern, Krüppeln, den fast nackten, weinenden, brüllenden, laufenden Kindern, den verschleierten Frauen, und vor allem mit seinen scharfen, unbeschreiblichen Gerüchen, die uns zuerst anwidern und Übelkeit verursachen.

Da unsere kleinen Pferde tüchtig ausgriffen, lag das alles bald hinter uns, und wir sahen die von Europäern und reichen Ägyptern

bewohnte Gegend vor uns. Da gibt es breite, schöne Straßen, hohe Häuser, prächtige Paläste voll unbeschränkten Luxus, dort eine Hütte, deren Bewohner kaum menschliche Wesen zu nennen sind.

Wir verlangsamen die Fahrt, als wir auf den berühmten Platz „Mehemed Ali" kommen, in dessen Mitte die Reiterstatue des Begründers der herrschenden Dynastie Aufstellung gefunden hat. Hier ist der Mittelpunkt des europäischen Lebens, die Hydepark-Ecke von Alexandria, wo zu gewissen Tagesstunden die vornehme und elegante Welt sich einfindet.

Straße Scherif Pascha, Alexandria.

Hier und da schüttelt mir im Vorübergehen ein alter Freund die Hand, ein Geschäftsmann, Börsianer oder Makler. Spekulanten sind sie mehr oder weniger alle.

Seit einigen Jahren scheint die ganze Bevölkerung von der Spekulationswut ergriffen zu sein, und die Börse zu Alexandria ist sozusagen der Mittelpunkt der Spekulanten. Da ist alles voll Leben, voll Furcht und Hoffnung, hier trifft sich groß und klein, arm und reich, stark und schwach, auf gemeinsamem Boden. Baumwolle, ihr Steigen und Fallen, ist der vorherrschende Gedanke all dieser Leute, unter denen sich so viele vertraute Gesichter befinden.

Denn wenn diese guten Alexandrier neun Monate lang zusammengescharrt und aufgehäuft haben, kommen sie scharenweise nach Paris und den berühmtesten Badeorten des Kontinents, um sich

während der übrigen drei ihrer angesammelten Schätze wieder zu entledigen.

Alle machen den Eindruck von Leuten, die mit der Welt zufrieden sind, und alle pflegen zu äußern: „Mein Lieber, das Geschäft ist alles! Ägypten befindet sich augenblicklich in einer Zeit kaum glaublichen Erfolgs. Wir machen Geld im Handumdrehen. Jeder schwimmt mit. Du wirst es selbst gewahr werden, wirst von einem Ende Ägyptens zum anderen dasselbe Lied hören. Die Regierung hat die Steuern erniedrigen und das Gehalt ihrer Beamten, der kleinen wie der großen, erhöhen können. Das goldene Zeitalter hat seinen Anfang genommen!"

Ist das möglich! Wie kann es sein, daß während in Europa und Amerika alles über Armut klagt, hier in Ägypten der Reichtum herrscht, in diesem Land, das noch vor zwanzig Jahren sich im Zustand des finanziellen Zusammenbruchs befand?

Und seltsamerweise wird keiner dieser Männer von Ägypten, seiner Geschichte, seinen Kunstschätzen reden, keiner wird dir raten, ein Museum, ein Denkmal oder einen Park zu besichtigen.

Die Börse und die Baumwolle, das ist das A und O alles Seins. Wenn sie dir zufälligerweise doch vorschlagen, ein Theater zu besuchen, so geschieht dies nicht etwa, weil etwas besonders Gutes gegeben wird, sondern nur weil „N 4000 Pfund für die drei Vorstellungen bekommt und weil die Steine und Juwelen um den Hals der „Damen" eine Summe von 10 000 000 Pfund repräsentieren."

Wenn unser Alexandrier von Baumwolle oder Diamanten redet, nimmt er den Mund gern etwas voll. Kurzum, sein Kopf ist ein Kassenschrank und sein Herz ein Geldbeutel, die beide zum Bersten mit Banknoten gefüllt sind. Trotzdem ist er ein ganz guter Junge, liebenswürdig, gastfrei, großmütig. Hat er die Fehler eines Glücksritters, so gehen ihm auch dessen gute Eigenschaften nicht ab.

Über seine bessere Hälfte läßt sich schwer urteilen. Die Bewunderung macht mich vielleicht parteiisch, denn die Alexandrierin ist so hübsch, so elegant, so fesch, daß die Kritik entwaffnet wird. Man könnte weit reisen, um eine zweite Stadt mit so viel jungen Damen zu finden, deren Schönheit und vollkommene Eleganz das Auge beständig entzücken. Man darf natürlich nicht verschweigen, daß sie oberflächlich sind, daß ihre Toiletten, ihre Juwelen und vor allem

ihre Liebeleien ihnen mehr Intereſſe einflößen, als die wichtigeren Lebensfragen, aber was ſchadet das, wenn ſie ſo liebreizend, ſo entzückend weiblich ſind?

Ein Sais (Läufer).

Sicherlich ſind wir weit entfernt von der Zeit, wo in Alexandria ein wahrer Hunger nach Weiblichkeit herrſchte, ſei es „D'un monde ou de l'autre".

In einer Stadt, wo die oberen Klassen sich aus soviel verschiedenen Nationalitäten zusammensetzen, aus Ägyptern, Griechen, Italienern, denen ich den Sammelnamen Levantiner geben will, aus Franzosen, Engländern und Deutschen, bilden sich naturgemäß viele Kliquen, die mehr oder weniger eifersüchtig aufeinander sind, aber es gibt einen gemeinsamen Boden, wo sich alle zur Mithilfe vereinigen, die Wohltätigkeit, die hier wie überall das beste ans Licht zu fördern scheint, das im Menschen ruht.

Die griechische Kolonie, die zahlreich, vermögend und einflußreich ist, steht an der Spitze aller der Veranstaltungen, deren Endzweck die Erleichterung des menschlichen Elends bildet, und unter denen, die unermüdlich in ihren Wohltätigkeitsbestrebungen sind, möchte ich die Familien Salvago, Em. Benacki, Zervudachi und Sinadino erwähnen.

Die letztgenannte Familie hat kürzlich der Stadt 20000 Pfund zur Gründung einer Kunstakademie übergeben, und das ist ein Schritt auf der rechten Bahn, ein Schritt, der sicherlich dazu beitragen wird, Alexandria aus seinem jetzigen niedrigen Zustand des bloßen Geldmachens zu erheben.

So groß auch die Fortschritte der Stadt Alexandria im letzten Vierteljahrhundert gewesen sind, und in welch glänzender Lage sie sich jetzt befinden mag, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß sie schon in der allernächsten Zukunft eine viel bedeutendere Rolle einnehmen wird.

Zu diesem Zweck aber muß sie vor allen Dingen ihren Hafen fester und leichter zugänglich machen, muß ihre Kais und Docks erweitern, sich mehr dem internationalen Handel erschließen und die Hafensteuer herabsetzen, die jetzt viel zu hoch ist.

Es sind schon große Anstrengungen gemacht worden; die ägyptische Regierung hat bereits mehr als 200000 Pfund für wichtige Verbesserungen ausgegeben und eine gleiche Summe für weitere Arbeiten ausgesetzt. Noch im vergangenen Winter mußten Schiffe den Hafen wieder verlassen, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten, ihre Ladung zu löschen. Die Kais boten nicht Raum genug.

An diesem sicherlich bedauernswerten Zustand war nicht etwa, wie man denken könnte, die Nachlässigkeit der Regierung schuld, sondern nur das schnelle und ungeheure Anwachsen des Hafenhandels, mit dem der Minister des Äußeren, dem nur geringe Mittel zu Gebote standen, nicht Schritt halten konnte.

Wenn Alexandria auch nicht behaupten kann, die irdischen Überreste seines Gründers (Alexanders des Großen) zu bergen, so rühmt es sich doch einer Statue des größten Mannes, den das moderne Ägypten gesehen hat. Ich meine Mehemed Ali, den Stammvater der Chedivial-Dynastie, einen Helden, auf den seine Nachkommen und Ägypten gleicherweise stolz sein können.

Seine Lebensgeschichte gleicht einem fesselnden Roman. Dank seiner hervorragenden Talente und seines eisernen Willens wurde dieser Mann aus niedrigem Herkommen Pascha von Ägypten und zwar zu einer Zeit (1805), wo dieses Land als türkische Provinz von Mamluken-Häuptlingen beherrscht und ausgesogen wurde. Mit einer kleinen Geldsumme, die ihm, wie man sagt, ein Armenier, der Onkel des späteren großen Ägypters Nubar, geliehen hatte, und begleitet von einer Handvoll ebenso kühner Abenteurer wie er selbst, landete Mehemed in Ägypten und begann seine Heldenlaufbahn, die vierzig Jahre währte, während welcher Zeit er sich sozusagen zum Lenker der Geschicke der muselmännischen Welt machte.

Dank seiner und seines guten Genius Hilfe spielte Ägypten die Rolle einer Großmacht und versetzte die Türkei in Schrecken.

Große Übel verlangen oft eine drastische Behandlung: ohne Zaudern ließ er die Mamluken hinschlachten und begann in Oberägypten den Frieden wiederherzustellen. Während er in weiter Ferne Krieg führte, landeten die Engländer in Alexandria (1807) und rückten auf Rosetta vor. Aber Mehemed war aus anderem Stoff als Arabi und die Empörer von 1882. Er eilte schnell herbei, stürzte sich wie ein Donnerkeil auf die Engländer und trieb sie nach Alexandria zurück, wo sie sich unter dem Schutze ihrer Flotte wieder einzuschiffen vermochten.

Als treuer Untertan des Sultans half ihm Mehemed in seinen Kriegen gegen Griechenland sowie auch gegen England. Für die Türkei eroberte er Kreta (1823) und gewann Morea zurück (1824). Sein Heer, das zu einer Zeit nur 20000 Mann zählte, war auf 100000 verstärkt worden.

Sein Sohn Ismaïl drang nilaufwärts vor, richtete die ägyptische Flagge in Sennar, am Zusammenflusse des blauen und weißen Nils, auf und eroberte die reiche sudanesische Provinz Kordofan, zur selben Zeit, wo Ägypten zum erstenmal zwei mächtige Flotten aufweisen konnte, die eine auf dem Roten, die andere auf dem Mittelmeer.

Im Innern des Landes herrschte Ruhe und Wohlstand, und der große Mann, der selbst weder lesen noch schreiben konnte, gründete Schulen und Universitäten.

Von den talentvollen Franzosen, die er um sich scharte, arbeitete besonders einer, Oberst Sèves, der in Ägypten unter dem Namen Soliman Pascha bekannt ist, eifrig an der Verbesserung des Heeres, während ein anderer, der Ingenieur Bessan, seine Kraft besonders auf die Vergrößerung der Flotte verwandte, deren Gründer er war.

Kaum aber war diese Flotte dem Sultan Mahmud zur Verfügung gestellt worden, als sie in der Schlacht bei Navarin (1827) von den verbündeten Seemächten der Franzosen und Engländer gänzlich zerstört wurde. Es geschah dieses zu Mehemeds größtem Staunen, der nicht begreifen konnte, warum die ersteren sich mit den Engländern vereinigten, um dieselben Schiffe in den Grund zu bohren, die sie ihm eben erst verkauft hatten. Mit jedem Jahre wuchs die Macht des Paschas und mit ihr des Sultans Eifersucht. Schließlich kam der letztere zu der Überzeugung, daß die Beseitigung des Vasallen entschieden das Beste wäre, und so brach der Krieg zwischen Ägypten und der Türkei aus.

Statue Mehemed Alis in Alexandria.

Nun setzten die ägyptischen Soldaten, die bisher Türken und Europäern gleicherweise verächtlich gewesen waren, die Welt in Staunen.

Unter dem Befehle von Mehemeds Sohne Ibrahim, einem Manne von großen militärischen Fähigkeiten, drangen sie in Syrien ein, nahmen St. Jean d'Acre, schlugen die Türken bei Damaskus und Aleppo in die Flucht, besetzten Kleinasien und vernichteten endlich den Feind bei Konia (1832).

Der Weg nach Konstantinopel war frei, und das türkische Reich lag in den letzten Zügen; aber da waren die Mächte, die berühmten Mächte, die voll mitleidigen Ehrgeizes bereit waren, Ägypten, Armenien, Kreta und Griechenland zu opfern, damit das ottomanische Reich samt allen in seinem Namen begangenen Greueln weiterbestehen konnte.

Darum geboten die Mächte dem siegreichen ägyptischen Heere vor den Toren von Konstantinopel halt, wie sie im Jahre 1897 auch das griechische Heer an der türkischen Grenze in dem Augenblick aufhielten, wo es ottomanisches Gebiet betreten wollte, eine Bewegung, die sicherlich die Erhebung der Balkanstaaten gegen den Sultan zur Folge gehabt hätte. Der letztere verdankt es nur den Mächten, daß er ein starkes Heer zusammenziehen und Griechenland unterdrücken konnte.

Schon im Jahre 1832 aber wäre es um die Herrschaft des Sultans geschehen gewesen, hätte man die ägyptischen Truppen nicht zum Stehen gebracht. Wie gewöhnlich konnten sich die Mächte nicht einigen und setzten die Unterhandlungen sieben Jahre lang fort. Diesen Aufschub benutzte natürlich der Sultan, um ein Heer aufzustellen, und es endlich, seines Sieges sicher, plötzlich gegen Ibrahim zu führen (1839). Der Ausgang war verhängnisvoll. Die Türken wurden abermals geschlagen, und 15000 Gefangene sowie die gesamte Artillerie fielen in die Hände der Ägypter. Gleichzeitig ergab sich die türkische Flotte dem siegreichen Pascha.

Der Sultan Mahmud starb vor Ärger; aber wiederum sah sich Ägypten um die reichlich verdienten Früchte seines Sieges betrogen. Nach endlosen Konferenzen und Unterhandlungen zwang man Mehemed, auf Syrien und Kleinasien zu verzichten, die Flotte zurückzuerstatten, und er und seine Nachkommen mußten sich damit begnügen, als Vizekönige von Ägypten unter der Oberhoheit der großmütigen, erlauchten, zivilisierten Sultane der Türkei zu stehen.

Stattlich beherrscht Mehemed Ali auf seinem ehernen Roß den weiten Platz, wo unaufhörlich das geschäftige Leben der Stadt flutet. Ein paar Schritte weiter fesselte eine andere Statue, diesmal eine lebendige, meinen Blick. Aufrecht und bewegungslos hielt ein ägyptischer Reiter in seiner nüchternen Uniform auf einem prächtig gezäumten Halbblut Wache. Einen schöneren Soldaten konnte man sich nicht denken. Die bronzene Haut, der schwarze Bart, die dunklen Augen, der schlanke, gerade und biegsame Körper

machten ihn zum Ideal eines Kavalleristen. Mit Männern, wie diesem, erhob der große Pascha Ägypten zu einer Macht.

Doch meine Betrachtung wird schnell gestört. Über den Platz kommt mit dem dumpfen Geräusch marschierender Füße eine Kompagnie englischer Soldaten. Das sind Knaben, bartlos, fast zart aussehende Knaben im unkleidsamen Khaki, deren kindliche Gesichter in den ungeheuren Helmen beinahe ganz verschwinden. Sind diese Jünglinge wirklich die Besieger jener dunklen, kriegerischen Gestalt, die dort so regungslos auf dem prächtigen Rosse hält?

Schuhmacher.

Während die khakifarbene Kompagnie stramm vorübermarschiert, gebe ich scharf acht, ob sich irgend ein Gefühl auf dem düsteren Gesicht des Reiters widerspiegelt.

Nein, keine Muskel zuckt, und wenn der Anblick dieser fremden Soldaten, die mit ihren schweren Stiefeln auf dem Boden seines Vaterlandes daherstampfen, in ihm wirklich etwas wie Bitterkeit weckt, so weiß er es doch gut in seinem Herzen zu verbergen, in dem der letzte Funke von Patriotismus längst, wenn nicht ganz erloschen, so doch tief versteckt liegt.

Als mein Blick nochmals zu dem Denkmal Mehemeds zurückkehrte, durchzuckte mich der Gedanke: wenn dein Geist wiederkommen und diese Bronze neubeleben könnte, welcher Zorn würde dich beim Anblick der fremden Soldaten ergreifen, die zu deinen Füßen da-

hinſchreiten! Aber gegen wen ſollte dein Grimm ſich wohl wenden? Gegen die Engländer, die Ordnung im Lande hergeſtellt, die Ägypten dem ſichern Untergang entriſſen und es mittelſt einer vorzüglichen, umſichtigen und energiſchen Verwaltung der Gegenwart, und ich darf wohl hoffen, auch der Zukunft, wiedergegeben haben; oder gegen jene Narren, Dummköpfe und Schurken, jene ganze Reihe von Paſchas, die in ihrer Gewinnſucht und Charakterloſigkeit das Land erſt ausgeſogen und dann blindlings in die Wirren von 1882 geſtürzt haben?

Kaffeehändler.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ägyptens Zuſtand damals ein derartiger war, daß ſich ein Einſchreiten der europäiſchen Mächte nötig machte, um die Ordnung wieder aufzurichten und die fremden Intereſſen zu wahren. Aber wenn dieſes „Concert des Impuissances“ weniger unterhandelt und gezaudert, ſondern energiſcher und entſchiedener eingegriffen hätte, ſo wären das berüchtigte Blutbad von Alexandria und andere Vorkommniſſe ſicherlich unterblieben.

Dieſes Blutbad freilich hat man ſtark übertrieben. Es war nichts als ein Handgemenge zwiſchen einem Araber und einem Malteſer, das Zuſammenrottungen herbeiführte, die in einem Aufſtand endigten, in deſſen Verlauf eine Horde Araber mehrere Häuſer plünderte und gegen vierzig Europäer tötete. In mancher ziviliſierten europäiſchen Stadt iſt Schlimmeres geſchehen. Es war keineswegs eine allgemeine Empörung gegen die Fremden, und die Ägypter ſelbſt haben die Ruhe wiederhergeſtellt. Aber während die Mächte

wochen- und monatelang Unterhandlungen pflogen, wie man sich am besten in die ägyptischen Angelegenheiten mischen könnte, und Frankreich auf eine englisch-französische Expedition drang, wollten die Ägypter — und das ist natürlich genug — dem Zufall nichts überlassen und begannen daher, Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Man setzte die Verteidigungswerke Alexandrias in stand und begann, neue Forts zu bauen.

Jetzt forderten die französischen und englischen Admirale die ägyptischen Behörden unter Androhung einer Beschießung auf, alle Arbeiten einzustellen.

Bezüglich der darauf folgenden Ereignisse stößt man auf zwei Darstellungen. Die Ägypter behaupten, sie hätten mit der Arbeit aufgehört, der englische Admiral aber will aus ihm zugegangenen Berichten erfahren haben, daß von den Ägyptern an anderen Orten Kanonen aufgefahren worden wären. Und von welcher Seite kamen diese Gerüchte, die Admiral Seymour bewogen, das Feuer zu eröffnen? Von einem Schotten, Mr. Roß, der in Alexandria wohnte und die beiden Flotten mit Kohlen versorgte. Auf vertrautem Fuße mit dem Admiral und den englischen Offizieren, hielt er sie über alles, was an Land vorging, auf dem Laufenden, und so war er es, der durch die mehr oder weniger seiner Phantasie entsprungene Beschreibung der Befestigungsarbeiten den Anstoß zur Beschießung gab. Der nämliche Mann versicherte auch, wenn er in Kohlenangelegenheiten an Bord der französischen Schiffe beordert wurde, Admiral Seymour bis zum letzten Augenblick, daß die Franzosen bereit wären, zu ihm zu stoßen. Wie groß war daher Seymours Erstaunen, als er das französische Geschwader Anker lichten und davonsegeln sah!

Man flüstert in gewissen, eigentlich sonst gut unterrichteten Kreisen, daß der Admiral Seymour einige Stunden nach der Beschießung von seiner Regierung Befehl erhalten habe, das Feuern zu unterlassen, wenn er seine Schiffe nicht durch die neuen Befestigungen der Ägypter gefährdet sähe, und daß ihm die ängstliche Erwartung der Nachricht, ob sein Vorgehen gebilligt werde oder nicht, eine böse Stunde schaffte.

Es ist wenigen bekannt, daß Lord Kitchener, der siebzehn Jahre später die Derwische besiegen und den Sudan zurückerobern sollte, sich als einfacher Zuschauer an Bord des Flaggschiffes befand. Unmittelbar nach der Beschießung, die Ägypten den Engländern er-

schloß, ging er mit Mr. Roß an Land, um sich in seinem Hause einen Whisky mit Soda zu leisten. Und einen zweiten trank er mit Kapitän Marchand in Faschoda an dem Morgen der Ereignisse, die die Vorherrschaft Englands im Niltale endgültig besiegelten.

Die Beschießung war der erste, wie Faschoda der zweite der Marksteine, die den Niedergang des französischen Einflusses bezeichnen, des Niedergangs, der an jenem denkwürdigen Tage begann, als die französische Flotte am Horizont verschwand, und der, indem er Alexandria den englischen Kanonen überließ, die letzte Hoffnung derjenigen vernichtete, die von einem unter der leitenden Hand Frankreichs großen, starken und glücklichen Ägypten geträumt hatten.

Auf dem Wege nach Kairo.

Kapitel 2.

Von Alexandria nach Kairo.

Dörfer und ihre Bewohner — Sage von den Ghamusah und anderen Tieren — eine Sehenswürdigkeit — Befestigungswerke, um das englische Heer aufzuhalten — Arabis Empörung — Holte er für die Engländer die Kastanien aus dem Feuer? — Zum Tode verurteilt, begnadigt, nach Ceylon verbannt, wieder zu Gnaden angenommen und nun mit einer Pension von 1000 Pfund in Kairo! — Im Zuge — Anekdoten — Japaner und Ägypter — Warum die letzteren gleich den Türken japanerfreundlich sind.

Zur Mittagsstunde pflegt ein Ansturm auf den Schnellzug nach Kairo stattzufinden. Der Zug entspricht mit seinen höchst bequemen Durchgangswagen und dem Speisewagen der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft den Anforderungen des Tages durchaus. Man könnte sich in Europa wähnen, wenn nicht so viele Passagiere den Fes trügen, wenn nicht ein Araber uns die Zwischengerichte reichte, und nicht die Dienstboten einen so außerordentlichen Lärm machten. Durch die kleinen Öffnungen, durch welche die Gerichte gelangt werden, rufen Köche und Kellner einander an, verhandeln und streiten miteinander in einem fremden Kauderwelsch. Dieses Geräusch berührt um so eigentümlicher, als der Araber für gewöhnlich fast ebenso ruhig seine Arbeit verrichtet wie der Chinese und der Japaner. Sein Hauptfehler ist die unstillbare Neugier, die die Gegenwart einer weißen Frau im Hause in ihm hervorruft. Um einen Blick auf die natürlichen Reize einer blonden Europäerin, gleichviel ob jung und schön oder alt und häßlich, werfen zu können, bedienen sie sich jedes Mittels. Das Schlüsselloch ist der beliebteste Beobachtungsposten, wird ihnen dieses aber durch eine mit ihren kleinen Kunstgriffen bekannte Person verstopft, so verrichtet ein Loch, das sie mit einem großen Bohrer an einer verborgenen Ecke anbringen, denselben Dienst. Die Tür des Badezimmers ist natürlich am meisten bedroht.

An meinem Tisch unterhielten sich drei augenscheinlich gebildete Herren im Fes über den Russisch-Japanischen Krieg. Ich beteiligte mich am Gespräch und merkte binnen kurzem, daß alle drei Orientalen stark japanerfreundlich gesinnt waren. Über den Grund dieses Gefühls befragt, gab mir einer zur Antwort: „Wir sind japanerfreundlich, weil die Japaner eine ganz außergewöhnliche Nation sind, jung, tapfer, tatkräftig, die jetzt um ihre Existenz kämpft und schon Wunder vollbracht hat.“ Das sind zweifellos gute Gründe, aber es lagen noch andere vor, die der Herr sorglich für sich behielt, die ich aber für ihn in Worte kleiden will: „Wir Muselmänner, Ägypter, Türken stehen auf Seiten der Japaner, weil sie ein orientalisches Volk sind, dessen Religion nicht Christus bekennt; weil sie eine Nation bekriegen, die jene beiden Dinge vertritt, um derentwillen uns die meisten Demütigungen, die schwersten Leiden auferlegt worden sind: westliche Kultur und christlicher Glaube.“

So denkt jeder Asiate, jeder Afrikaner, und die japanischen Siege rufen in beiden Erdteilen Gefühle wach, die lange geschlummert haben — die lebendige, aber im tiefsten Herzen wohlverwahrte Hoffnung, daß ein Tag anbrechen wird, der ihren endgültigen Sieg, unsern endgültigen Sturz sehen wird.

In mäßiger Eile durchfährt der Zug die ungeheuren, vortrefflich angebauten Ebenen, in denen die Maiskultur vorherrscht. Man könnte sich in die weiten Länderstrecken des westlichen Amerikas versetzt glauben, wenn nicht hier und da, Riesenfedern gleich, hohe Palmbäume ihr gefiedertes Haupt emporstreckten. Dann kommen wieder kleine Dörfer aus gelben Erdhütten, deren glatte, strohgedeckte Dächer als Stall und Hühnerhof dienen; Ziegen, Schafe, Hühner, Hunde und Schweine, alle scheinen eine Vorliebe für diesen erhöhten Standpunkt zu haben, der allerdings eine viel schönere Aussicht bietet als die ebene Erde. Auf dem schlechten Wege kommen langsamen, abgemessenen Schrittes die in fast schreckenerregender Weise beladenen Kamele mit ihren kleinen Köpfen auf den langen, ach, so endlos langen Hälsen daher. Ihre würdevollen Bewegungen stehen in grellem Gegensatz zu der Gangart der Esel, die zu hunderten sichtbar sind. Oh, diese ägyptischen Esel! Wie elegant sie sind, wie munter und anmutig! Wie verschieden von ihren europäischen Brüdern! Sie haben einen unbeschreiblichen Schick, und sie sehen, heißt sie lieben.

„Was für schreckliche Kühe!“ rief eine junge Amerikanerin und

Grab eines Scheichs.

zeigte durch die Wagenfenster auf einige riesige Tiere mit schwarzer, fettglänzender Haut, die in der Tat einen wirklich abschreckenden Anblick boten.

„Das sind nicht eigentlich Kühe", berichtete ein Ägypter, „es sind Ghamusah, weibliche Büffel, deren Milch ganz ausgezeichnet ist. Nachdem Gott die Kuh erschaffen hatte — so erzählt man sich hier zu Lande — kam der Teufel, betrachtete sie, lachte laut auf und behauptete, er könne mit geschlossenen Augen etwas besseres

Ghamusah.

fertig bringen. Gott nahm ihn beim Wort. Der Teufel machte sich ans Werk und rief die Ghamusah ins Leben."

Der alte Ägypter, ein liebenswürdiger Mann, der uns dieses Geschichtchen erzählte, hatte vor ungefähr zwanzig Jahren eine bedeutende Rolle in seinem Lande gespielt. An meiner Seite sitzend, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf mancherlei Interessantes.

„Sehen Sie dort" — sagte er — „diese Sandhügel? Das sind Überreste der Verteidigungswerke, die Arabi 1882 errichtete, um die Engländer aufzuhalten. Man vermutete, daß sie nach ihrer Landung in Alexandria geradeswegs auf Kairo marschieren würden. Aber bekanntlich taten sie das nicht. General Wolseley zog es vor, sich in Ismaïlia auszuschiffen, zur großen Überraschung der Ägypter, die fest auf Herrn von Lesseps' Versicherung getraut hatten, daß die Franzosen die Engländer nicht in den Kanal dringen lassen

würden. Wie dem auch sei, Wolseley landete mit seinem aus 13000 Mann und 40 Kanonen bestehenden Heere am 22. August 1882 in Ismailia, durchkreuzte ungehindert die 36 Meilen breite Wüste und griff am 13. September die Ägypter in ihrem verschanzten Lager bei Tel-el-Kebir an. Unsere 26000 Mann und 70 Kanonen standen unter Arabis eigenem Befehl. Die Engländer verloren 50 Mann. Arabi war der erste, der die Flucht ergriff, das aufgelöste Heer folgte ihm. Er hielt erst in Kairo inne, wo er sich schleunigst ergab, sobald der Vortrab der englischen Kavallerie erschien."

Arabi Pascha.

„Und was halten Sie für die Ursachen dieser schimpflichen Niederlage? Die Feigheit der ägyptischen Truppen?" fragte ich.

„Keineswegs", erwiderte er, „die besten Soldaten der Welt lassen in Stich, sobald die Offiziere und der Oberbefehlshaber Reißaus nehmen, als ob der Teufel hinter ihnen drein wäre."

„Es fehlte Arabi am militärischen Genie. Er war nichts als ein eitler, ehrgeiziger Oberst von sehr untergeordneten Fähigkeiten, der Strohmann ....."

„Der Engländer?"

„Wer kann das sagen! Ich für meine Person glaube es nicht. Er arbeitete ihnen unbewußt in die Hand, als er die Arbeit derer tat, die ebenso ehrgeizig aber klüger als er waren. Bedenken Sie nur, daß die Revolution von 1882 eine sehr ernste und sehr entschuldbare war. Sie richtete sich von vornherein nicht gegen die Ausländer, sondern gegen die Regierung, gegen die türkischen Paschas, die fast alle hohen und militärischen Stellungen besetzt hielten und das Land durch ihre Tyrannei zugrunde richteten. Durch Anwendung besserer Mittel unter fähigeren Führern wäre diese Bewegung, die die Sympathie der ganzen Welt besaß, vielleicht von Erfolg gekrönt gewesen. Es glückte Arabi nicht, ein Held zu sein; er war nichts als ein Aufrührer."

„Was ist aus ihm geworden?“

Bei dieser Frage schwebte ein Lächeln auf seinen Lippen, und er erwiderte mit schelmischem Augenzwinkern:

„Was aus ihm geworden ist? Nun, er lebt glücklich und zufrieden in Kairo von seinen tausend Pfund jährlicher Pension, die ihm die Regierung großmütig gewährt. Sicherlich erhält er sie nicht, weil er eine Revolution ins Leben gerufen, oder weil er, wenn nicht der Rädelsführer, so doch die Ursache des Blutbades in Alexandria gewesen, wohl auch nicht, weil er bei Tel-el-Kebir so unrühmlich geflohen ist. Aber Sie müssen doch zugeben, daß vom Standpunkte der Engländer aus ein Mann, der ihnen den Grund zur Beschießung von Alexandria lieferte, der England die Tore Ägyptens öffnete, der es fertig brachte, mit 26000 Mann und 70 Kanonen nur fünfzig Engländer zu töten, und der Kairo und seine Burg ohne Schwertstreich nehmen ließ — daß ein solcher Mann gut tausend Pfund Pension im Jahre wert ist. Welche Mühe hätten die Engländer nicht gehabt, wäre Arabi aus festerem Stoffe gewesen!“

„Und vom Standpunkt der Ägypter?“

„Ach, es wäre vielleicht natürlich, wenn wir einen Mann haßten und verachteten, dessen Feigheit und Ungeschick unser Land unter das englische Joch gebracht hat . . . . . aber in Wirklichkeit ist das gar nicht so; denn wenn wir auch anscheinend die Unabhängigkeit verloren, die wir in der Tat gar nicht besaßen, so wollen wir doch lieber von England, dem wir einen bis dahin ungeahnten Aufschwung verdanken, regiert werden, als uns von der Türkei mißregieren lassen. Dafür verdient er wirklich die tausend Pfund, die wir ihm auf Englands Rat zahlen.“

„Auf den Rat Englands?“ fragte ich.

„Gewiß! Seit dem Tage, wo er sich in Kairo ergab, hat England Arabi, den Hauptrevolutionär, den Rebell gegen das herrschende Oberhaupt, unter seine schützenden Fittiche genommen. Sein Prozeß bestand aus Scheinverhandlungen, nicht von ägyptischen Richtern geführt, sondern von dem „Verteidigungsrat“, der aus zwei durch Privatsubskription von London herübergesandten englischen Juristen und einem dritten Engländer, Sir Chas. Wilson, dem Vertreter des englischen Hofes, zusammengesetzt war.

„Lord Dufferin, der eben mit der Berufung als Ratgeber des Chedive in Ägypten angekommen war, begann seine Tätigkeit damit,

daß er sich alle mögliche Mühe gab, die Lage Arabis im Gefängnis zu verbessern. „Sir", sagte er eines Tages zu seinem Kollegen Borelli, „ich kann Arabi nicht länger mit solcher Grausamkeit behandeln lassen. Eben höre ich, daß sein Moskitonetz Löcher hat!" Und als der Ex-Rebell sich einige Tage später beklagte, daß der Tritt der Schildwache ihn im Schlafe störte, wurde die Nachtwache sofort mit Filzschuhen ausgerüstet! Aber trotz aller Bemühungen der Engländer wurde Arabi mit vier seiner Gefährten zum Tode verurteilt. Da

Obsthändler auf einer Eisenbahnstation.

England natürlich die Vollstreckung des Urteils nicht zugeben konnte, verbannte man die Schuldigen auf die Insel Ceylon, wo sie achtzehn Jahre lang von allem Komfort umgeben lebten ..... und zwar auf Kosten der Regierung, die sie hatten stürzen wollen. „Aber es war doch eine Revolution und die Männer sind Aufrührer!" lärmte Borelli. So wurden drei arme Schlucker aufgehängt, unter ihnen der Kommandant Soliman Sami, der eingestand, mit seinen Soldaten gewisse Gebäude auf dem Platze Mehemed Ali in Brand gesteckt zu haben, auf Arabis Befehl, welch letzterem Verzeihung gewährt, der in sein Vaterland zurückberufen wurde und von seiner Staatspension in Kairo lebt, wo man ihn täglich zur vornehmsten Stunde ausfahren sehen kann."

Der alte Ägypter schwieg, durch die Wagenfenster flutete der Sonnenschein, und ich dachte an meine Freunde, die Engländer, und

ihre Milde gegen Rebellen. Sogar der berüchtigte Colonel Lynch, der in Südafrika gegen sie stritt, befindet sich heute ebenfalls auf freiem Fuße, wenn ich auch bislang noch nicht gehört habe, daß die englische Regierung ihm eine Pension von tausend Pfund gewährt.

Draußen in der grünen, sonnenbeglänzten Ebene schmetterte eine Trompetenfanfare, und ich bemerkte in der Ferne eine Kompagnie Infanterie bei der Übung. Auf diese Soldaten zeigend, fragte ich:

„Sind sie heute mehr wert als zu Arabis Zeiten?"

„Wir besitzen", gab er zur Antwort, „ein bewundernswertes kleines Heer, auf das England ebenso stolz sein kann, als wir, denn nur den vorzüglichen englischen Offizieren, die in den letzten zwanzig Jahren mit Leib und Seele an der militärischen Verbesserung gearbeitet haben, verdankt Ägypten seine mustergültige Armee."

Ein Landschaftsbild.

„Ich weiß, daß England in den letzten Jahren viel an seinem Heere zu mäkeln gefunden hat, besonders wird das gesellschaftliche Leben der Offiziere und ihre augenscheinliche Unwissenheit getadelt."

„Ich kann darüber nicht urteilen. Die jungen englischen Offiziere sind so voll Mut und Betätigungstrieb, daß sie immer Beschäftigung haben müssen. Sie sind unübertrefflich, sobald es einen wilden Volksstamm zu unterwerfen gibt, aber welch anderes Gebiet finden sie, sobald sie in London sind, für ihre Tatkraft, als die Belagerung der Herzen schöner Damen? In Ägypten und jetzt auch im Sudan hat sich ihnen ein ungeheures Arbeitsfeld eröffnet. Dank ihrem unermüdlichen Eifer, der unwandelbaren Geduld, dem außerordentlichen Geschick und der bewundernswerten Ausdauer ist es ihnen gelungen, Ägypten mit verhältnismäßig wenig Kosten ein neues Heer zu verschaffen, das des wärmsten Lobes würdig ist. Im Jahre 1882 — Arabi war damals Kriegsminister — kostete sein Departement Ägypten fast 864000 Pfund. Die Engländer waren dagegen der ganz richtigen Überzeugung, daß in einem von seiner Schuldenlast

faſt erdrückten Lande zunächſt die Ausgaben vermindert werden müßten, und erniedrigten das Kriegsbudget von Jahr zu Jahr, bis es 1886 nur noch 336000 Pfund betrug. Als ſich ſpäter der Wohlſtand des Landes hob, bewilligte man für das Militärweſen wieder größere Summen, es wurde der Sudan zurückerobert, die Derwiſche vernichtet, und doch koſtet unſer treffliches Heer heute weniger als damals Arabis Horden. Unter den Europäern ſcheint die Meinung verbreitet, daß die Ägypter, gleich den Chineſen, nur unter der Führung europäiſcher Offiziere gut kämpfen können ..... wir Ägypter aber ſchmeicheln uns der Hoffnung, daß heute unſre Soldaten ebenfalls ihre Pflicht tun werden, wenn Ägypter an ihrer Spitze ſtehen."

Abani Paſcha.

Das iſt zweifellos auch die Meinung kompetenter Leute, vor allem Sr. Exzellenz, des liebenswürdigen Kriegsminiſters, Abani Paſcha.

Drei Uhr! Die hundertzehn Meilen, die uns von Kairo trennten, liegen hinter uns, vor uns aber erhebt ſich Ägyptens Hauptſtadt, ein weißes Häuſermeer unter einem klarblauen Himmel, wie mit Goldfunken von der hellſtrahlenden Sonne überſät, die uns heute, am erſten Dezember, an liebliche Maitage in Frankreich gemahnt.

Opernplatz in Kairo.

Kapitel 3.

Kairo.

Ankunft — Eindrücke — Bevölkerung und Typen — Die Bauwut — Außergewöhnlicher Wohlstand — Unerhörter Reichtum — Leben — Gasthäuser — Ein Napoleon unter den Gastwirten — Geschichten und Anekdoten — Reisende, vornehme und andere Gesellschaft — Skandal — Wahre Geschichte von der Entstehung gewisser Reichtümer — Wirkung des Klimas auf das weibliche Geschlecht und des weiblichen Geschlechts auf die Araber.

Welche Veränderung in einem Zeitraum von wenigen Jahren! Man spricht von dem pilzähnlichen Wachstum amerikanischer Städte, aber noch nie wohl hat eine alte orientalische Stadt so plötzlich eine andre Ära begonnen, ist gleichsam wiedergeboren, wie durch Zauberstab zu einem neuen Dasein erweckt worden. Auf den ersten Blick wird der Reisende, der Kairo nach mehrjähriger Abwesenheit wiedersieht, keinen großen Unterschied bemerken. Auf dem riesigen Bahnhof derselbe Tumult, dieselben Rufe, dieselben eingeborenen Träger, die nach dem Gepäck greifen. Draußen derselbe bekannte Geruch des Orients, der Städte, denen Kanalisation ein fremder Begriff ist, derselbe schreckliche Staub. Aber das alles ist bald vergessen, im Nu ist man wieder von dem unerklärlichen Zauber umsponnen, dem jeder fremde Reisende inmitten dieser neuen, fremdartigen Bilder anheimfällt.

Die Hauptstraße, Schariah-Kamel, und der Opernplatz haben sich nicht besonders verändert. Es ist dies noch immer die belebteste Gegend der Stadt, wo von früh bis Abend eine gewaltige bunte Menge auf dem Pflaster hin- und herwogt. Nicht einmal der Traum könnte uns ein mannigfaltigeres Bild vorgaukeln, als dieses lebendige Panorama uns bietet, wo West und Ost sich die Hand reichen und ineinander zu verschmelzen scheinen.

Zuerst haftet das Auge auf den vielen tausend kleinen roten Flecken, von denen schwarze Seidenquasten herabhängen. Es ist

Bâb es Zuwêle.

der Fes, die Kopfbedeckung so viel verschiedener Volkstypen, daß es aussieht, als ob ganz Afrika sich hier zum Rendezvous eingefunden hätte. Die Mehrzahl der Leute gehört dem starken Geschlecht an; außer dem Fes haben sie nichts Orientalisches in ihrer Kleidung, sondern tragen sich nach europäischer Weise; manche sogar zeichnen sich durch höchste Eleganz aus. Wir bemerken in der Menge Neger, Araber in wallenden Gewändern, verschmitzt blickende Juden, Eunuchen, wohlausgerüstete ägyptische Soldaten; und durch diese Orientalen eilen, die verschiedensten Sprachen sprechend, Touristen aus allen Ländern, junge ausländische, bewandert um sich blickende Mädchen, Welt- und Halbwelt-Damen, letztere mit dem gleichen Lächeln für Schwarze und Weiße. Hier und da eilt schweigend und geheimnisvoll eine unter ihrem Schleier verborgene Eingeborene vorüber.

Die Vorbaue der Cafés sind gedrängt voll, und man trinkt hier den ewigen türkischen Kaffee und raucht die ewige ägyptische Zigarette dazu. Eine Unterhaltung zu führen, ist schwer, denn die Straßenverkäufer vollführen einen unheimlichen Spektakel. Sie handeln mit allem. Da fehlt nichts: Lotterielose, Postkarten, Wachszündhölzer, Datteln, Obst, Zeitungen, Honig, sogar Fische und Fleisch. Abgerichtete Affen sind zur Schau gestellt, Italiener kratzen auf abscheulichen Geigen; ein Heer von Schuhwichsern treibt sich herum, und, gerade wie vor dem Grand Hotel in Paris, so stehen auch hier zahlreiche Führer, die dem Fremden für wenige Piaster alle Sehenswürdigkeiten von Kairo zeigen. Auch auf der Fahrstraße ist alles in Bewegung. Elegante Zweispänner, die den Eingeborenen als Omnibus dienenden, teils mit Männern, teils mit Frauen und Kindern gedrängt besetzten kleinen Karren, Fahrräder, gelegentlich ein Automobil, unzählige Esel, die aller Arten zweibeinige Wesen tragen, bis zur äußersten Möglichkeit beladene Kamele, alles das zieht in endloser Folge vorüber. Mit ohrbetäubendem Klingeln erinnert uns die elektrische Straßenbahn daran, daß Kairo jetzt eine moderne Stadt ist. Diese Straßenbahn gehört einer belgischen Gesellschaft, die wohl das Geld der Leute einsteckt, deren Bequemlichkeit aber gänzlich außer acht läßt. Schmutzige Wagen, unhöfliche Schaffner. Es gibt eine Abteilung für „Haremsdamen", die von Ausländerinnen aber nicht benutzt werden darf. Neben einem von Flöhen gepeinigten Neger zu sitzen, ist nicht angenehm; in Alexandria ist durch Abteilungen erster und zweiter Klasse viel besser für das Publikum gesorgt.

Auf dem Schariah-Kamel, dem Opernplatz und den benachbarten Straßen sieht man prächtige Läden. Besonders schön sind die Schaufenster der Juweliere; es gibt auffällig viel Parfümerien und Apotheken, aber noch mehr Kuchenläden. Man kann vorzüglichen Nougat und „Türkenspeise" kaufen, muß aber erst lange darnach suchen, denn ganz im Vordergrund in diesen Läden stehen die Schweizer Schokoladen. „Galapeter und Milchschokolade" haben Ägypten mit süßem Zahn erobert.

Die Palme unter den Ladeninhabern gebührt unstreitig den

Omnibus der Eingeborenen.

Apothekern. Ihre Zahl ist Legion, und sie mästen sich, indem sie dem geduldigen Publikum das Geld auf die gefälligste Art aus der Tasche locken. Ihre Frechheit übertrifft alles, und es kann als ihre Lebensaufgabe bezeichnet werden, immer zu stehlen und oft zu vergiften. Als vergangenen Winter ein eingeborenes Kind auf der Straße überfahren wurde, wollten die Umstehenden das arme kleine Wesen in eine Apotheke tragen, der Besitzer aber — es ist kaum zu glauben — schloß ihnen die Tür vor der Nase zu. Das Kind starb; durch schnelle Hilfe wäre es vielleicht zu retten gewesen, aber — ein Eingeborener! Was liegt an dem! Und der Apotheker scharrt ruhig und zufrieden seinen unrühmlichen Gewinn weiter zusammen.

---

*) Ich möchte allen Reisenden aufs angelegentlichste empfehlen, alle Arzneimittel bei sich zu führen, die sie möglicherweise brauchen können.

Aber wenn auch an diesem malerischen belebten Winkel Kairos keine Veränderung wahrzunehmen ist, so kann man dies doch nicht von der übrigen Stadt sagen. Die ganze Bevölkerung scheint von einer Bauwut befallen zu sein. In den Straßen drängen sich die mit Baumaterial beladenen Wagen, und überall sieht man im Entstehen begriffene, von Gerüsten umgebene Neubauten.

Große Mietshäuser, ungeheure Paläste, prächtige Hotels sind dort emporgewachsen, wo noch vor zwei Jahren sich Gärten ausbreiteten.

Wie schon gesagt, ist Ägypten augenblicklich ein reiches Land. Alles macht Geld, und da der Wert des Grundbesitzes täglich steigt, beeilt sich jeder, der Geld hat, und deren sind viele, zu bauen.

Vor kurzem noch kannte der Mittelstand der Ägypter den Komfort entweder gar nicht oder stand ihm gleichgültig gegenüber. Familien von zwanzig bis fünfundzwanzig Köpfen hatten eine elende, aus wenigen Räumen bestehende Wohnung inne, noch dazu in ungesunder Lage. Jetzt ist alles anders geworden; die Familien teilen sich, die verheirateten Kinder wollen eine eigene Wohnung haben und wählen sie, wenn möglich, in den neuen, gesunden und luftigen Stadtteilen. Tausende, die früher nach Art der Türken auf dem Fußboden schliefen, ziehen jetzt europäische Betten vor. Messer und Gabel sind an die Stelle des Daumens und Zeigefingers getreten.

In dem außerordentlichen Anwachsen der Stadt macht sich noch kein Zeichen des Stillstands bemerkbar, sie dehnt sich sogar bis in die angrenzende Wüste aus, deren Nutzbarmachung sich energische Kapitalisten zum Ziel gesetzt haben. Boghos Nubar Pascha, der Sohn des berühmten Staatsmannes, steht an der Spitze eines Syndikats, das kürzlich weite, vor den Toren Kairos gelegene Wüstenstrecken erworben hat, wo ein neues Viertel entstehen soll, das seiner Zeit eine kleine Stadt für sich bilden wird.

An zwei Dingen hat es Kairo bisher gefehlt, an Wasser und an Kanalisation. Ob die letztere je zustande kommen wird, ist ungewiß, aber dank der Herren Suarès, der reichen Bankiers, die für das neue Ägypten schon so viel getan haben, ist die Wasserfrage bereits gelöst.

Nachdem sie im Jahre 1898 die Genehmigung zu einer Wasserversorgung der Stadt Tantah erhalten hatten, ließen sie aus der Schweiz den Ingenieur M. Abel von Zürich herüberkommen. Dieser Herr erklärte eines Tages, seine Beobachtungen haben ihn zu der

Schariah el Tabbdueh.

Überzeugung gebracht, daß in großer Tiefe unter dem Nil und demselben Laufe folgend, sich noch ein Strom befinden müsse, ein zweiter Nil, aber kein dicker, schlammiger, sondern ein Nil, den die Sandlager und Formationen, durch die er gedrungen, geklärt und gereinigt haben. Nun war Kapital vonnöten, um die Richtigkeit dieser Theorie zu beweisen und um festzustellen, welche Wassermenge dieser Strom in guten und schlechten Jahren liefern könnte. Die Herren Suarès zögerten nicht, die nötigen Summen zur Verfügung zu stellen, und M. Abels Versuche ergaben bald, daß er sich nicht getäuscht hatte. Es fand sich, daß der unterirdische Strom vorhanden war, daß er vorzügliches Wasser führte, welches genügte, im Notfalle ganz Ägypten zu versehen.

Außer Tantah und Mansurah wird Kairo jetzt fast gänzlich von der neuen Wassergesellschaft versorgt, und beinahe in jedem Hause braucht man bloß einen Hahn aufzudrehen, um eine beliebige Wassermenge zu erhalten. Die Herren Suarès hatten nicht nur die sehr angenehme Genugtuung, viel Geld einzustreichen, sondern aus den Statistiken des Gesundheitsamtes ersahen sie auch, daß in den Stadtteilen, wo die neue Wasserversorgung eingeführt war, die Sterblichkeitsziffer bedeutend sank. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß gestern noch alle Einwohner Kairos, ob reich ob arm, auf das schlammige Nilwasser angewiesen waren, das ihnen die Sakkas in Ziegenhäuten an die Tür brachten.

Seltsamerweise ist dieser unterirdische Nil, der aus den Tiefen des Sudans kommt und sich im Mittelmeer verliert, nicht der einzige Strom dieser Art in Afrika. Marquis di Rudini, der große Staatsmann, der die Geschicke Italiens lange und oft geleitet hat, erzählte mir eines Tages in Kairo, daß er während seiner Reisen in Erythrea auf mehrere derartige Flüsse gestoßen sei. Auf dem Grunde tiefer Brunnen hat er das Rauschen strömenden Wassers gehört. Damals wußten weder der Marquis noch ich etwas von dem unterirdischen Nil.

Auf den folgenden Seiten werde ich viel von den Reizen eines Winteraufenthaltes in Ägypten reden, welchen ich allen denen sehr warm empfehlen kann, die, umgeben von größter Bequemlichkeit, den Winter in einem Lande voll von historischen Erinnerungen, reich an Kunstschätzen, zubringen möchten. Deshalb wird man mich auch wohl nicht beschuldigen, Ägypten unrecht zu tun, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß man sich nun mit Ernst und Ausdauer bemühen

wird, Kairo von der größten Plage zu befreien, die Ägypten aufweist — vom Staube.*)

Wenn das Wasser dazu nicht genügen sollte, werden hoffentlich andere Mittel versucht werden, um jenen Wolken von Staub und Schmutz Einhalt zu tun, die nicht nur sehr unangenehm, sondern ausgesprochen gefährlich sind.

Sobald Kairo weniger staubig und wenigstens einigermaßen kanalisiert sein wird, wenn die Straßenbahnwagen sauberer, die Apotheker menschlicher, die Kutscher weniger grausam gegen ihre Tiere sein werden, wenn der Lebensunterhalt sich etwas billiger gestalten wird, dann muß Kairo ein Paradies für den Winter genannt werden.

Wasserverkäufer.

Während der wenigen Monate, die die Saison bilden, sind die Hotels der Mittelpunkt der vornehmen Welt, und dann gleicht Kairo mehr einem Badeorte als einer Hauptstadt. Diese Hotels haben in der Tat eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Groß und prächtig ausgestattet, vereinigen sie die Behaglichkeit des Westens mit dem Luxus des Orients. Noch vor kurzem besaß Kairo nur zwei gute Logierhäuser, Shepheards Hotel, das im Zentrum der Stadt inmitten der Gärten gebaut ist, welche einst zu dem Palast der Prinzeß Kiamil, der Tochter Mehemed Alis, gehört hatten. Der Ort ist historisch, denn die Prinzessin war, wie man sagt, eine moderne Margarete

*) Es muß erwähnt werden, daß der Staub in Kairo nicht schlimmer ist, als in vielen Orten der französischen und italienischen Riviera.

v. Navarra, liebebedürftig und eine Freundin ſtarker junger Männer.

Lange Zeit war Shepheards Hotel der Treffpunkt aller berühmten Leute, die durch Kairo kamen, und ſein Name iſt durch die ganze Welt bekannt. Seine Leitung liegt in den Händen eines Mannes, der ſein Geſchäft verſteht, von M. Charles Baehler, der auch dem Ghezireh-Palaſt vorſteht. Dieſer Palaſt! Welche Erinnerungen haften an ihm!

Auf Befehl des Chedive Ismaïl wuchs er binnen wenig Wochen, wie von Feenhänden gemacht, in dem ſchönen Ghezirehpark an den Ufern des Nils aus dem Boden hervor, in der Tat eine würdige Wohnung für ſeinen Gaſt, die Kaiſerin Eugenie, die gekommen war, um der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen. Hier fanden jene Feſtlichkeiten ſtatt, die prächtigſten, die die Welt je geſehen. Welche Lage für ein Hotel! Shepheards- und das Ghezireh-Hotel allein hätten genügt, um den Ruhm des Hotelweſens Kairos, ja einer noch zehnmal größeren Stadt, feſtzulegen. Aber eines Tages erſchien auf der Bildfläche ein Mann mit Geiſt und dem Mut, ihn auszunützen; der ſprach zu ſich: „Das iſt alles ganz gut und ſchön, aber ich werde etwas anderes und beſſeres tun.“ Und er baute das Savoy-Hotel. Dieſer Mann war George Rungovich-Bei, der Napoleon des ägyptiſchen Hotelweſens und heute einer der einflußreichſten und begütertſten Männer Kairos.

M. Charles Baehler.

„Das Savoy-Hotel“, erklärte er, „ſoll das eleganteſte und teuerſte in Kairo werden.“ Und weit entfernt, die Reiſenden abzuſchrecken, ſchienen die hohen Preiſe im Gegenteil ſie gerade anzulocken.

Außer dem Savoy-Hotel beſitzt M. Rungovich noch zwei andere Hotels in Kairo, das Kontinental auf dem Opernplatz und das Hotel d'Angleterre in einer ruhigeren Lage, aber ebenfalls ganz auf der Höhe. M. Rungovich iſt eine bekannte Perſönlichkeit in Kairo. Wie ſo mancher Millionär hat er ſeine Laufbahn auf der unterſten Stufe der Leiter, in dem Flur eines Hotels begonnen. Er ſucht dieſen Umſtand nicht zu verbergen, iſt vielmehr ſtolz darauf. Einige engliſche Offiziere, die ſeine Gewandtheit und Ehrlichkeit bemerkt hatten, legten etliche Jahre ſpäter die Leitung ihres Kaſinos in ſeine

Hand. Darauf wurde er Direktor des Hotels d'Angleterre. Es war um diese Zeit, daß er dem englischen Heer einen Dienst leistete, den ihm die Offiziere nie vergessen haben, und der ihn sozusagen zum auserwählten Hotelier aller Offiziere Ihrer britannischen Majestät gemacht hat.

Aus irgend einem Grunde langte ein englisches Regiment gänzlich unerwartet in Kairo an. Es waren keine Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen, keine Quartiere für die Offiziere bereit. Auf dem Bahnhof fanden sie zu ihrem großen Staunen M. Rungo-

Ghezireh-Palast-Hotel.

vich, der dem Oberst meldete, daß er im Hotel d'Angleterre Zimmer für alle Offiziere in Bereitschaft habe. Während der wenigen Tage ihres Aufenthaltes wurden sie königlich bewirtet und erhielten, als sie beim Abschied ihre Rechnung forderten, den Bescheid: „Es gibt keine! M. Rungovich rechnet es sich zur großen Ehre, den Offizieren Ihrer Majestät Gastfreundschaft erwiesen zu haben."

Alle gekrönten Häupter, die darnach durch Kairo gereist sind, haben M. Rungovich beehrt. Die Königin von Portugal befahl ihn bei einem ihr zu Ehren veranstalteten Picknick an ihre Tafel. Es wird erzählt, daß der deutsche Kronprinz bei seiner Ankunft in Ägypten an der Landungsbrücke einen kleinen dünnen Mann bemerkte, der hin und her ging und alles zu leiten schien. „Das ist gewiß der Polizeipräfekt", sprach er, „er sollte eine Uniform haben." Es war aber M. Rungovich, und ist er auch nicht im Besitz einer Uniform, so hat er doch wenigstens einen Titel und viele Orden, auf die er mit Recht stolz sein kann.

Natürlich herrscht starke Konkurrenz zwischen den Hotels Baehlers und denen Rungovichs; aber es ist dies ein gesunder Wettbewerb, der den Fremden nur zum Vorteil dienen kann, denn jedes tut sein möglichstes, um sie zufrieden zu stellen und Lob zu ernten. Überdies ist es heute eine mehr scheinbare als wirklich bestehende, ja eine grundlose Eifersucht, heute, wo diese Hotels ihren Ruf begründet und ihre Zukunft gesichert haben, und wo in allen Teilen der Stadt neue Unterkunftshäuser erstehen, um den Kampf mit den alteingeführten Hotels aufzunehmen.

Es ist Tatsache, daß die Hotels kaum genügen, um die ungeheure Menge von Europäern und Amerikanern zu bergen, die zum Winter nach Kairo strömen. In der letzten Saison hatte man Mühe, für alle Unterkommen zu schaffen, und es wird erzählt, daß man einmal sogar die alten Schlafwagen zuhilfe nahm und sie die Rolle von Logierhäusern spielen ließ. Die Ausländer, die Ägypten derartig überschwemmen, bilden, was die Hoteliers „une clientèle de grand luxe" nennen. Es gehört in der Tat Geld und zwar viel Geld zu einem Winteraufenthalt in Ägypten, und alle, die hier aus allen Winkeln der Erde zusammenkommen, um sich des herrlichen Klimas zu erfreuen, haben einen großen Beutel und streuen das Geld mit vollen Händen aus. Das Winterleben in Kairo ist eitel Üppigkeit und Prachtentfaltung, ist eine ununterbrochene Folge von Bällen und Festlichkeiten.

G. Rungovich-Bei.

Es liegt etwas in der ägyptischen Luft, ein gewisses Etwas, das jeden mehr oder weniger aufzureizen scheint, manche, besonders Angehörige des schwachen Geschlechts, aber ganz rasend macht und sie unwiderstehlich zu all diesen sinnlichen Vergnügungen treibt. Daraus folgt, daß alle Welt Liebeshändel hat, und seltsame Geschichten sind darüber in den Hotels im Umlauf. Junge Mädchen scheinen eine besondere Vorliebe für den Ägypter zu haben, eine Schwäche, die sie nicht selten zur Verleugnung alles Schicklichkeitsgefühls treibt. Ein junger Ägypter, der nicht nur ein guter Tänzer, sondern auch sehr redegewandt war, sagte einst zu mir:

„Ich sage Ihnen, ein Buch könnte ich füllen mit den Abenteuern, die sich uns jungen Ägyptern im Laufe des Winters bieten, und die Welt würde über die Art und Weise staunen, mit der diese

jungen Mädchen sich uns an den Hals werfen. Ein paar von uns haben einmal zum Vergnügen einen Klub gegründet, den wir die „Terrassenmänner“ nannten, weil die Terrassen der verschiedenen Hotels unser Arbeitsfeld waren; aber es ging nicht, wir mußten es wieder aufgeben, denn keine Konstitution konnte den Erfolg aushalten, der unsere Bemühungen krönte.“

Kuppel des Savoy-Hotels.

Aber die Abenteuer dieser jungen Bursche sind nichts im Vergleich zu denen der Dragomane, dieser prächtig, herkulisch gebauten Männer, die über die Kraft eines Pferdes verfügen und so malerisch in ihrem Nationalkostüm aussehen. Ihr Beruf ist es, als Führer und Dolmetscher zu dienen, alles für ihre Herren anzuordnen, Ausflüge und Partien aller Art zu veranstalten.

Gleich den Arabern, den Ägyptern und allen Orientalen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, so geraten auch die Dragomane ganz außer sich, sobald eine Europäerin oder Amerikanerin in Betracht kommt. Sie sind ihnen der Gipfel sinnlichen Reizes, wobei, wenigstens bei den niederen Volksschichten, Alter und Aussehen ganz nebensächlich sind. Darum ist es wohl zu verstehen, vielleicht gar zu verzeihen, wenn eine Frau, deren Schönheit vom Zahn der Zeit gelitten, oder die ohne diese verhängnisvolle Gabe geboren ist und deshalb lange im Schatten der Vernachlässigung geschmachtet hat, wenn eine solche Frau eifrig nach der Gelegenheit

greift, sich zum Gegenstand der Anbetung zu machen, indem sie einen ägyptischen Dragoman engagiert.

Beim Schreiben dieser Zeilen denke ich an eine reizende Blondine, die mit ihrem reichen aber leidenden Gatten mehrere Winter in Ägypten zubrachte. Sie hatten einen der schönsten Dragomane des Landes, und Madame betrug sich derartig mit diesem Herkules, daß der englische Geistliche nicht anstand, eine gewaltige Predigt über diesen Gegenstand in seiner Kirche loszulassen.

Ein Dragoman.

Jeden Tag kann man auf dem Wege nach den Pyramiden einen eleganten Zweispänner mit einem prächtigen Kutscher sehen, der, den Fes keck auf ein Ohr gerückt, mit einer Blume im Knopfloch, vor befriedigter Eitelkeit förmlich strahlt. Warum auch nicht? Die edle Dame, die so majestätisch im Wagen sitzt, und deren Schönheit über die Reife hinaus ist, nennt er seine „Herrin" in mehr als einem Sinne.

Das Kapitel „Dragoman" erinnert mich an das Geschichtchen von einem Hoteldirektor, der ein biederer Elsässer, aber ein wenig schwer von Begriffen war, wie man zu sagen pflegt. Eines Abends stürzte eine junge Amerikanerin, die nicht im besten Rufe stand, in sein Kontor und sagte: „Ich muß diese Nacht unbedingt einen Musketier in meinem Zimmer haben!" Der Direktor erhob staunend die Hände und erwiderte: „Aber mein Fräulein, woher in aller Welt soll ich denn einen nehmen? Dragomane so viel Sie wollen, aber einen Musketier — in Kairo!" Es war ein Versehen der Dame, die einen „Mustikär", ein Moskitonetz, wünschte.

Es ist höchst belustigend zu sehen, wie die Ausländer jede Gelegenheit erfassen, um ihr Französisch zu verbessern. Glücklicherweise

kommt es ihnen meist nicht zum Bewußtsein, was für sonderbare Dinge sie oft zutage fördern.

Auf einem der glänzendsten Bälle des vorigen Winters führte ein junger Diplomat nach einem flotten Walzer seine Tänzerin, eine reizende Kalifornierin, hinaus auf den Balkon. Als sie an die frische Luft traten, rief er, sich die Stirn mit dem Taschentuch trocknend: „Quelle chaleur!“ Mit der unschuldigsten Miene der Welt antwortete das entzückende Wesen unter lebhaftem Fächeln: „Oui, vraiment, et moi aussi, je suis en chaleur!“

Dieselbe junge Dame führte vergangenen Winter die Rutschschlittenbahn im Ghezirehhotel ein. In der großen Halle, am Fuße der mächtigen Treppe, rühmte ein junger eben aus der Schweiz kommender Engländer die Freuden des Wintersports, besonders der Rutschschlittenfahrt. Er erzählte, daß die Fahrt vom Palasthotel in Caux bis zum Grandhotel in Territet nur wenige Minuten beanspruchte.

„Oh, das ist weiter nichts!“ rief Miß B. aus. „Wir haben hier auch Rutschschlittenfahrt und brauchen nicht einmal zu fürchten, die Nasen dabei zu erfrieren.“ Sie winkte einem Araber und ließ sich ein Servierbrett bringen. Ein paar Minuten später saß sie auf diesem improvisierten Rutschschlitten und sauste pfeilschnell die Marmortreppe hinunter. Der Sport fand Beifall. Viele Abende lang konnte man Damen in Abendtoilette vergnügt die Treppe hinunterrutschen sehen, während unten am Fuße ein Regiment Schwarzröcke sich mit weit offenen Augen an dem ungewöhnlichen und reizvollen Anblick ergötzte. Ja, diese Hotels! Ich versichere Ihnen, Sie langweilen sich nicht!

Außer der in den Hotels wohnenden Gruppe der Reichen, weist die Gesellschaft von Kairo noch andere Gruppen auf, vornehmlich die „Beamten“, die „Engländer“ und die „Einheimischen“. Es ist schwer, den letzteren einen passenden Namen zu geben. Sie setzen sich aus all den reichen und gastfreien ausländischen Familien — es sind meist Griechen und Levantiner — zusammen, die sich seit vielen Jahren in Ägypten niedergelassen haben, und in deren Händen sich Handel und Gewerbe, und bis zu gewissem Grade auch der Geldmarkt befindet. Es gibt in diesem Kreise viele schöne, interessante und entschieden elegante Damen, während die Männer sich durch Geist auszeichnen. Der Ursprung manch eines Vermögens ist zwar nicht unbekannt, ja nicht einmal vergessen, wird aber kluger-

weise durch einen dichten Schleier verhüllt, den nur Altangesessene manchmal lüften zur Unterhaltung Neugieriger, wie ich zum Beispiel bin. Da wird denn unser Ohr mit Geschichten gekitzelt, deren Helden jetzt Träger bekannter und geachteter Namen sind, die voll Stolz auf ihre Titel und Auszeichnungen inmitten eines großen Verwandten- und Freundeskreises leben, in den ersten Anfängen ihrer Laufbahn aber als Räuber, Schmuggler und Falschmünzer auftraten.

Wirklich gut ist die Geschichte von den falschen ägyptischen Münzen, die in Europa geprägt und zu Millionen in den hohlen Füßen eiserner Bettstellen in Ägypten eingeführt wurden. Endlich konnte die Regierung ihr eigenes Geld nicht mehr erkennen und beschloß, neue Münzen zu prägen. Die Falschmünzer aber waren vorschnell und brachten ihre Falsifikate der neuen Prägung in Umlauf, ehe die wirkliche Ausgabe von seiten der Regierung erfolgt war, und der Finanzminister mußte erklären, daß die zirkulierenden neuen Münzen nicht von ihm stammten, und daß er sich deren Ursprung nicht erklären könne.

Ein auswärtiger Konsul, arm wie eine Kirchenmaus, sperrte eines Tages eine ganze Familie von Landsleuten, eine ungeheuer reiche Familie aber, deren kleine Vergehen ihm zu Ohren gekommen waren, ins Gefängnis, um sie bei Tagesanbruch wieder zu entlassen, man weiß natürlich nicht, warum, aber der bettelarme Konsul reichte seine Entlassung ein und ist heute der Besitzer einiger schöner Villen in einem der herrlichsten Orte an der adriatischen Küste. Hübsche Geschichte, was? Aber was tut's? Die Alten, die zu einer Zeit, wo alles mehr oder weniger räuberte, gekämpft und Erfolge gehabt haben, sind heute Greise. Morgen werden sie dahin sein, und das neue, wohlerzogene und gebildete, bis in die Fingerspitzen elegante Geschlecht ist nicht verantwortlich für die Art Geld, die ihre Väter benutzten. Gehen wir nicht zu tief auf den Grund! Aus einem Düngerhaufen kann eine Rose hervorblühen — und viele andere gute Dinge. Und bekanntermaßen riecht Geld nicht, in Ägypten noch weniger als anderswo.

Die große und einflußreiche Gruppe der Engländer (ich spreche hier nicht von den Beamten) sieht mit Verachtung auf die „Einheimischen" herunter. In ihren Augen sind Ägypter, Griechen, Türken, Armenier nichts als Neger. Ich scherze nicht; es mag sonderbar erscheinen, aber kluge, gebildete, liebenswürdige Eng-

Lady Cromer.

länder kann man einen Griechen „jenen Schwarzen" oder „jenen Neger" nennen hören. Und darin sind sie keiner Besserung zugänglich.

Die ihrerseits von den Beamten mit Verachtung gestrafte englische Kolonie genügt sich selbst und lebt, sozusagen abgeschnitten, dem Genuß jedweden Sports, auf den sie verfallen. Sie fahren, reiten, segeln, spielen Fußball, Tennis, Polo und bleiben gesund und zufrieden dabei.

Die Beamtenwelt ist hier ebenso beschaffen wie an allen Orten, wo es Vertreter auswärtiger Mächte gibt, wo der Fürst von Ministern und Beamten aller Art umgeben ist und Prinzen und Prinzessinnen in seiner Familie zählt. Lord Cromer und seine reizende Gemahlin sind vielleicht nicht weltlich genug, um allen zu gefallen, aber jede Arbeit, sie sei zu künstlerischen, literarischen oder wohltätigen Zwecken, jeder Versuch, die Lage des Volkes zu bessern, findet bei ihnen bereitwillige Unterstützung.

Auf der französischen Gesandtschaft, einem Palast in rein arabischem Stil, ist M. de la Boulinière, ein Diplomat von hohem Wert, eifrig um die Interessen seines Vaterlandes bemüht, während seine Frau und seine Töchter alle Zeit, die ihnen ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen übrig lassen, den zahlreichen Werken der Barmherzigkeit widmen, mit denen Frankreichs Name stets verbunden war.

Der Senior des diplomatischen Korps, Mr. van der Does de Villebois, ein Sohn des großen holländischen Staatsmannes, ist fast ebenso bekannt wie seine Frau, die berühmte Bridge-Spielerin, oder seine Töchter, die eifrigen Sportsdamen. Und das will viel sagen!

Der Marquis Salvaggo Raggi, der italienische Gesandte, war zur Zeit des Boxeraufstandes und der Belagerung der Gesandtschaften in Peking und kehrte von dort zurück voll der uneingeschränktesten Bewunderung für die Verwaltungskunst der Engländer und Japaner, die er dort Seite an Seite mit den anderen Nationalitäten hatte arbeiten sehen. Die Marquise, eine schöne Frau, ist eine der beliebtesten und gefeiertsten Damen in Kairo.

In einem anderen Bauwerk arabischer Kunst befindet sich die unter dem Grafen Zogheb stehende dänische Gesandtschaft. Unter dem Vorsitz der Gräfin und ihrer reizenden Töchter hat sich hier ein auserwählter Kreis zusammengefunden.

Es sind auch Junggesellen da: Graf T. B. de Koziebrodzki, der österreichisch-ungarische Vertreter, der eben erst angekommen ist, dem es aber, wie man sagt, bereits gelungen, alle weiblichen und auch eine große Anzahl männlicher Herzen zu erobern. Auch Baron Oppenheim, ein Schriftsteller und Gelehrter, dessen arabischer Palast viele Kunst- und Literaturschätze birgt, nicht zu vergessen der köstlichen Liköre und der riesigen Zigarren.

Madame de Martino.

Aber die Zahl der Seiten, die ich Kairo und seiner Gesellschaft widmen kann, ist beschränkt. Ich möchte manchen Salon beschreiben, möchte von mancher Weltdame erzählen, aber Zeit und Raum verbieten es. Ich kann jedoch nicht schließen, ohne des Salons der Madame de Martino Erwähnung zu tun. Sie ist Ehrendame Ihrer Hoheit der Chediva, ist eine Dame voll Liebenswürdigkeit und eine der besten Wirtinnen.

Und in diesem Strome von Festlichkeiten und Vergnügungen, von Diners, Bällen, Soupers, schwimmen alle mit, Männer wie Frauen amüsieren sich und „flirten". Ich bin überzeugt, daß in keiner Stadt der Welt das Flirten eine so große Rolle spielt, wie in Kairo, und doch, glaube ich, war ich noch nicht einmal zur rechten Zeit dort. Ich habe es zu bald verlassen. Der Winter scheint nichts zu sein im Vergleich zum Frühling, wo bekanntermaßen junger Leute Herzen leicht entzündbar sind . . .

„Ich verlasse Kairo", schrieb mir eine Freundin im April, eine Dame, die man nicht spröde nennen kann, „denn ich kann den An-

blick dieſer ewigen Liebespaare nicht mehr ertragen, die nun, wo das warme Wetter gekommen iſt, allen Anſtand verloren zu haben ſcheinen."

Nun, liebe Freundin, wir wollen nicht zu hart gegen das arme Kairo ſein; der Frühling iſt allerorten ein großer Sünder. Wenn er es hier noch etwas toller treibt als anderwärts, ſo iſt es vielleicht nicht ſeine Schuld, ſondern die des Klimas und der Sonne.

Der Nil bei Kairo.

Kapitel 4.

Neues Leben.

Die Neubelebung des Landes — Ursache des ägyptischen Wohlstandes — Lord Cromers Werk — Was Ägypten England verdankt — Welchen Nutzen England von Ägypten zieht — Vergleich zwischen 1882 und 1905 — Die Ansicht des Premierministers Sr. Exzellenz Mustapha-Pascha Fehmi — Sir William Garstin — Das Werk eines großen Ingenieurs — Ägyptens Finanzen — Die Banken — Spekulationen — Messrs. Suarès, Cassel, etc. — Der Tanz um die Millionen — Geschichte der Daira, des Assuan Damms und der National-Bank.

England hat der Zivilisation einen unbestreitbaren Dienst geleistet.
De Freycinet, La question d'Egypte.

Die Arbeit Englands während der letzten 25 Jahre kann man nicht in einigen Zeilen beurteilen und abtun. Wer sie in allen ihren Einzelheiten kennen lernen will, dem rate ich, Lord Cromers jährliche Berichte zu lesen, die in London für wenige Pence zu haben sind. Es sind dies nicht bloß Seiten voll Zahlen und Statistiken, die beweisen sollen, daß die Arbeit gut getan worden ist. Der Leser wird im Gegenteil in diesen Berichten, die in einfacher, klarer Sprache abgefaßt sind, eine lebendige, interessante und fesselnde Schilderung finden von den Fortschritten Ägyptens im vergangenen Vierteljahrhundert, von Irrtümern, die begangen und schnell wieder gut gemacht, von Erfolgen, die errungen worden sind. Ich habe mehrere Bände, ein paar tausend Quartseiten umfassend, gelesen, und mein Interesse war am Ende noch ebenso groß wie zu Anfang. Diese Berichte sind schon an sich ein höchst wertvolles Werk, dessen Lord Cromer, wäre er ein weniger bescheidener Mann, sich mit Recht rühmen könnte. Ihnen verdanke ich ein klares Bild von der einstigen und jetzigen Lage Ägyptens, von den unternommenen Bemühungen, den Plänen für die Zukunft, der Rolle

Englands, dem moralischen, geistigen und physischen Zustand der Bevölkerung und von tausend interessanten auf das Landleben und die Landbevölkerung bezüglichen Dingen. Ereignisse werden unparteiisch dargestellt, Lord Cromer zögert unter gewissen Umständen sogar nicht, abfällige Beurteilungen, die über Regierungsakte laut geworden sind, zu wiederholen, indem er die Gründe, die dazu geführt haben, klar darlegt. Die Ägypter selbst lesen die Berichte mit dem größten Interesse, von den Zeitungen werden sie ausgiebig zitiert.

Im Verlaufe mehrerer Gespräche, die ich mit Lord Cromer hatte, ehe ich seine Berichte las, erwies er mir die Ehre, mir die Lage auseinanderzusetzen. Man sagt Sr. Exzellenz nach, er sei barsch und kalten Wesens. Ich habe ihn im Gegenteil bei jeder Gelegenheit höflich, liebenswürdig und angenehm gefunden. Er hat eine sanfte Stimme, einfache Manieren und eine gewinnende Persönlichkeit. Ein Mann nach dem Herzen der Interviewer ist er freilich nicht. Gestattet er eine Frage, so ist es nutzlos zwei zu stellen. Entweder verweigert er die Antwort kurzweg oder er wird in wenig Worten alles die Frage betreffende sagen, für die man sich interessiert. Er hat vom ersten Augenblick an genau erfaßt, wo man hinaus will, und wenn er sich zu einer Antwort herabläßt, so gibt er sie klar und ohne überflüssige Worte. Man tut am besten, gerade auf das Ziel loszugehen, er wird dasselbe tun. Ich will nicht versuchen, die politische und finanzielle Lage Ägyptens seit 1882 zu erklären; ich werde mich begnügen, die erzielten Erfolge zu zeigen.

Zur Zeit der Ereignisse in Alexandria und der Niederlage Arabis war Ägypten sozusagen bankrott. Die Schulden beliefen sich auf mehr als hundert Millionen Pfund Sterling. Die Revenüen dagegen genügten nicht, um die Zinsen zu bezahlen und die für die Regierung nötigen Summen zu beschaffen. Die Fellahs oder Bauern, die die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, wurden mit Steuern überhäuft, von den Paschas mißhandelt und in einen Zustand abschreckenden Elends versetzt. Alle öffentlichen Ämter waren in den Händen solcher Männer, die sich auf jede mögliche Weise zu bereichern suchten, und die Staatsverwaltung war in allen ihren Teilen schlecht, unfähig, von Grund aus verdorben.

Heute ist Ägypten gut regiert und von Erfolg begleitet, es befindet sich in einem finanziellen Zustande, um den es manche Groß-

macht beneiden möchte. Die redliche, feste, tatkräftige Regierung erfreut sich des Vertrauens von hoch und niedrig, von Ausländern und Eingeborenen. Die von ihrer übermäßigen Steuerlast befreiten Fellahs arbeiten tüchtig, sind glücklich und erfreuen sich guten Gedeihens.

Das Staatseinkommen, das 1882 9000000 Pfund betrug, erreichte im vergangenen Jahre fast 14000000, und trotzdem zahlreiche höchst wichtige Arbeiten unternommen worden sind, zeigte das letzte Budget einen Überschuß von 1200000 Pfund. Um dieselbe Zeit enthielt der Tilgungsfonds der Regierung eine Totalsumme von 13400000 Pfund. Und alle diese Millionen sind gespart worden, obgleich die Steuern herabgesetzt wurden und von allen Zweigen der Regierung große Werke und teure Unternehmungen bezahlt worden sind.

Arabische Frau und Eseltreiber.

In Ägypten ist man einstimmig der Meinung, daß dieser vortreffliche Zustand der Dinge England zu danken ist. Ich glaube, der Dank gebührt vor allem Lord Cromer.

Nachdem die Geschicke Ägyptens in die Hände eines Mannes gelegt worden waren, der mehr als andere befähigt war, das Land zu retten, und dem England unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte, hatte das letztere den Verstand, ihm freie Hand zu lassen und nur

hin und wieder der Welt zu zeigen, daß hinter ihm und seinen Handlungen das britische Reich stand. Selbst in den dunkelsten Tagen, wo Gordon in Chartum ermordet wurde, und wo der Sudan ganz in die Hände der Derwische fiel, hat England mit keinem Wort, keiner Tat seinen Vertreter verleugnet. Statt zu versuchen, seine Pläne zu beeinflußen oder zu durchkreuzen, baute das englische Kabinett seine ganze ägyptische Politik auf den Grund auf, den Cromer gelegt hatte, und auf dem nach und nach das Gebäude entstand, dessen Festigkeit und Fortdauer London niemals bezweifelt hat. Welche Lehre für solche Länder, deren Vertreter von der Laune eines Ministers, dem Einwurf eines Abgeordneten, einem Pressefeldzug abhängig sind!

Natürlich hat Lord Cromer den jetzigen Zustand nicht gänzlich und mit seinen eigenen Händen geschaffen. Ägypten verdankt den internationalen Einrichtungen viel, die die Mächte ins Leben gerufen haben, so der „Schuldenkasse", die viele Jahre als Hemmschuh für unnötige Ausgaben diente, und dem „Gemischten Gerichtshof", der zum erstenmal gleiches Recht sprach und dadurch dem Gesetz zu Ansehen verhalf und Ordnung und Vertrauen wieder herstellte. Auch Frankreich ist Ägypten Dank schuldig; aus dessen Brust hat es den besten Teil seiner Zivilisation, die Ideen zu seinen besten Einrichtungen gesogen.

Lord Cromer aber gebührt der Hauptruhm. Er hat Ordnung in das Chaos gebracht, hat die Staatsämter neuorganisiert, die Verwaltung von ihren Lastern gereinigt, eine einheitliche und redliche Regierung eingesetzt und alle jene ungeheuren Arbeiten vollendet oder anfangen lassen, die heute die Basis des Wohlstandes sind und in Zukunft noch mehr sein werden. Kurz, er und er allein hat es verstanden, alle Hilfsquellen des Landes zu vereinigen und anzuwenden, um seine Einwohner zu neuem Leben zu erwecken.

In der einfachsten Sprache erklärt Lord Cromer, bis zu welchem Punkt sein erster Versuch gediehen ist: „Die Hilfsmittel des Landes liegen fast ausschließlich in seinem Ackerbau, und dieser wiederum hängt von zwei Dingen ab, von der Arbeit der Landleute und vom Steigen des Nils, dessen fruchtbarmachende Wasser das Ackerland jedes Jahr überschwemmen und es zugleich bewässern und düngen. Jahrelang haben die Bauern kaum gearbeitet, da ihnen alle Früchte ihrer Tätigkeit von den Steuerbeamten entrissen wurden, die ihnen wenig oder nichts übrig ließen und sie durch Schläge, wenn nötig,

Lord Cromer.

auch durch Tortur zwangen, den letzten Pfennig herauszugeben. Man kann kaum glauben, welche Leiden und Entbehrungen das unglückliche Volk erdulden mußte. Selbst das Wasser des Nils wurde von den Paschas, den reichen Großgrundbesitzern, ganz mit Beschlag belegt; gegen sie gab es keine Gerechtigkeit für den armen Bauer. Es war das erste, daß man die Steuern verminderte und sie gerecht und gleichmäßig verteilte, daß man die Fellahs vor öffentlichen und anderen Räubereien schützte und ihnen endlich zu allen Zeiten und an jedem Ort ihren Anteil am Nilwasser zusicherte. Zeit und Geduld, und zwar von beiden viel, gehörten dazu, den armen Mann davon zu überzeugen, daß endlich eine neue Zeit der Gerechtigkeit angebrochen; aber allmählich begann er doch zu begreifen, bis er sich endlich, freilich noch mit stillem Argwohn, an die Arbeit machte. Als er im Laufe der Zeit merkte, daß er nach so vielen bösen Jahren die Früchte seiner Mühen wieder in Ruhe und Behagen genießen konnte, da, aber auch erst da, fing die tief eingewurzelte Liebe zum Grund und Boden wieder an, sich zu behaupten, er wurde wieder — ach, leider nur zu wenig! — menschlicher, seine langentbehrte Tatkraft kehrte zurück, und Ägypten begann aufzuleben."

Der Schutz und die Ermutigung, die den Fellahs gewährt wurden, erstreckten sich in dieser oder jener Weise auch auf die anderen Gesellschaftsklassen. Ich werde mich begnügen, einige Beispiele zu geben. Der Nil, die große Wasserader des Landes, der es von einem Ende zum anderen durchströmt und auf beiden Seiten das fruchtbare Ackerland, Ägyptens beste Zuflucht, seinen größten Reichtum, trägt, dient natürlich als Beförderungsmittel für die meisten landwirtschaftlichen Produkte. Zahllose Segelboote vermitteln diesen Verkehr, und Tausende von Familien erwerben damit ihren Lebensunterhalt. Aber die armen Schiffer wurden von endlosen Abgaben niedergedrückt, deren ungerechteste es war, daß sie eine gewisse Summe bezahlen mußten, sobald sie unter einer der Brücken durchfuhren. Fußgänger, Wagen, Schaf- und andere Viehherden, zu deren Nutz und Frommen diese Brücken doch gebaut waren, bezahlten nichts, während die unglücklichen Bootsleute stundenlang bei den Brücken, unter denen sie der Niedrigkeit wegen nicht durchfahren konnten, warten mußten, ja oft ganze Tage verloren, ehe ihnen ein Weg geöffnet wurde, für welche Vergünstigung sie dann auch noch zahlen mußten. Es war albern und schmachvoll, aber diese Abgabe brachte eine beträchtliche Summe ein. Lord Cromer zögerte nicht, sie gänzlich abzuschaffen.

Es gab andere, fast ebenso ungerechte Steuern, zum Beispiel die das Fischergewerbe betreffenden, von dem sich ein großer Teil der Bevölkerung ernährt.

Alle diese Gerechtigkeitsakte hatten zur Folge, daß die Zuversicht wiederhergestellt wurde, und aus dieser Zuversicht entsprang die neue Ära der Arbeit und des Erfolgs, deren Ägypten sich jetzt erfreut. Lord Cromer hat die Gabe, vorzügliche Hilfskräfte auszuwählen, und das Glück, sie zu finden. Offiziell wird Ägypten von Sr. Hoheit, dem Chedive und einem Ministerrat regiert. An der Spitze jedes Ministeriums steht ein hervorragender ägyptischer Staatsmann, dem ein Unterstaatssekretär beigegeben ist. Der letztere ist ein Engländer und wird von Lord Cromer, der wahren Triebkraft, beeinflußt und geleitet.

Es wäre falsch, zu glauben, daß die ägyptischen Minister nur Statisten seien. Sie sind die notwendigen, unentbehrlichen Bindeglieder zwischen England und Ägypten, zwischen der ägyptischen Bevölkerung und ihren Ratgebern. Durch sie regiert England, oder um es richtiger, wenn auch weniger diplomatisch auszudrücken, sie regieren im Namen ihres Landesherrn, folgen aber den Ratschlägen Lord Cromers, die ihnen durch ihre englischen Räte übermittelt werden. Fast alle letzteren sind Männer von bemerkenswertem Charakter und großer Klugheit gewesen. Manche ihrer Namen werden mit dem Lord Cromers in goldenen Lettern im Buche der Geschichte des modernen Ägyptens verzeichnet werden. Der Finanzrat wird gewöhnlich als die wichtigste Person im Ministerium bezeichnet. Diese Stelle hielten nacheinander besetzt: Sir Edward Vincent, Lord Milner, Sir Aukland Coloin, Sir Eldon Gorst, Sir Edwin Palmer; der jetzige Inhaber, Sir Vincent Corbett, ist eine bedeutende Autorität in Finanzsachen.

England und Ägypten haben einen glücklichen Griff getan, als sie im Departement der öffentlichen Arbeiten dem talentvollen Minister, S. Exzellenz Fachri Pascha, in Sir William Garstin einen der größten Ingenieure und einen der bedeutendsten Männer unsrer Tage, zur Seite stellten. Seine Studien und seine Arbeit an dem großen Flusse, der, aus der Mitte des Schwarzen Erdteils kommend, Ägypten das Lebensblut liefert, stellen ihn weit über alle die Gelehrten, die sich vor ihm oder gleichzeitig mit diesen Fragen beschäftigt haben. Ich werde in einem späteren Kapitel auf die Unternehmungen zurückkommen, die Sir William Garstin bereits vollendet oder erst

ins Auge gefaßt hat, aber ich möchte schon hier kurz erklären, daß, ungeachtet der durch Lord Cromer verbesserten Staatsverwaltung, Ägypten ohne diese Unternehmungen nicht auf dem heutigen günstigen Standpunkt stehen würde. Durch sie ist die einzige und alleinige Quelle des Reichtums, der launische, unzuverlässige Nil, besiegt, seine Wassermenge beträchtlich vergrößert und seine Wasserabgabe so vorzüglich geregelt worden, daß die befruchtenden Fluten den Boden jeden Sommer zu einer Zeit bewässern, wo sonst kein Tropfen zu bekommen war.

Sir Vincent Corbett.

Denn der Nil ist immer der beste Freund sowie der größte Feind der Fellahs gewesen. Ohne ihn würde Ägypten des Wassers beraubt (die Regenmenge ist gleich Null) und eine unbewohnte, unfruchtbare Wüste sein. Noch vor kurzem blieben, wenn zurzeit der jährlichen Überschwemmungen der Fluß zu seicht war, weite Länderstrecken unbewässert, und ihre Eigentümer gerieten ins Elend; war er aber zu hoch, so strömten die Fluten tobend über die Bewässerungskanäle und verheerten fast das ganze Land. Zur Überflutungszeit bewachte die Bevölkerung nächtelang die Schutzwälle, um sie an den am meisten bedrohten Stellen verstärken zu können, aber in diesem Kampf um die Existenz blieb der Fluß oft genug Sieger, während der unterlegene Mensch nichts tun konnte, als, an den ihm verbliebenen Krusten nagend, die nächste Saison abzuwarten.

Heute ist alles anders, und der Nil, den man von seiner Quelle im dunkelsten Afrika bis zur Mündung in das Mittelländische Meer verfolgt und studiert hat, liegt von der Hand des Menschen gebändigt. Mit Hilfe der bereits fertiggestellten Werke ist das angebaute Land selbst in den trockensten Jahren nie ohne Wasser, während jedes Unheil schnell verhindert werden kann, sobald außergewöhnlich hohe Fluten die Sicherheitsvorrichtungen zu zerstören drohen. Bedenkt man,

daß Ägypten keinen Ar fruchtbaren Landes aufweisen würde, wenn der Nil ihm nicht sein kostbares Naß spendete, und daß das Land nichts als ein langes, gerades, bewässertes Tal vorstellt, das rings von dürrer Wüste umgeben ist, die freilich ihrerseits, soweit das Wasser reicht, ebenfalls angebaut werden könnte, so wird man verstehen, daß je mehr Wasser der Nil geben kann, um so weiter kann das fruchtbare Land ausgedehnt werden, um so mehr steigt der Reichtum des Volkes, um so ergiebiger gestaltet sich das Einkommen des Staates. Ich kann deshalb wohl mit Recht sagen, daß die Bemühungen der

Der Nil.

Departements der öffentlichen Arbeiten folgende Ziele bisher verfolgt haben und weiter verfolgen werden:

1. Jeder Landmann in dem bereits angebauten Landstrich oder in einem, der möglicherweise angebaut werden kann, soll soviel Wasser bekommen, als er ein Recht hat, sei er arm oder reich, hoch oder niedrig. 2. Vermittelst riesiger Dämme wird die Wassermenge kontrolliert werden. 3. Man will das Netz von Bewässerungskanälen bis in die noch wüsten Gegenden ausdehnen. 4. Die Wassermenge soll vermehrt werden, entweder dadurch, daß man von der Quelle an jeden möglichen Verlust verhindert, oder daß man in der Nähe der großen Seen Ströme von ihrem Bett ablenkt, die jetzt nach anderen Richtungen fließen. 5. Endlich soll in riesigen, Millionen Kubikmeter enthaltenden Reservoirs das Wasser zurzeit des Hochstands aufgespeichert und während der trocknen Periode wieder

abgegeben werden, wodurch man selbst in solchen Zeiten gute Ernten erzielen wird, wo das Land früher nutzlos und unergiebig in gezwungener Untätigkeit dalag.

Dieser kurze Bericht gibt nur eine schwache Vorstellung von der ungeheuren Größe des Werkes, das jeden Ar kulturfähigen Landes in Ägypten umfaßt und sich in einer Länge von 4000 Meilen bis in die Tiefen des Sudans in Zentralafrika erstreckt, wo die Quellen des Weißen Nils liegen, und 400 Meilen weiter bis zu dem Ursprung des Blauen Nils auf dem Hochplateau von Abessinien.

Alle diese Arbeiten sind in naher Aussicht. Das große Sammelbecken von Assuan aber, ein Werk, das Sir William Garstin vor bereits fünf Jahren vollendete, hat sich schon als eine Quelle unberechenbaren Reichtums für Ägypten erwiesen. Ich wiederhole, für Ägypten und nicht für England, denn es ist des ersteren Nutzen, den Lord Cromer beständig im Auge hat. Oftmals hat Se. Exzellenz ausgesprochen: „Stets bin ich vor allem auf das Interesse Ägyptens und das Wohl seiner Bevölkerung bedacht gewesen. In Fällen, wo die Interessen Ägyptens und Englands einander kreuzten, habe ich nie angestanden, zugunsten des ersteren zu entscheiden. England hat niemals versucht, seine Machtstellung hier zu benutzen, um seine Untertanen auf Kosten derjenigen anderer Nationalitäten zu bevorzugen. Derselbe Schutz wird allen gewährt. Jedem redlichen Bemühen, welcher Art es sei und woher es auch komme, wird die größte Berücksichtigung zuteil. Die englischen Räte sind die Diener des Chedive, sie arbeiten für sein Land, nicht für das ihrige."

Natürlicherweise zieht England mit der Zeit auch seinen Nutzen, denn in dem reichen Ägypten findet es ein gutes Absatzgebiet für seine Waren, ein gutes Übungsfeld für seine Offiziere, seine Gelehrten und seine Beamten, und hat, was wichtiger ist, die Gewißheit, daß niemand den Suezkanal, diese große Verkehrsader für den Welthandel, bedroht. England will zeigen, daß es um Ägyptens Interessen und nicht um seiner eignen willen regiert, und dadurch das Vertrauen des Landes gewinnen — das ist in kurzen Worten der Kernpunkt der englischen Politik in Ägypten.

Die große Mehrzahl der ägyptischen Bevölkerung weiß Englands Arbeit zu schätzen, und die Zahl der Unzufriedenen ist so unbedeutend, daß sie ganz unbemerkt bleiben würden, wenn nicht einige eingeborene und ausländische Journalisten unter ihnen wären,

zungenfertige Debattierer, die vorzüglich in der Kunst, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen, großes leisten.

Auch in der jüngeren Generation findet man Leute, die ihre Studien mehr oder weniger glänzend beendet haben und die, in Unkenntnis der früheren Tage des Kampfes, nur den heutigen Wohlstand sehen und zu sich sagen: „Diese Maschinerie ist ja die Einfachheit selber, warum können wir sie nicht selbst handhaben!“ Ach, wie wenigen der Heutigen könnten die Zügel anvertraut werden! Die Ägypter gleichen noch den Pflanzen, die ohne Stütze nicht gerade wachsen.

Mustapha Pascha Fehmi, Premierminister.

Einer, der sie gründlich kennt, sagte zu mir: „Vor zwanzig Jahren glaubte ich, sie brauchten bloß erzogen zu werden. Das war ein Irrtum, man muß ihren ganzen Charakter ändern.“

Die Klarblickenden unter den Ägyptern wissen das selbst, und niemand besser als Se. Exzellenz, Mustapha Pascha Fehmi, der Präsident des Rates und Minister des Innern, ein Mann, der unter einem äußerst einfachen Wesen hervorragende Talente birgt, und dessen Ratschläge oft von unschätzbarem Wert für England gewesen sind, was Lord Cromer auch anerkannt hat. „Englands Arbeit hier“, versicherte mir Se. Exzellenz, „ist ein Denkmal seines Ruhmes. Bedenken Sie doch, was Ägypten 1882 war und was es jetzt ist! Damals Anarchie, Elend, Niedergang, jetzt Ordnung, Gerechtigkeit, Wohlstand. Ich habe beides erlebt und kann Vergleiche ziehen. Der Wechsel ist ein so schneller und gründlicher gewesen, daß ich manchmal die Augen schließen und mich fragen möchte: — Ist es ein Traum? Das größte Wunder aber ist die Weise, wie England sich in so kurzer Zeit Achtung und Wertschätzung errungen hat und nicht nur geduldet, sondern als unentbehrlich anerkannt

wird. Natürlich kann nicht vergessen werden, daß es in Ägypten mit Gewalt eingedrungen, daß es die Tore mit Kanonen gestürmt, also als Feind gekommen ist. Welchen Takt muß es bewiesen haben, daß es sich bei uns fast ohne Hindernis festsetzen konnte! Ich glaube nicht, daß es eine Regierung gibt, deren Räderwerk so geräuschlos geht, wie das der unseren. Sie fragen mich, ob Ägypten nicht ohne England wird fertig werden können? Das ist eine heikle Frage, die die Zeit allein beantworten kann. Aber soviel kann ich sagen, daß wir es gegenwärtig noch nicht entbehren können. Denn das Werk ist noch lange nicht vollendet; es ist ein solider Grund gelegt, aus dem das Gebäude vielversprechend herauswächst, aber der Punkt ist noch nicht erreicht, wo es sich selbst überlassen werden könnte. Und worüber sollten wir uns in bezug auf England beklagen? Ihm verdanken wir Reichtum und Erfolg; es hat uns rücksichtsvoll, mit einer Gerechtigkeit behandelt, die wir von keiner der anderen Großmächte gewöhnt waren."

Aus Unterhaltungen mit Männern wie Se. Exzellenz lernt man den Unterschied zwischen einst und jetzt erst recht verstehen.

„Sehen Sie sich" — sprach er eines Tages — „dieses mit Hotels und Palästen bedeckte Land an, die wie durch Zauber aus dem Boden hervorgewachsen sind. Noch vor zwanzig Jahren hätte niemand diesen Boden umsonst haben mögen, denn er war die Steuern nicht wert, die man darauf bezahlen mußte. Heute gilt er Millionen Pfund, aber welchen Preis würde er wohl haben, wenn uns England morgen im Stich ließe?"

Und auf meine Frage nach der Fähigkeit der jüngeren Generation erwiderte er: „Auch darin ist ein großer Fortschritt gemacht worden. Unsere Jugend ist moralisch und physisch der letzten Generation bedeutend überlegen. Aber wir befinden uns noch in einem Übergangsstadium. Weder heute noch in der nächsten Zukunft werden wir unter uns selbst alle die Elemente finden können, die zur Verwaltung, zur Führung und Leitung einer großen Nation nötig sind."

Seitdem man wieder Vertrauen bekommen, ist auch fremdes Kapital nach Ägypten geflossen, wo es zahlreiche günstige Anlagen findet. Natürlich mußte England seine Hand zuerst im Spiel haben, aber seine Gelder waren von viel geringerer Bedeutung als die französischen, bis zu der Zeit wenigstens, wo einer der berühmtesten englischen Kapitalisten, Sir Ernest Cassel, plötzlich in den Banken

Die Zitadelle von Kairo.

am Nil auftauchte. Im Verein mit M. R. Suarès, dem ägyptischen Bankier, hat er drei riesige Unternehmungen gegründet, die „Daira Saniah", die „Assuan Damm-" und die „National-Bank", welch letztere kurz darauf die „Bodenkulturbank" ins Leben gerufen hat.

Die Errichtung einer Nationalbank war lange ein schreiendes Bedürfnis gewesen, und ihr Erfolg war gesichert. Ihr Einfluß auf alles, was für Ägypten von einschneidendster Bedeutung ist, ist ungeheuer.

Sir Ernest Cassel.

Die Anlage des „Assuan Damm" war ein anderes Meisterwerk. Nachdem Sir William Garstin die Pläne zu dem großen Sammelbecken vollendet hatte, hieß es, die zum Bau nötigen 3000000 Pfund Sterling auftreiben. Die aus Vertretern Englands, Frankreichs, Deutschlands, Österreichs, Rußlands und Italiens zusammengesetzte „Schuldenkasse", die damals alles ägyptische Kapital kontrollierte, machte Schwierigkeiten und verlangte, daß vor Abschließung des Kontraktes ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben werden sollte.

Die Regierung weigerte sich aus folgenden Gründen: „Die in Bewerbung tretenden Firmen brauchen mindestens zwei Jahre zur Prüfung der Sache, nach Einreichung ihrer Entwürfe würde deren Studium weitere sechs Monate beanspruchen; so würden drei kostbare Jahre verloren gehen, während wir hier bereits das Anerbieten einer Firma, Messrs. Aird & Co., deren Redlichkeit weltbekannt ist, in Händen haben, die bereit ist, Sir Williams Pläne auszuführen. Die Herren verlangen keinen Pfennig der Kosten, sondern wollen eine jährliche Summe von 100000 Pfund Sterling annehmen. Warum länger zögern?" Die Sache wurde entschieden, und der Kontrakt mit Aird abgeschlossen, und als das Geld zum Bau verlangt wurde, wandte man sich an Sir Ernest Cassel, der die ge-

forderten Summen lieferte. Sobald sich die Kunde von der Ausführung des großen Planes verbreitete, begann der Grund und Boden in Ägypten in großen Sprüngen zu steigen, und Messrs. Suarès und Cassel kamen mit einer dritten Angelegenheit, der „Daira", einer Gesellschaft für Grundbesitz, mit der sie über 3 000 000 Pfund Sterling machten.

„Daira Saniah" war ursprünglich ein Besitztum des Chedive Ismail, mußte aber von diesem Fürsten an Ägypten und seine Gläubiger abgetreten werden. Die Bearbeitung des Landes war schwierig und mit großen Kosten verbunden und erfüllte längst nicht die darauf gesetzten Hoffnungen. Eines Tages hörte man, daß die Regierung es für 6 250 000 Pfund Sterling an Suarès und Cassel verkauft hatte, die mit einer Gruppe französischer Kapitalisten, an ihrer Spitze M. Cronier, verbündet waren, welche gerade die Zuckerfabriken und Raffinerien mit einem Anteil am Reingewinn übernommen hatten.

M. Raphael Suarès.

Diese drei riesigen Unternehmungen, die so plötzlich von denselben Personen ins Leben gerufen worden waren, verursachten große Erregung, besonders als es laut wurde, daß die Regierung in ihrem Besitz einen Bericht von Crook-schank Pascha hatte, der die englischen Aktionäre vertrat, welcher erklärte, daß die „Daira" mindestens ihre 10 000 000 Pfund Sterling wert wäre.

In der Tat kannte niemand den Wert des Besitzes besser als Crook-schank Pascha; und er hatte sich nicht getäuscht, denn die „Daira" erzielte über 13 000 000 Pfund Sterling, als Suarès und Cassel sie wieder verkauften. Die nominell auf fünf Pfund lautenden Anteilscheine der Gründer haben einen wirklichen Wert von 800 Pfund und werden leicht auf tausend steigen. Von den sechs Millionen

Reingewinn aus dem Verkauf des Grund und Bodens erhielt die Regierung die Hälfte, während die andere der Gesellschaft Cassel zufiel, die sich kontraktlich verpflichtet hatte, Ägypten die Hälfte des bei der endgültigen Abrechnung sich ergebenden Nutzens abzutreten.

So wurden Millionen gewonnen, aber sie sind nichts gegen die Millionen, die allen denen, ob reich ob arm, zufielen, die größere oder kleinere Landparzellen von der Gesellschaft Cassel kauften. Diese Erwerbungen wurden gekauft und verkauft und abermals gekauft und verkauft, ohne daß jemand den Besitz des Grundstücks wirklich antrat, das also in dem Jahre sozusagen nur aus einer Hand in die andere ging.

Sir E. Palmer.

Boghos Nubar Pascha erzählte mir, daß er ein Stück Land in der Daira für 60000 Pfund angekauft hat, für das ihm heute 300000 geboten worden sind.

Kaum waren die eben erwähnten drei großen Anlagen der Herren Suarès und Cassel genehmigt worden, als der Finanzrat Sir E. Palmer, auf dessen Rat die ägyptische Regierung gehandelt hatte, zurücktrat und zum Leiter der Nationalbank ernannt wurde. Es wurden dieser Wahl üble Deutungen gegeben, aber ich habe keine Bestätigung für die Vermutung finden können, daß sie mit den Dairavorgängen in Verbindung stand, obgleich ich mir sogar die Mühe gab, in den Bureaus der „Schuldenkasse" nachzuforschen, wo Finanzräte nicht gerade in Gunst stehen.

Es wäre nicht der menschlichen Natur gemäß, wenn diese Ernennung unbemerkt geblieben wäre, und da man sie falsch verstand, zögerte man auch in gewissen Kreisen nicht, Anschuldigungen aller Art gegen die Finanzräte im allgemeinen und Sir E. Palmer im besonderen zu schleudern. Das Ansehen des letzteren ist so groß, daß ich die Anklagen gar nicht erwähnt hätte, wären sie mir nicht

in der nächsten Umgebung der „Schuldenkasse“ selbst zu Ohren gekommen, dieser Einrichtung, die Ägypten so große Dienste getan, ihre Rolle nun aber ausgespielt hat. Eines Morgens begab ich mich in ihr Geschäftslokal. Beim Betreten war mir, als wäre ich plötzlich in das Reich des Todes versetzt. Die langen, kalten Korridore, die leeren Zimmer, die unbesetzten Pulte — alles machte einen traurigen, düsteren Eindruck. Die Vertreter der sechs Großmächte, die unter dem Titel „Schuldkommissare“ zwanzig Jahre lang Ägyptens Finanzen überwacht und geleitet haben, sind Männer von großer Klugheit und Fähigkeit. Aber selbst unter denen, die immer für Frankreich und gegen England gestimmt haben, war die Unzufriedenheit groß.

„Da sieht man, wie eins aus dem anderen kommt“, sagten sie oben zu mir. „Unter dem Vorwand, daß das Geld zu großen Unternehmungen, unter anderem zur Gründung des Assuan Damm, gebraucht würde, sind uns die Millionen entzogen worden, die wir so gut und weislich für Ägypten verwaltet haben. Nun, da das Geld ausgehändigt ist, hat man diese Pläne aufgegeben oder bis zum Nimmermehrstag aufgeschoben. Wo sind nun diese Millionen? Auf der Nationalbank, die Ägypten $2\,^1/_2\,\%$ gibt, während wir dasselbe Geld mit 8—$10\,\%$ verwerten könnten! Ist es ein Wunder, wenn die Zungen sich rühren und Anschuldigungen erhoben werden?“ Daraus ersieht man, daß die Finanzräte an der „Schuldenkasse“ nicht beliebt sind.

„Diese Herren“, hieß es weiter, „haben immer viel zu sehr an sich gedacht, mehr als an die Wohlfahrt Ägyptens.“

Wie in allen Streitfragen, so gibt es natürlich auch hier zwei Seiten, und die andere Seite habe ich ebenfalls gehört, als ich einige Tage später einen Besuch von Harari Pascha erhielt, der in bezug auf ägyptische Finanzen eine der größten Autoritäten ist, und der auch in dieser Frage Bescheid wissen muß, da er im Finanzministerium das Departement innehatte, das die „Daira Saniah“ überwachen muß, und der nun, wo er nach vieljährigen hervorragenden Diensten sein Amt niedergelegt hat, die Daira-Ländereien im Interesse der Gesellschaft Cassel verwaltet.

Ich habe ihm alles gesagt, was ich gehört, und will seine Erwiderung Wort für Wort wiedergeben.

„In dem, was Sie gesagt haben, liegt ein Körnchen Wahrheit, aber auch viel Falsches, und dieses Körnchen Wahrheit hat den

Anlaß zu ſo viel Redereien gegeben. Die Finanzräte haben ihre Stellung nie zur Erlangung perſönlicher Vorteile benutzt, nie! Und Sir E. Palmer iſt der letzte, der das tun würde. Aber er hat den Staatsdienſt verlaſſen, um eine glänzende Stellung anzunehmen, daher der Verdruß. Palmer war arm — warum hätte er ein ſo weiches Bett ausſchlagen ſollen? Es iſt lächerlich, ihn für den Verkauf der Daira verantwortlich zu machen, denn mag ein Finanzrat noch ſo mächtig ſein, ſo kann er doch nichts tun ohne die Bewilligung des Miniſterrats einerſeits und Lord Cromers andrerſeits. Der Gedanke, daß der letztere irgend eine zweideutige Handlung zugeben würde, iſt ſo widerſinnig, daß man ihn gar nicht in Betracht zu ziehen braucht. Nein, der Verkauf geſchah in der Tat mit der vollen Bewilligung der ägyptiſchen ſowohl als auch der engliſchen Regierung. Niemand konnte vorausſehen, daß der Wert des Beſitzes in einer ſo kurzen Zeit ſo bedeutend ſteigen würde. Man hielt 6250000 Pfund für einen ſehr guten Preis für die Daira; überdies ſagte der Käufer: „Ich überhebe euch aller Mühen, Sorgen und Ausgaben, die euch der Beſitz gebracht hat. Ich werde meinerſeits mein beſtes tun, und wenn am Schluſſe des Geſchäftes ein Nutzen herausſpringt, wollen wir ihn gleichmäßig teilen.“ Das Anerbieten ſchien ein wirklich gutes, und man kann den Ratgeber nicht tadeln, der es empfahl, und dem die Miniſter beiſtimmten.“

Tor des Sebil Montahar.

Später beſprach ich die Angelegenheit auch mit M. R. Suarès, dem bekannten Bankier und Finanzmann. „Das ſtimmt nicht“,

sagte er, „ich kann es beweisen. Ich war es und nicht Cassel, den ich bis dahin nur einmal gesehen, und mit dem ich keine Geschäftsbeziehungen hatte, ich war es, der zuerst die Genehmigung zur Gründung der Nationalbank und die Gelegenheit, die Daira für 6000000 zu kaufen, erhielt. Da unsere Firma, Gebr. Suarès, nicht das ganze Kapital aufbringen wollte, reiste ich nach London, in der Absicht, einem meiner Freunde einen Anteil an dem Geschäfte anzubieten. Auf dem Schiff riet mir der in Ägypten wohlbekannte Mr. D., mich zuerst an Cassel zu wenden, der, wie er glaubte, gern in Geschäftsbeziehungen zu Ägypten treten würde. Ich folgte seinem Rat. Als ich Cassel 50% an der Daira anbot, antwortete er: „Ich kenne diese Art Geschäfte nicht; was meinen Sie, daß es abwerfen kann?“ Auf meine Erwiderung, daß ich auf einen Gewinn von einer Million rechnete, sagte er, er wolle mir trauen, und die Sache war abgemacht. Die Bankkonzession gefiel ihm besser, und er fragte, wen wir an die Spitze stellen wollten. Da schlug ich Palmer, den wohlbekannten Finanzrat vor, dessen Name schwer ins Gewicht fallen mußte. Daraus sehen Sie, daß durchaus kein Einverständnis zwischen Sir E. Cassel und Sir E. Palmer bestand.“

Eins ist gewiß: Die Finanzmänner und Spekulanten sind heutzutage eine gewaltige Macht in Ägypten, mit der gerechnet werden muß. Lord Cromer, der einen Abscheu vor allem hat, was wie Glücksspiel aussieht, und der die Gefahr kennt, die sein Werk bedroht, hat ihnen, leider ein wenig zu spät, die Flügel beschnitten.“

So lange er die Zügel hält, wird er schon den Hemmschuh anlegen, der England sicher und gewiß vor der tollen Jagd bewahrt, die zu einem Sturz führen muß, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. So lange er da ist, ja — aber wenn er dahin ist?

Das ist die Frage, die sich viele ernste Männer heute vorlegen, und sie fürchten natürlich, daß durch politische und andere Einflüsse ein weniger erfahrener Mann einst die Stelle erhalten könnte, die Lord Cromer so vorzüglich ausgefüllt hat, wenn der Tag kommt, wo er das Arbeitsfeld voll Kampf und Erfolg, auf dem er sich mit unauslöschlichem Ruhm bedeckt hat, gegen die wohlverdiente Ruhe vertauschen wird.

Pyramiden bei Sonnenuntergang.

Kapitel 5.

Frankreich in Ägypten.

Schwere Irrtümer und Fehler — Wie die Suezkanalaktien verkauft wurden — Der englisch-französische Vertrag — Französische Interessen — Kleine Fehler und Irrtümer — Schulen — Zuckerfabriken — Handel — Die „Schuldenkasse" — Geschichtliche Denkmäler — M. Maspéro — Von den Franzosen begonnene Unternehmungen — Bewässerung — Kanäle — Dämme — Englische Ingenieure haben nichts ersonnen — Sie führten französische Ideen aus — Cromer und Frankreich.

„Unsere Offiziere, Ingenieure, Seeleute, Landwirte, unsere Juristen haben Ägypten viele Jahre lang Drillmeister, Lehrer, Methoden und Gesetze geliefert. Überdies haben sich unsere Kolonisten, Handel- und Gewerbetreibende, in großer Zahl im Niltal angesiedelt. Sie wähnen sich fast auf französischem Boden, und ihnen bedeutet das Leben in Ägypten keine Verbannung. So erklärt sich auch der Zufluß von Kapital, das in die Schatzkammern der Paschas von uns geflossen ist, und dieser unübertreffliche Suezkanal, der ein Werk französischer Hände ist. Unsere Stellung hier während dreiviertel eines Jahrhunderts ist der anderer Nationen weit überlegen gewesen; nur ein unerhörtes Zusammentreffen von Umständen hat ihr Sinken veranlaßt, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nur ein vorübergehendes sein wird."

De Freycinet. die Ägyptische Frage.

Ach, Herr de Freycinet, dieses „unerhörte Zusammentreffen von Umständen" ist herbeigeführt worden durch die Schwäche und Irrtümer der Staatsmänner, die zu verschiedenen Zeiten Frankreichs Staatsruder geführt haben, und vor allem durch diejenigen, die den Gedanken eines bewaffneten Eingriffs in Ägypten vonseiten Frankreichs und Englands erst in den Himmel erhoben, sich dann aber zurückzogen und dem letzten freie Hand ließen in cette terre à moitié française. Ich will gern zugeben, daß in diesem Falle weniger die Regierung verantwortlich zu machen ist, die gewillt war, ehrlich gegen England zu handeln, als vielmehr die Mehrzahl des Parlaments, die das hinderte.

Sie sagen, daß das durch den schrecklichen Krieg von 1870 entkräftete, in Europa alleinstehende Frankreich fürchtete, daß die Ereignisse in Ägypten zu einer allgemeinen Feuersbrunst führen könnten, und daher seine Verteidigungskräfte ungeschwächt erhalten wollte.

Das war offenbar M. Clemenceaus Gedanke, als er dem Parlament das Schreckgespenst des Krieges vorhielt und die Majorität auf seine Seite brachte.

„Scheint es nicht", rief er aus, „als ob irgendwo eine Hand eine schreckliche Sintflut in Europa vorbereitete? Wer soll es wagen, die Verantwortung für das Kommende auf sich zu nehmen? Wer will sagen, ob Frankreich an dem Tage, wo die ägyptische Frage gelöst wird, besser tut, sich an Englands Seite gegen Europa zu stellen, oder aber sich mit Europa zu verbinden und seinen Anteil am Einfluß auf die ägyptischen Angelegenheiten zu fordern?"

Das Unglück war, daß sich Frankreich einst geweigert hatte, mit England zu gehen — Europa seinerseits lehnte ab, sich Frankreich zu verbinden, und es fand sich keine Stimme unter den europäischen Mächten, die mit Frankreich vereint gegen die englische Besetzung protestiert hätte, außer hin und wieder Rußland, aber auch nur schwach und ohne rechte Überzeugung.

Welches Gute haben also diese Anschuldigungen? Überdies entbehrten, wie M. de Freycinet selbst anerkennt, die meisten gegen England erhobenen Anklagen der Begründung; es hegte gar nicht den Wunsch, manu militari in Ägypten einzudringen, sondern tat alles, um es zu verhindern, und suchte Frankreichs Mithilfe, als es doch dazu gezwungen wurde. Ich will hinzufügen, daß dasselbe „unerhörte Zusammentreffen von Umständen", das zur Verminderung des französischen Einflusses führte, England zwang, in Ägypten zu bleiben. Weder der Niedergang des französischen noch dieses Steigen des englischen Einflusses sind „vorübergehend". Die Zeit der schönen Träume ist vorbei. Die Einwirkung Englands ist so tief begründet, daß es nichts zu befürchten braucht, und daß in politischer Hinsicht ein französischer Einfluß nicht mehr existiert. Ich sage „politisch", denn der Ägypter, der früher ein doppeltes Vaterland besaß, „sein eigenes und Paris", wird stets für Frankreich wie für kein anderes Land Gefühle der Freundschaft und Zuneigung hegen. In seinem Charakter, seinem Geschmack, seinen Ideen und Neigungen nähert er sich viel mehr den Franzosen als den Engländern. Er kann dem ersteren, der ihn als seinesgleichen behandelt, in treuer und ergebener Freundschaft zugetan sein, niemals aber dem letzteren, der ihn stets seine Überlegenheit fühlen läßt und in ihm den Untergeordneten sieht. Der Ägypter weiß zu schätzen, was England für sein Vaterland getan hat; er dankt ihm, aber kalt und ohne

Begeisterung. Lord Cromer wird gefürchtet, geachtet, bewundert, aber nicht geliebt. Er ist der Retter und Richter des Volkes, in den es unbedingtes Vertrauen setzt, aber er ist zugleich der Mann, der auf ihrer Haut die Spuren seiner starken Hand zurückgelassen hat.

Der Ägypter zollt England schrankenlose Dankbarkeit, große Bewunderung, blinden Glauben — aber nicht jene Zuneigung, die er willig dem ersten besten Franzosen entgegenbringt, dem er begegnet, und der ihm die Hand drückt und ihn als Bruder behandelt.

Ghezireh-Brücke.

Er treibt Französisch aus eigener Wahl, Englisch, weil er es braucht, denn auf jeder Stufe der gesellschaftlichen Leiter ist Englisch die Sprache, die ihm am meisten nützen wird. In den Ministerien mit ihren englischen Räten, bei der Post, dem Telegraphen, dem Telephon, der Eisenbahn, überall ist Englisch unerläßlich, ebenso in Hotels und Geschäftshäusern, denn die Mehrzahl der Vergnügungsreisenden, die eine Quelle bedeutender Einnahmen für Ägypten bilden, sind Engländer und Amerikaner. Ist er beider Sprachen mächtig, so bedient er sich der englischen in seinem Bureau, zu Hause aber der französischen, der ersteren für das Geschäft, der letzteren für freundschaftliche und liebevolle Unterhaltung. Er bevorzugt die Waren und Produkte Frankreichs, er liebt französische Literatur und

Kunſt, denn er verſteht ſie, während ſelbſt die Meiſterwerke des engliſchen Genius ihm zu ſchwerfällig und kalt ſind.

Aber trotz alledem möchte der Ägypter nicht etwa England durch Frankreich erſetzt ſehen, und wenn morgen über ſeine diesbezügliche Meinung abgeſtimmt würde, ſo würde ganz ohne Zweifel eine gewaltige Überzahl die Fortdauer des status quo verlangen.

Die Gefühle der oberen Bevölkerungsſchichten Frankreich gegenüber wurden mir eines Tages durch einen der klügſten und über den gegenwärtigen Stand der Dinge in Ägypten wohlunterrichteten Mann deutlich auseinandergeſetzt. Es war dies der Finanzminiſter Maslum Paſcha.

Blumenverkäuferin.

„Frankreich kann niemanden tadeln“, ſprach er, „als ſich ſelbſt. Durch ſeine eigenen Fehler, und was für Fehler, hat es Ägypten verloren. Es vollendete den Suezkanal nach einem heftigen Kampfe mit England, das gar keinen haben wollte, ſondern das durch ſeinen Premierminiſter dieſen Plan für einen utopiſchen Gedanken, für einen Wunſch ins Blaue hinein erklärte. Mit der moraliſchen und materiellen Hilfe des Chedive Ismaïl wurde das Werk vollendet, dieſes großartige Werk, das Frankreichs und unſer unvergängliches Erbe hätte bleiben ſollen. Aber zurzeit von Ismaïls Sturz verſäumte Frankreich die rechte Zeit, um England an der Erwerbung von Suezkanalaktien zu verhindern, durch welche ihm eine Stimme in den Angelegenheiten des Kanals und Ägyptens verſchafft wurde. Überdies bot der Chedive dieſe Anteilſcheine zunächſt Frankreich an.

Warum hat es sie nicht genommen?*) Wen trifft der Tadel? Warum weigerte es sich 1882, mit England zu gehen, nachdem es doch dem Plan eines bewaffneten Einschreitens beigestimmt hatte?

„Sie sehen also, daß Frankreich seine früher begangenen großen Irrtümer noch heute in geringerem Umfange fortsetzt, wo es sich um seine Interessen in Ägypten handelt. Denken Sie nur zum Beispiel an die Zuckerfabriken und -raffinerien, jenes ungeheure und vortreffliche Unternehmen, das eine so vielversprechende Zukunft hatte. Es bildete einen Teil der „Daira". Als bei ihrem Verkauf eine französische Gesellschaft die Werke erwarb, offerierte man ihr zu sehr niedrigem Preise die zum Anbau des Zuckerrohrs nötigen Ländereien, ohne welche die Fabriken wertlos waren. In unglaublicher Kurzsichtigkeit schlug das Direktorium das Anerbieten aus. Was war die Folge? Bis jetzt war die Zufuhr von Zuckerrohr noch ausreichend, weil die Regierung sich im Kontrakt verpflichtet hatte, auf dem von ihr verpachteten Grund und Boden soviel Zuckerrohr erbauen zu lassen, als für den Verbrauch der Fabrik

*) Eine Vereinigung Pariser Bankiers, denen diese Aktien wohl durch M. Suarès angeboten wurden, entschloß sich nach langem Zögern, sie unter der Bedingung zu kaufen, daß der Staat ihnen eine Art moralischer Unterstützung zu teil werden ließe. Während die Regierung ihrerseits zauderte oder sich wenigstens Zeit nahm, ließ die Londoner Bank Oppenheim, die Filialen in Paris und Kairo hatte, Lord Beaconsfield Kunde von den Vorgängen zukommen, die dem britischen Gesandten in Kairo auch noch unbekannt waren. Oppenheim erklärte Lord Beaconsfield, daß seine Firma augenblicklich die zum Ankauf der Aktien Ismails nötigen 4000000 Pfund Sterling nicht vorstrecken könnte, daß aber die französischen Bankiers Wind von der Sache bekommen und ihr ein schnelles Ende bereiten könnten, sobald man die Summe auf dem Geldmarkt aufzutreiben suche. Da hieß es, schnell handeln. Rothschild allein konnte die 4000000 Pfund geben. Lord Beaconsfield zögerte nicht. Er setzte seinen Hut auf, ging zu Rothschild und sagte: „Ich brauche augenblicklich 4000000 Pfund Sterling zu einer gewissen Angelegenheit. Sicherheit kann ich nicht bieten. Sobald das Parlament zusammentritt, will ich eine Vorlage machen, daß Sie ihr Geld wiederbekommen. Wenn das Parlament zustimmt, gut; wenn nicht ....." Rothschild war gleich bereit. Er streckte die vier Millionen vor, und an demselben Tage erhielt der englische Agent in Kairo zu seinem Staunen die telegraphische Anweisung, den Chedive davon zu unterrichten, daß England seine Anteilscheine gekauft habe. Auf dem Wege, seinen Auftrag auszuführen, traf er M. Suarès, der noch auf die Entscheidung der französischen Bankiers wartete, und der ein sehr langes Gesicht machte, als er die große Neuigkeit erfuhr.

benötigt wurde*). Nun aber hat der Staat diese Ländereien verkauft, und der Bauer, dem die Kultur von Baumwolle und Zwiebeln mehr Nutzen bringt, will nicht länger Zuckerrohr ziehen. Was aber wird aus den Werken, wenn sie keins mehr geliefert bekommen?"

Maslum Pascha war nun im Zuge und besprach in geläufigem Französisch alle ihn interessierenden französischen Angelegenheiten, denn es ist allgemein bekannt, daß er im Grunde seines Herzens die wärmste Vorliebe für Frankreich hat.

Maslum Pascha.

„Wenn wir freilich", fuhr er fort, „die vortreffliche Art sehen, in der England seine Geschäfte hier führt, und die Art und Weise Frankreichs damit vergleichen, so müssen wir, trotz unserer Sympathien für das letztere, uns beglückwünschen, daß es nicht dazu bestimmt ist, unsere Angelegenheiten zu leiten und zu überwachen. Ich will Ihnen einen Beweis für den Mangel an Takt geben, über den wir zu klagen haben. Sie wissen, daß die unter der Leitung von Jesuiten stehenden französischen Schulen in Ägypten dem Lande unschätzbare Dienste geleistet haben. Bis auf den heutigen Tag sind es die einzigen guten Unterrichtsanstalten, die wir aufweisen können. Fast alle besseren ägyptischen Familien haben ihnen die Erziehung ihrer Kinder anvertraut. Aber wenn wir ihnen viel schulden, so verdanken sie uns nicht weniger, denn ohne uns könnten sie nicht bestehen. Vermöge unserer Duldsamkeit haben sie sich hier niederlassen können. Werden Sie es darum für möglich halten, daß die Jesuiten auf uns und unsere Gefühle nicht die geringste Rücksicht nehmen? Wir Muselmänner haben zwei Festtage im Jahre,

*) In Ägypten ist der Pächter oft verpflichtet, das Pachtland mit einer gewissen Menge einer bestimmten Frucht zu bestellen.

wo wir Familienzusammenkünfte abzuhalten pflegen. Natürlich möchten wir unsere Kinder dabei haben; aber das ist nicht möglich; es wird uns nicht gestattet, weil diese beiden Festtage im christlichen Kalender nicht verzeichnet stehen. Aber wieviel christliche Feiertage müssen wir uns in den Hals stopfen lassen! Wie oft sitzen unsere Kinder zu Hause, weil das Fest der Heiligen Jungfrau ist, oder Ostern, Weihnachten, Himmelfahrt, Joseph- oder Nikolaustag, weil der Rektor Geburtstag hat, oder weil ein Herr Bischof

Nilschleuse.

aus irgend einer Stadt gekommen ist. Wir beklagen uns nicht. Wir behalten unsere Kinder an diesen Tagen zu Hause, die wir bezahlen müssen, obgleich nichts gelernt wird, aber könnten sie uns nicht auch unsere beiden festlichen Gelegenheiten gönnen?

„Noch sinnloser ist die folgende Tatsache. Es wird angenommen, daß unsere die französischen Schulen besuchenden Kinder dem Islam angehören und auch treu bleiben werden, und daß kein Versuch gemacht wird, sie ihrer Religion zu entfremden. In der Tat unterbleiben die Versuche, aber die Kinder müssen den Gottesdiensten beiwohnen und den Katechismus lernen. Können Sie sich aber etwas Lächerlicheres vorstellen, als wenn ein Jesuit ein Kind, das, wie er recht wohl weiß, mohammedanisch ist, fragt: ‚Bist du ein

Christ?' Will das Kind Lob ernten, so bleibt ihm nichts übrig, als zu antworten: ‚Ja, ich bin ein Christ durch die Gnade Gottes.'

„Sagen Sie offen, was halten Sie davon? Vielleicht werden Sie fragen: ‚Warum schicken Sie denn Ihre Kinder in diese Schulen?' Einfach deshalb, weil sie unsere besten sind, weil unsere Kinder in keiner anderen eine gleich gute Ausbildung erlangen. Wenigstens früher nicht; heutzutage ist es kaum noch der Fall, wird überhaupt bald anders sein. Engländer und Deutsche, besonders aber die Amerikaner und sogar die Juden haben sich aufgemacht, und die Schulen, die sie eröffnen, und von denen manche vorzüglich sind, beginnen den Jesuitenschulen Abbruch zu tun, denn dort ist man vernünftig genug, die kleinen Muselmänner nicht aufsagen zu lassen: ‚Ja, ich bin ein Christ durch die Gnade Gottes.'

Vater Cottet.

„So geht es nun", schloß Se. Exzellenz, „die Franzosen, denen wir doch so sehr zugetan sind, verfahren überall ihren Karren, in kleinen Dingen wie in großen."

Meinem Prinzip treu, immer beide Parteien in einer Frage zu hören, begab ich mich eines Morgens in die Jesuitenschule zur Heiligen Familie in Kairo und wurde vom Vorsteher, Vater Cottet, Ehrwürden, herzlich empfangen. Dieser Herr zeigte sich so wohl unterrichtet, so aufrichtig, freidenkend und durchaus liebenswürdig, daß die zweistündige Unterhaltung mit ihm zu den angenehmsten Erinnerungen meines Aufenthalts in Ägypten zählen wird. Ich verschwieg ihm die mir zu Ohren gekommene Kritik nicht, ohne indes meinen Gewährsmann zu nennen. Nachdem er mich mit der größten Aufmerksamkeit zu Ende gehört hatte, lächelte er freimütig und sagte: „Ihre Diskretion schützt nicht. Ich kenne die Quelle

dieser Kritik ganz genau. Maslum Pascha ist ein Mann, den ich schätze und liebe. Er ist Mohammedaner, klug und edelmütig. Was nun den Punkt betrifft, der Sie interessiert, so kann ich Ihnen sagen, daß die Kinder, von denen Se. Exzellenz spricht, nicht hier sind. Sie befinden sich in der Anstalt einer anderen Stadt, und was dort vor sich geht, kommt mir nicht zu zu kritisieren. Bei uns, müssen Sie wissen, ist der Religionsunterricht ganz und gar nicht obligatorisch, ja nicht einmal allgemein eingeführt.

„Unser Gewissen läßt es uns als Männern und Priestern nicht zu, Kinder andrer Religionen zu zwingen, daß sie unseren Gottesdiensten beiwohnen. Es wäre das ja auch gegen den Willen der römischen Kirche. Bedenken Sie aber, daß, abgesehen von dem religiösen Moment, ein sehr stichhaltiger Grund, sämtliche Schüler, die die französischen Schulen besuchen, in den Grundlehren der christlichen Religion zu unterweisen, darin liegen könnte, daß ohnedies die großen französischen Klassiker, wie Racine, Bossuet, Fénélon und Lafontaine nicht verstanden werden könnten. Studieren wir Christen doch auch die heidnische Mythologie, um die Literatur der Alten zu verstehen. Von diesem Gesichtspunkte aus braucht kein Muselmann sich über die Sache Gedanken zu machen, und der beste Beweis, daß es meist auch nicht geschieht, ist die Tatsache, daß viele freiwillig zur Religionsstunde kommen. Unsre Kirche ist in Ägypten viel weitherziger, als man annimmt.

„Wir möchten die unwissende, zurückgebliebene Bevölkerung Oberägyptens, die zum Teil ohne Religion, ohne Schulen ist, gern aus dem Zustande der Roheit emporgehoben sehen, in dem sie dahinlebt. Hunderte von Dörfern flehen um einen Lehrer, da sie nicht die erforderlichen fünfzehn Pfund für einen haben. Zu welcher Religion er sich bekennt — danach fragen sie nicht; sie verlangen nur nach etwas Licht für ihre Dunkelheit, sie sehnen sich nach Unterweisung in den Anfangsgründen der Bildung. Schleuniges Eingreifen — das ist unsre Überzeugung — tut hier not, und deshalb sehen wir uns überall, auch außerhalb der römischen Kirche, nach christlicher Hilfe um. Wir haben uns an die koptische Kirche gewendet und sogar ein kleines koptisches Seminar gegründet, das einen Bischof und Priester geliefert hat."

Ich befragte nun Vater Cottet um seine Meinung über den Niedergang des französischen Einflusses in Ägypten. „Faschoda" — erklärte er — „hat uns den größten Schaden getan." Dieses un-

selige Ereignis hat Frankreichs Einfluß mehr erschüttert, als eine zwanzigjährige Besetzung durch Engländer. Marchands Aufgeben seiner Stellung bei Faschoda ist das Symbol von Frankreichs Niedergang seiner Stellung in Ägypten, die es ein Jahrhundert lang behauptet hat. Nach Faschoda hörten die Zöglinge der staatlichen Unterrichtsanstalten auf, Französisch zu lernen und studierten Englisch; man nahm eben an, daß England nun und für immer Herr in Ägypten sei. Aber die Beliebtheit der französischen Schulen hat sich nicht

Zuckerrohrmarkt.

vermindert, im Gegenteil: ihre Schülerzahl wächst von Jahr zu Jahr.

„Wir haben uns über keinerlei Feindseligkeit von seiten Englands zu beklagen, und wir erkennen an, daß uns Lord Cromer stets mit größter Gerechtigkeit und Rücksicht behandelt hat. Wir können ihn nur loben. Die Zustände sind in der Tat andere geworden, Ordnung hat den Platz früherer Gesetzlosigkeit eingenommen. Noch vor einigen Jahren konnte ein Priester sich nicht in der dichten Volksmenge sehen lassen, ohne gröblich beschimpft zu werden; heute kommt man ihm überall, wo es auch sei, mit Achtung entgegen."

Und jeden, der französische Interessen in Ägypten vertritt, hört man so von Lord Cromer sprechen. Der Verwalter der Zuckerfabriken und Raffinerien äußerte sich folgendermaßen: „Cromers

Politik ist von jeher edel und gerecht gewesen. Er behauptet seine Stellung, aber erkennt jederzeit auch die Rechte anderer an. So machtvoll dieser Vertreter Englands auch ist, hat er uns doch stets Achtung gezollt, was wir nicht von jedem anderen sagen können. Wir haben gewisse mächtige Feinde, die in einem heißen Feldzug von Lügen und Verleumdung gegen uns vorgehen. Als unsere Direktoren vergangenes Jahr ihre Erholungsreisen machten, sprengten jene flottweg das Gerücht aus, die Herren hätten sich mit dem ganzen Kassenbestand für immer aus dem Staube gemacht."

Die Zuckergesellschaften werden in der Tat angefochten. Von einer in der Angelegenheit gut unterrichteten Person erfuhr ich auch die Gründe, die ich hier wiedergeben will. Man sagt:

Erstens hätten sie unterlassen, die Ländereien zum Anbau von Zuckerrohr zu kaufen, als dieselben billig zu haben waren.

Zweitens hätten sie große Summen an den Bau von Kontoren, Niederlagen und Beamtenwohnhäusern verschwendet.

Drittens hätten sie die Bauern durch ihre harte Behandlung aufgewiegelt. Diese Leute beklagen sich zum Beispiel bitter, daß der Befehl zum Abschneiden des Zuckerrohrs zu bald erteilt werde, so daß es einige Tage austrocknen könne, ehe es gewogen wird, wodurch das Gewicht und der dem Erbauer zukommende Betrag verringert werde. Bringe ihm Zuckerrohr doch schon an und für sich so wenig ein, daß er sich lieber auf andere Kulturen verlege.

Viertens wäre der jetzt allgemein übliche Brauch, die Agenten bei den Kaufabschlüssen einen persönlichen Profit nehmen zu lassen, verwerflich, denn der oder jener wäre gewiß bei der Hand, den Bauer oder die Gesellschaft, vielleicht auch beide, zu seinem eigenen Nutzen zu hintergehen.

Fünftens, und das wäre die Hauptsache, spekuliere die Gesellschaft mit den Produkten und auf Kosten der Aktionäre an den europäischen Märkten und liefe damit der Gefahr eines gänzlichen Zusammenbruchs in die Arme.

Obiges war von mir vergangenen Mai niedergeschrieben worden. Ehe ich Kairo verließ, hatte ich über jene fünf Beschuldigungen gegen die Kompanie mit M. de la Bouglise gesprochen, und dieser versprach mir eine eingehende und summarische Aufklärung. Aber trotz meiner fortwährenden Erinnerungen war diese noch nicht erfolgt, als M. Croniers Selbstmord, M. Bouglises Tod und der Zusammenbruch der Zuckergesellschaft jene trüben Prophezeiungen wahr machten.

Ich möchte indes meine Leser vor zwei Ansichten warnen, die sich infolge jener Ereignisse in gewissen Kreisen geltend machen, nämlich erstens, daß ägyptische Zuckerfabriken und -raffinerien überhaupt eine faule Sache sind, und zweitens, daß ägyptische Anlagen im allgemeinen ein Wagnis bilden.

Französische Agentur.

Nichts wäre ungerechter. Die Zuckerwerke wurden von einem Manne, der zweifellos Talent besaß, aber ungestüm bis zur Raserei war, dem Abgrund zugeführt, in dem er selbst sein Ende fand. Aber das beweist doch nicht, daß das Geschäft selbst nichts taugt. Zwei in der ägyptischen Finanzwelt wohlbekannte Männer äußerten zu mir im letzten Jahre folgendes: „Die Aussichten sind keineswegs verzweifelt ... können wieder glänzend werden, vorausgesetzt, man bekommt, was bisher mangelte: einen guten Leiter, der das Geschäft bis in die Fingerspitzen versteht."

Mit einem solchen können sich die Werke ohne Zweifel erholen. Jetzt, wo ich dies schreibe (1. November), höre ich, daß Sir E. Cassel,

M. Raphael Suarès und andere Geldmänner ihre Unterstützung unter der Bedingung zugesagt haben, daß die Aktionäre und Gläubiger sich ruhig verhalten und nicht auf Liquidation bestehen.

Und ägyptische Anlagen nach diesem unseligen Vorkommnis zu beurteilen, das wäre Torheit. Ägypten besitzt hunderte durchaus sicherer Unternehmungen, die auch recht hübschen Nutzen bringen; aber leider haben sie darunter zu leiden, daß seit einiger Zeit gewisse Gesellschaften die Börse mit Anteilscheinen überschwemmen, die das dazu verwendete Papier nicht wert sind. Trotzdem behaupte ich, daß sich kein zweites Land so guter und sicherer Papiere rühmen kann — aber natürlich muß man wissen, welche zu wählen sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Lord Cromers Politik darauf hinausgeht, die französischen Interessen soweit wie möglich mit denen in Einklang zu bringen, die er selbst vertritt. Da ihm sehr viel an einem guten Einvernehmen mit Frankreich lag, und er sich sagte, daß dieses nur durch anderweitige Entschädigung zu erzielen sein werde, gab er sich die größtmöglichste Mühe, eine Verständigung zwischen beiden Nationen herbeizuführen. Das englisch-französische Abkommen bildete den ersten Schritt dazu. In manchen Kreisen gilt es für ausgemacht, daß jenes Abkommen lediglich England zum Nutzen gereiche, und daß Frankreich seine in Ägypten bestehenden wirklichen Interessen gegen schemenhafte oder doch beinahe solche, in Marokko ausgetauscht hat. England, heißt es, habe Ägypten, dieses reiche, friedliche Land, für sich genommen, und Frankreich Marokko, ein armes, unruhiges Gebiet, überwiesen. Als der Vertrag unterzeichnet wurde, dachte freilich niemand, daß Kaiser Wilhelm in der Weise auf dem Schauplatz erscheinen werde, wie es geschah. Es ist nur natürlich, daß England die Frucht zwanzigjähriger Arbeit in Ägypten auch zu ernten wünschte. Übrigens muß auch darauf hingewiesen werden, daß Englands Stellung, als es in Ägypten Fuß faßte, ebenso unsicher war, wie die Frankreichs in Marokko. Verfolgt Frankreich, sobald ein Einverständnis mit Deutschland zustande gekommen sein wird, die Politik, mit der Lord Cromer in Ägypten so gutes erzielt hat, so wird es voraussichtlich ebenso große Erfolge zu verzeichnen haben. Ich sehe nicht ein, daß Frankreich wirklich bestehende Interessen in Ägypten aufgegeben hat. Sein Handel, das von seinen Kaufleuten und Geldmännern angelegte Kapital, seine Schulen und in Ägypten ansässigen Untertanen genießen, soweit es möglich ist, Freiheit, Schutz, Vergünstigungen, und fahren ersichtlich fort, sich wohl

Ein Waffenſchmied in Kairo.

zu befinden. Das einzige, was Frankreich aufgegeben hat, ist sein früheres Recht, in der Leitung der Angelegenheiten Ägyptens mitreden zu dürfen und, erst mit England allein, später mit den anderen verbündeten Mächten, den Stand der Finanzen des Landes zu überwachen. Seitdem England gezeigt hat, daß es Ägypten unmöglich räumen kann, hat sich Frankreich ihm gegenüber auf die, wie man

M. de la Boulinière.

es nennt, „Nadelstichpolitik" verlegt, indem es all seine Pläne anfeindet und zu vereiteln sucht.

So stimmten zum Beispiel die französischen und russischen Vertreter nach vorausgegangenen Besprechungen meist gegen die Bewilligung von Geldmitteln, die die ägyptische Regierung verlangte, um Cromers und seiner Berater großartige Pläne auszuführen.

Die „Schuldenkasse" hatte sicherlich vollauf Grund, auf die größte Sparsamkeit zu dringen, als Untergang dem Staate drohte; wer aber möchte ihre entsetzliche Knauserei billigen, als die Kassen das Gold

nicht mehr zu bergen vermochten, wer die Anhäufung von Millionen, als Ägyptens ganze Zukunft von der weisen Anlegung des Geldes abhing? Hätte die „Schuldenkasse“ zu rechter Zeit die Mittel zur Gründung des Assuan Damm bewilligt, so läge Ägypten heute nicht so fest in der Gewalt der englischen Finanzmänner.

Das Ereignis, welches England und Ägypten bestimmte, die

Madame de la Boulinière.

Überwachung der Finanzen der „Schuldenkasse“ zu entziehen, bezieht sich auf die Zeit des Feldzugs im Sudan.

Um seine Besitztümer zurückzuerobern, die den Brandstiftungen und dem Blutvergießen der Derwische überlassen waren, hatte Ägypten, nachdem es sich mehrere Jahre im geheimen vorbereitet, von der Kasse 500000 Pfund Sterling verlangt. Nach einer stürmischen Beratung beschlossen die Vertreter von England, Deutschland, Italien und Österreich, das Geld zu bewilligen. Frankreichs und Rußlands Vertreter aber, die dagegen gestimmt, erhoben bei dem Gerichtshof Ein-

spruch dagegen, indem sie sich darauf stützten, daß eine einmütige Zustimmung aller Vertreter nötig sei, und daß vier von sechs Stimmen keine genügende Majorität abgebe. Sie gewannen den Prozeß, und Ägypten mußte auf das Geld verzichten, auf sein Geld samt den Zinsen. Und was geschah nun? Das englische Parlament stellte unverzüglich Ägypten den von ihm begehrten Betrag zur Verfügung, es befestigte dadurch seine Stellung und gewann ferner einen vortrefflichen Grund, Seite an Seite mit Ägypten im Sudan zu kämpfen und diese Provinz mit englisch-ägyptischen Truppen und Englands Geld zurückzuerobern.

Darf man wohl fragen, ob Frankreich und Rußland, als sie das Geld verweigerten und so den Feldzug nach dem Sudan hinzuhalten suchten, etwa die Möglichkeit im Auge hatten, daß dieses Land in die Hände von Oberst Marchand und der starken abessinischen Macht fallen könne, wenn beide sich verbanden, um die Schar der Derwische zu besiegen? Man muß sagen, die Politik, England zu schaden, indem man Ägypten sein eigenes Geld vorenthielt, ist einer großen Nation unwürdig und beeinträchtigte überdies Ägypten mehr als England. Keiner sieht die Torheit dieses Vorgehens in schärferem Lichte, als der jetzige Vertreter Frankreichs in Ägypten, M. de la Boulinière, ein geistreicher Mann von vortrefflichem Charakter und zugleich ein scharfsichtiger, energischer Diplomat.

Ich habe in M. de la Boulinière zwei natürliche und gerechtfertigte Gefühle entdeckt, erstens ein tiefes Bedauern bei der Erinnerung an die bevorrechtigte Stellung — eine Stellung einzig in ihrer Art — die Frankreich vor 25 Jahren an den Gestaden des Nils innehatte, aber dann durch mancherlei Irrtümer und deren Folgen verlor, zweitens das Bewußtsein der Gefahr der Nadelstichpolitik, von der nichts gutes kommen kann.

Von Anbeginn ist der Vertreter Frankreichs wohl der Ansicht gewesen, daß Frankreich England entweder gewaltsam aus Ägypten hinaustreiben oder zu einem Einvernehmen mit ihm kommen müsse. Eins von beiden mußte allerdings geschehen, und da Frankreich selbst um Ägypten nicht die furchtbare Kriegsfackel entzünden wollte, mußte man zu einem Einvernehmen kommen.

„Im Hinblick auf die Stellung, die England in den letzten Jahren erlangt hat", sagte M. de la Boulinière zu mir, „kann das Übereinkommen kein schlechtes genannt werden. Zuerst verlangte England allerdings beträchtlich mehr, so zum Beispiel die gänzliche Abschaffung

der „Schuldenkasse“. Die haben wir beibehalten, aber keineswegs, um die ägyptischen Finanzen zu kontrollieren, sondern um über die Interessen der Aktionäre zu wachen und über den Reservefonds, der für die zu zahlenden Zinsen zu garantieren hat. Damit war ein wichtiger Punkt erreicht. Lag doch bei der jetzigen Politik, sich bis zum letzten Pfennig auszugeben, und bei der Möglichkeit, daß England ägyptische Gelder mehr und mehr für die Bedürfnisse des englisch-ägyptischen Sudans verwenden könne, die Gefahr einer Geldebbe nahe, sobald man in Versuchung kam, die Reserven anzugreifen, welche gegenwärtig in den Kisten der „Schuldenkasse“ verwahrt liegen. Der neue Vertrag stellt die Beamten beider Nationalitäten einander gleich, und da man mit den bei der Regierung angestellten Franzosen durchaus zufrieden ist, scheint ihre Stellung völlig gesichert.

„Die ‚Historischen Denkmäler‘ — worunter man alles die Kunst in Ägypten Betreffende versteht — die Museen, Monumente, Tempel, sind Frankreich ebenfalls geblieben. M. Maspéro, der Direktor dieses wichtigen Departements, setzt das Werk Mariettes und anderer französischer Ägyptologen fort, die sich um die Erforschung der altägyptischen Zivilisation verdient gemacht haben.

„Trotz der Vorteile, die die Kenntnis der englischen Sprache dem Ägypter bietet, der sie schon in allen Staatsämtern braucht, und obgleich in den ausschließlich ägyptischen Schulen Englisch viel studiert wird, trotzdem, sage ich, erfreut sich die französische Sprache wachsender Beliebtheit. Es ist dies ein Verdienst der von geistlichen Brüderschaften geleiteten Anstalten, die mit männlichem Mute erfolgreich kämpfen. Die Jesuitenschulen und die der „Brüder“ sind überfüllt, haben außerordentliche Erfolge aufzuweisen und vermehren sich sowohl in Alexandria als in Kairo.

„In Assiut, wo die österreichische Mission große Schulen hat, mußte eine französische Abteilung eingerichtet werden, da die Schüler dringend Unterricht in unserer Sprache verlangten. Auch das französische Juristenkolleg blüht, wie es wohl verdient. Und doch wäre es viel einfacher, leichter und billiger für den Ägypter, an Chediven-Kollegen zu studieren, da er dann sein Examen in Kairo machen könnte, während er, studiert er an den französischen Anstalten, seine Prüfungsarbeiten in französischer Sprache auf eigne Kosten vorlegen muß. Dessen ungeachtet ist unsere Universität beliebter, und die ägyptischen Studenten zahlen alljährlich 2400 Pfund Sterling

Kollegiengelder. Kurz und gut, das Studium der französischen Sprache nimmt keineswegs ab."

Auch M. de la Boulinière erkennt Lord Cromers vorzügliche Eigenschaften an, seinen schnellen Überblick, sein Zielbewußtsein, den eisernen Willen und das höfliche Eingehen, das er den französischen Interessen stets widmet, selbst wo er ihnen entgegentritt.

Der französische Vertreter machte mich auch darauf aufmerksam, daß die wichtigsten Unternehmungen der letzten Jahre von Franzosen vorgeschlagen und oft auch begonnen worden sind. Waren es doch französische Ingenieure, die den ersten großen Staudamm nahe bei Kairo errichteten. Dieser ungeheure Granitbau, der viel zur Hebung des Wohlstandes in Unterägypten beigetragen hat, wird gleich den Pyramiden den Verheerungen der Zeit widerstehen.

Es ist wohl der beste Schluß dieses Kapitels, wenn ich eine Stelle aus einem Briefe zitiere, den ich kürzlich von einem bedeutenden Franzosen erhalten habe, der mit den ägyptischen Angelegenheiten wohl vertraut ist:

„ . . . . . Ihr Buch über Ägypten, wo Frankreich trotz aller Gegenreden seine Spuren zurückgelassen hat. In seiner sehr klugen aber ziemlich unvollständigen Abhandlung über zeitgenössische Geschichte in Ägypten will Cromer zeigen, daß England an Stelle der Anarchie und des Niedergangs Ordnung und Wohlstand gesetzt hat. Er würde den englischen Ruhm um kein Körnchen schmälern, wenn er zugestehen wollte, daß das von Frankreich vollendete Werk all den wichtigen Verbesserungen, die England einzuführen imstande gewesen ist, als Ausgangspunkt gedient hat."

Rennen in Kairo.

Kapitel 6.

Die Vergnügungen von Kairo.

Klubs — Sport — Mena House und die Pyramiden — Heluan und die Wüste — Der Fischmarkt — Tänze — Immoralität — Die tiefsten Tiefen — Roulette — Die Griechen — Ungetreue Beamte — Die Kapitulationen — Gerichtshöfe — Gerechtigkeit — Nubars Arbeit — Schwierige und oft lächerliche Lage.

Die zahlreichen und verschiedenartigen Vergnügungen in Kairo tragen für jeden Geschmack Sorge. Ich habe schon von den Festlichkeiten und Bällen in den Hotels gesprochen, deren jedes bemüht ist, das andere an Eigenart und Freigebigkeit zu überbieten.

Das ägyptische Klima mit seinen warmen, sonnigen Tagen, und das sehr zahlreiche, in allem Sport bewanderte, anglo-amerikanische Element führen natürlich zu allerlei Veranstaltungen im Freien. Zur Teestunde füllen sich die Terrassen des Ghezirehpalastes mit einer vornehmen internationalen Menge, die ihr Ohr den Klängen der Musik, mehr aber noch dem Klatsch leiht. Das Hotel liegt auf der Insel Ghezireh, die schon an sich ein Park ist und nur teilweise zum Hotel gehört. Ein weiteres riesiges Gebiet ist für den Chedive-Sportklub reserviert. Da gibt es vortreffliche Tennis-, Kricket-, Golf- und Poloplätze und endlich eine Rennbahn. Außer den Rennen finden beständig Sportturniere aller Art statt und locken zahlreiche Spieler und schöne Frauen an. Es ist dies einer der schönsten und beliebtesten Orte Kairos. Am Eingang von Ghezireh befindet sich ein eigentümliches, aus Bühne und Logen bestehendes, dachloses Gebäude aus weißem Stein, wo meines Wissens im Sommer Kaffeekonzerte abgehalten werden. Vor ein oder zwei Jahren versuchte ein unternehmender Herr, hier ein kleines Monte Carlo einzurichten. Er kam eines Tages mit seinem nur aus Roulettetischen und schönen Damen bestehenden Gepäck an,

von denen die letzteren mehr Reiz als Tugend besaßen, und war überzeugt, daß er dank solch unwiderstehlicher Waffen ohne Schwierigkeit die reichen Ausländer würde rupfen und die Ägypter demoralisieren können. Es war das alte Lied, aber diesmal hatte er ohne seinen Wirt, Lord Cromer, gerechnet. Um die Fremden sorgte dieser sich nicht; mochten die sich plündern lassen, wenn sie wollten, nur in Kairo mochte er keinen derartigen Ort der Verderbnis dulden, in Kairo, wo alle ägyptischen Staats- und andern Beamten ihr leider schon ungenügendes Gehalt verspielen würden.

Danse du Ventre.

Der Kampf war nur ein kurzer; die Roulettetischchen reisten wieder heim, während die schönen Sünderinnen, die pfennigslos in Kairo zurückblieben, sich vergeblich bemühten, in den vornehmen Hotels ein Unterkommen zu finden. Ein durchreisender Japaner fragte einst, vermutlich aus Neugierde, ob in dieser Stadt so etwas wie eine „Waschiwara" wäre. „Mein lieber Herr", erwiderte der Engländer, an den die Frage gerichtet war, „das ist ganz überflüssig. Wir haben hier ganz so viel Damen ‚comme il en faut'."

An Stelle der offiziellen „Waschiwara" befindet sich hier ein ganzes Viertel, wo das Laster regiert und blüht — der Fischmarkt. Hier ist in den Cafés und Häusern der berühmte „danse du ventre" zu sehen, während man in den niedrigsten Lokalen für wenige Franken Szenen der empörendsten Immoralität beiwohnen kann.

Der Tanz ist keineswegs so interessant, wie die Leute annehmen. Ich weiß nicht, ob die seltsamen Verrenkungen je künstlerisch genannt werden konnten; waren sie es, so haben sie sich sehr verändert. Die Mehrzahl der Frauen, die heute ihren Körper in der Öffentlichkeit drehen und wenden, sind alt, häßlich, widerwärtig und in Fett gehüllt. Ich sage, die Mehrzahl, denn ohne Zweifel gibt es auch Ausnahmen; vor ungefähr zwölf Jahren habe ich

Eingeborene Straßensänger in Kairo.

wenigstens einige gesehen. Als ich mich im Jahre 1893 in Kairo befand, traf ich ein ziemlich gewagtes Abkommen mit einem Eseltreiber und ließ mich in ein Haus am Fischmarkt bringen. Bei meiner Ankunft ließ ich mich auf einen Stuhl in einem kleinen, von zwei qualmenden Lampen erleuchteten Zimmer nieder. In der entgegengesetzten Ecke vollführten drei häßliche, schmutzige Frauen eine ohrenzerreißende Musik auf unmöglichen Instrumenten. Angewidert und ärgerlich wollte ich mich eben entfernen, als ich beim Eintritt der Tänzerinnen überrascht und entzückt sitzen blieb. Ich war in jenen Tagen jung und geneigt, die Dinge durch eine rosenfarbene Brille zu betrachten, besonders wenn es das schöne Geschlecht betraf. Diese drei jungen Frauen waren außerordentlich wohlgebildet. Die eine, vermutlich Nubierin, war schwarz wie Ebenholz; nach ihrer wunderbar weißen Haut zu urteilen, schien die zweite eine Circassierin, während die dritte, bronzefarbene, eine Ägypterin war. Es war unbeschreiblich. Die drei einen so auffälligen Gegensatz bildenden Gestalten schritten vor und zurück, drehten und wandten sich, bogen Kopf und Brust nach hinten und bogen sich dann wieder so weit vor, daß sie nur eine Handbreit von meinem Gesicht entfernt waren; der Körper bebte, der Geruch ihres Fleisches lag in der Luft und mischte sich mit der wilden Musik. Ich war ganz überwältigt und glaubte, wenigstens einmal einer wirklich sehenswerten Szene beigewohnt zu haben.

Die Häuser, wo man Zeuge unbeschreibbarer Orgien sein kann, übergehe ich mit Stillschweigen und bemerke nur, daß sie keinen Tag bestehen könnten, wenn sie nicht von den Reisenden unterstützt würden.

In Kairo bestehen zwei vorzügliche Klubs: der Turf und der Chedive-Klub. Wenn der erstere auch mehrere Europäer des Kontinents und Amerikaner zu Mitgliedern zählt, so besteht er doch im wesentlichen aus Engländern, und in Anbetracht der Verachtung, die diese den Orientalen entgegenbringen, ist es selbstverständlich, daß seine Tore allen Ägyptern verschlossen sind. Zum Chedive-Klub dagegen gehören nicht nur wohlbekannte Ausländer, sondern auch eine ganze Anzahl Prinzen, Paschas, Ägypter und Türken. Es wird hoch gespielt. Man erzählt, daß Lord Cromer das Patronat über den Turfklub nur unter der Bedingung angenommen hat, daß nicht gespielt werde. Dieses Versprechen scheint in Vergessenheit geraten zu sein, denn das Kartenspiel ist jetzt sehr in Aufnahme.

Das viel getadelte aber gut beſuchte Chedive-Theater weiſt im Winter gewöhnlich ein bemerkenswert gutes Programm auf. Die Saiſon zerfällt in zwei Teile; der eine iſt der Oper gewidmet, der andre dem Luſtſpiel und dem Drama. Dieſes Theater wurde einſt in wenig Wochen erbaut, als der Chedive Ismaïl eine Vorſtellung der Aïda zu geben wünſchte, und hat nun ſeinen Zweck erfüllt; man ruft laut nach einem neuen, modernen Haus, deſſen Bau, glaube ich, auch beſchloſſen iſt. Das Innere mit ſeinem Weiß und Gold iſt ſehr hübſch und iſt von zwei Reihen Logen umgeben, die ſubſkriptionsweiſe an die vornehme Welt von Kairo abgegeben werden; es bietet in der Tat einen prächtigen Anblick, wenn die Damen der Hohen und Reichen in ihren Toiletten nach der neueſten Mode und in ihren blitzenden echten oder falſchen Juwelen hier verſammelt ſind.

Straße in Alt-Kairo.

Das arabiſche Viertel und die Bazare ſind für den Fremden immer intereſſant, aber Damen ſollten nicht allein hingehen wegen der Gefahr, Händen zum Opfer zu fallen, die mehr geſchickt als ſauber ſind. Die bloße Tatſache, in den Bazaren zu ſein, weckt in dem Ausländer ein ſonderbares Gefühl. Die engen Straßen ſind von Läden umgeben, die nach allen Seiten offen und mit einem bunten Warengemiſch gefüllt ſind; es herrſcht ein unbeſchreiblicher Geruch, ein Gemiſch von Roſenöl, gebackenem Fiſch, parfümiertem Tabak und Schmutz. Schwärme von Orientalen und Afrikanern, mit gelbbrauner oder ſchwarzer Hautfarbe überſchwemmen die engen Fußwege ſowie die Fahrſtraßen; die Kutſcher rufen, ſchreien und knallen mit der Peitſche, um ſich einen Weg durch die gleichgültige Menge zu bahnen, ohne jemand niederzurennen.

Das alles bildet ein überraſchendes, unvergeßliches Bild voll Leben, Bewegung, Farbe und Geruch. Die Bazare ſelbſt ſind lange

Gänge, wo man auf seine Füße achtgeben muß, und zu deren beiden Seiten sich die Läden befinden, in denen alle Waren des Ostens und, nicht zu vergessen, ihre deutschen, sehr billigen und häßlichen Nachahmungen ausgestellt sind. Hier gibt es Teppiche, Gardinen, Holzschnitzereien, die mit Perlmutter und Elfenbein eingelegt sind, alte Waffen; dort Parfüms, Juwelen, kostbare Steine. Etwas weiter hin fällt das Auge auf zierlich geformte Sandalen aus glänzend rotem Leder, Tücher, arabische Kleidungsstücke, Fes; endlich kommt man zu Verkäufern von Gegenständen aus wundervoll gravierter Bronze oder Kupfer. Dann wieder Vasen, Lampen, riesige Servierbretter, Kaffeeservice, Blumentöpfe mit den verschiedenartigsten hübschen Mustern. Verschiedentlich kann man die Graveure vor ihren Türen sitzen und emsig arbeiten sehen.

Die Szene ist außerordentlich interessant, wenngleich die Bazare von Kairo denen Konstantinopels nicht gleichkommen. Es muß auch erwähnt werden, daß man in den Bazaren nicht die schönsten Waren des Ostens findet, sondern nur die billigsten und nicht einmal die, wenn der Käufer nicht seinen ganzen Verstand beisammen hat, denn in der ganzen Welt gibt es keinen größeren Dieb und geriebeneren Schurken, als den Bazarhändler. Wer etwas durchaus Gutes kaufen will, muß es außerhalb der Bazare suchen. Dem Savoyhotel gegenüber befindet sich der Laden von Spartle & Co., wo die herrlichsten Teppiche und Gardinen zu haben sind. Für alles und jedes an Möbeln und Schnickschnack gibt es ein Geschäft, das ganz einzig in seiner Art ist, und wo man manche Stunde verbringen kann, ein Geschäft, das schon viele Jahre besteht und M. Parvis, einem Italiener und echtem Künstler, gehört.

Allen denen, die sich für die zarte, wunderschöne arabische Kunst interessieren, möchte ich einen Besuch des „Arabischen Museums“ und der Moscheen raten, wo sie viele Schätze an Skulpturen in Stein, Holz und Metall, sowie Gemälde und schöne Goldarbeit finden werden. Es liegt für mich ein unnennbarer Reiz darin, jene Häuser des Gebets und der Hoffnung zu betreten, jene Tempel, wo in würdevoller Ruhe eine Religion herrscht, die zu so manchem Schönen begeistert hat, und die jahrhundertelang die Triebfeder für viele Millionen gewesen ist, deren Seelen gleich den unseren in Hoffnung auf eine ewige Seligkeit leben.

Die Kuppeln und Minarets dieser Moscheen, die mit ihren gefälligen Formen in das tiefe Blau des Himmels hineinragen, machen

Spinx und Pyramiden.

einen außerordentlichen Eindruck, besonders von der Zitadelle auf dem Hügel aus gesehen, der die Stadt und ihre Umgebung beherrscht. Er wird zu Wagen erreicht und gibt dem Besucher zugleich Gelegenheit, das Grab Mehemed Alis in der Alabastermoschee zu besichtigen. Es ist dies ein Gebäude, das von dem Begründer der Dynastie der Chedive selbst begonnen wurde. Bemerkenswert daran ist nur seine Größe und die wunderbare Weise, in der es beleuchtet wird. Ein schönes Grab und des größten Herrschers Ägyptens würdig.

Von diesem Vorsprung aus bietet Kairo, wie es sich so weiß und grau inmitten der vom Nil in aller seiner Pracht durchflossenen Gärten ausbreitet, einen unvergeßlichen Anblick. Wie eine grüne Oase voll menschlicher Wohnungen liegt es da von der Wüste umgeben, die sich bis in die weiteste Ferne erstreckt, um sich schließlich in der Unendlichkeit zu verlieren. Und wenn deine Augen gleichsam im Traume sich der Sonne zugewendet haben, die in purpurnem Glanz versinkt, dessen Widerschein die weißen Mauern der Stadt vergoldet, und wenn du dich von dem Gedanken an all die Jahrhunderte mit ihren dunklen Geheimnissen, an die unbekannte Zukunft, der wir entgegengehen, bedrückt fühlst, so senke den Blick hinab auf den großen Platz, wo die Wallfahrten nach Mekka ihren Ausgang zu nehmen pflegten, dort wirst du die ägyptische Jugend eifrig Fußball spielen sehen; du wirst von deinem Traum erwachen und wieder in das jetzige Ägypten à l'anglaise zurückkehren.

Es versteht sich von selbst, daß in dem Land der archäologischen und geschichtlichen Entdeckungen und Ausgrabungen ohne gleichen die Museen außerordentlich interessant sind. Das Museum zu Kairo ist ein durchaus französisches Werk und eins, worauf sie stolz sein können. Es wurde vor ungefähr vierzig Jahren von dem großen französischen Ägyptologen M. Mariette gegründet, bei dessen Tode im Jahre 1881 es von M. Maspéro übernommen wurde, der seine Stellung fünf Jahre später an M. Grebaut abtrat. Diesem folgte M. de Morgan. Später hat M. Maspéro die Arbeit nochmals übernommen, und kaum je hat es einen geachteteren und beliebteren Departementschef gegeben.

Das Museum befindet sich heute in einem erst kürzlich vollendeten, wundervoll gelegenen riesigen Gebäude. Hier liegen die zahllosen Schätze, die der Spitzhammer der Gelehrten aus dem Versteck, wo sie jahrhundertelang geruht, ans Licht gebracht. In den belebten Hallen entrollt sich die Geschichte der Zivilisation Ägyptens

bis Jahrtausende vor Christus zurück vor unseren Augen. Da ist alles vertreten: Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Soldaten, Priester, Kriege, Eroberungen, Begräbnisse, Feste. Sie ziehen an uns vorbei als Mumien mit goldenen Masken, Statuen von Stein, Granit und Bronze, wundervoll gearbeitete Basreliefs, Gedächtnistafeln; als Tiere, Blumen, Geräte und Werkzeug jeder Art, jeder Gestalt.

Ich kenne nichts Ergreifenderes als diese Gedächtnisstätten der Vergangenheit, wo jeder Gegenstand uns das Leben und ach! auch den Tod einst großer und mächtiger Nationen vor Augen führt, wo alles aufgehäuft liegt, was den Ruhm, das Glück, die Sorge derer ausmachte, die, sei es vor vierzig oder fünfzig Jahrhunderten, den schäumenden Kelch des Lebens unter derselben Sonne schlürften, die heute unser Blut wärmt, und die nun zu dem großen Unbekannten eingegangen sind. Ich muß gestehen, daß diese Statuen, Vasen, Altäre, Opfersteine, diese Sarkophage und Basreliefs mich kalt ließen: aber eine unwiderstehliche Macht zog mich zu den Kästen, in denen die kleinen Gegenstände lagen, die vor Tausenden von Jahren alltäglich von weichen, lebensvollen, heute längst kalten und verwelkten Händen berührt wurden, von den Händen jener stillen Gestalten, deren Todesschlaf in den engen Mumiensärgen heute von einem neugierigen, alles ausspürenden Volke, das selbst den Tod nicht achtet, dreist gestört, unsanft unterbrochen worden ist. Hier liegen die kleinen Dinge, die die Toilette einer großen Dame geziert haben, ihre prachtvollen Juwelen, welche beweisen, wie groß die Kunst der Handwerker

Der Pyramidenweg.

in jenen vergangenen Tagen war. Herrliche, fein ziselierte, mit Edelsteinen eingelegte Goldsachen, wie Ringe, Ohrringe, Berlocks und Kronen, Diademe und Gehänge, alles Schmuckstücke, die einstens Prinzessinnen und schöne, mächtige und geliebte Frauen zierten. Sprich von der neuen Kunst und den Greueln, die heutzutage in ihrem Namen begangen werden, und ich werde zu dir sagen: „Komm hierher und sieh, was die alten Ägypter vollbracht, und mit welch höherem, auserwähltem Geschmack sie ihre Arbeit getan haben."

Und meine Rührung wuchs noch, als meine erstaunten Blicke auf jene getrockneten und so vorzüglich erhaltenen Blumen fielen, jene Blumen, die vielleicht vor Jahrtausenden an einem sonnigen Morgen aus der reichen Erde emporblühten und mit rascher, lebensfroher Hand gebrochen wurden, Blumen vielleicht, denen die Lippen eines Liebenden Worte voll Zärtlichkeit und Hoffnung zugeraunt haben.

Gott! Ist alles das, was das innerste Wesen eines Volkslebens ausmachte, gekommen, um uns über Äonen hinweg die Nichtigkeit alles irdischen Hoffens zu predigen? Amen! wirst du sprechen. So sei es; wir wollen nichts weiter sagen. Wir wollen M. Maspéro und seinen Mitgelehrten die Toten überlassen und hinausgehen in Sonne, Luft und Leben.

Es kann auf der ganzen Welt keine schönere Straße geben, als die große, liebliche Allee, die von Kairo nach den am Anfang der Wüste erbauten Pyramiden von Gisch führt. In ihrer ganzen Länge von sieben Meilen ist sie mit prächtigen hohen Bäumen besetzt. Zu allen Tagesstunden herrscht dort reges Leben: am Morgen machen Herren und Damen ihren Spazierritt, Maultiere, Kamele und Reihen von Eseln gehen zum Markt oder kommen daher. Am Nachmittag promeniert, fährt und autelt das vornehme Kairo, zur Linken saust die elektrische Straßenbahn, das Zeichen der modernsten Neuzeit. Diese prächtige Straße ließ der Chedive Ismaïl zur Zeit der Erbauung des Suezkanals in wenig Wochen herstellen, damit die Kaiserin Eugenie bequem nach den Pyramiden fahren könnte. Diese Pyramiden! Welche verschiedenartigen Ereignisse haben sie in den vierzig wechselvollen Jahrhunderten vor dem Zuge Napoleons und seitdem gesehen! Ägypter, Griechen, Römer, Türken, Franzosen, Engländer, alle sind sie gekommen, einer nach dem anderen, um ihre Zelte aufzuschlagen und ihre Fahnen zu entfalten, während heute

die Reisenden dieser und anderer Nationen sich zu Tausenden zusammenschließen, Brüderschaft machen und sich zum Zweck des Vergnügens und der Befriedigung ihrer Neugier zu einem fröhlichen Pilgerzug vereinigen.

Sie kommen aus den verschiedensten Gründen. Vor allem sind es die Pyramiden, man muß sie „mitnehmen"; ferner bilden die Pyramiden das Endziel für einen sehr schönen Ausflug, und die Wüstenluft ist so rein, so kräftigend, ein wahres Belebungsmittel für alle. Dann kommen andere, um sich mit den Pyramiden photographieren zu lassen, damit sie allen Zweiflern zu Hause beweisen können, daß sie wirklich dagewesen. Aber ach! Wie viele sind schon von den Pseudo-Photographen getäuscht worden, deren ganze Ausrüstung in einer leeren Zigarrenkiste, einem schwarzen Tuch und charakteristischem Wesen bestand. Hat man sich mit steifem Hals und in ungemütlicher Haltung abnehmen lassen und seine Adresse und den Sovereign abgeliefert, so muß man nach ein paar Tagen zu seiner Überraschung erfahren, daß man nicht stillgehalten und das Bild ganz verdorben hat.

Die Umgebung der Pyramiden ist mit einem Heer von Beduinen erfüllt, jenen Wüstenteufeln, die weder Gott noch Menschen zu fürchten scheinen, und die nur für zwei Dinge leben, die ihnen auch oft genug zufallen — Raub und Frauen. In ihren langen Gewändern, den Turban auf dem Kopf, einen starken Stock in den Händen, drängen sie sich an die unglücklichen Touristen mit den verlockendsten Anerbietungen, ihnen die Sphinx und die Pyramiden zu zeigen oder mit ihnen die letzteren zu besteigen. Es ist mir unfaßbar, warum die Regierung diesem schmachvollen Betragen der Beduinen nicht ein für alle Mal ein Ende macht.

Die größte Vorsicht sollte besonders von Damen geübt werden, wenigstens von solchen, die nicht, wie es doch vorzukommen scheint, auf häßliche Erfahrungen ausgehen. Die Besteigung der großen Pyramide ist mühevoll und ermüdend. Man muß die Schnelligkeit bewundern, mit der die Beduinen sie vollziehen. Viele Touristen beiderlei Geschlechts begnügen sich mit dem bescheidenen Vergnügen, den Vorgang von unten zu beobachten. Zwei Beduinen genügen gewöhnlich, um einen Mann hinaufzulotsen, bei einer Dame sind aber wenigstens drei erforderlich. Während einer dieser Halunken ihre Hände faßt, schieben sie die beiden anderen von hinten und finden dabei Gelegenheit, ihre Streiche auszuführen.

Am Fuße der Pyramiden steht am Rande der Wüste eines der schönsten Hotels in Ägypten, Mena House. Zur Teestunde drängt sich eine heitere, glänzende Menge auf seinen Terrassen. Die großen behaglichen Salons, der schöne maurische Speisesaal, die Schwimmbäder im Freien, die Golf-Tennis- und Krocket-Plätze, alles vereinigt sich, um den Aufenthalt in Mena House zu einem der schönsten Ereignisse einer ägyptischen Reise zu gestalten. Vorzügliche Ställe, vernünftige Preise, Wagen, Kamele, Esel, Sandkarren. Letztere sind kleine Gefährte, die dank ihrer breiten, niedrigen Räder über den Sand fahren können, ohne einzusinken, und mit deren Hilfe man manchen angenehmen Ausflug in die Wüste unternehmen kann. Die in Mena House häufig stattfindenden Sportturniere sind sehr beliebt. Besonders belustigend sind Kamelrennen. Diese Tiere scheinen ganz zu verstehen, was vorgeht, und sind ebenso begierig zu gewinnen wie ihre Reiter. Vergangenen Winter ergriff ein Kamel, das wütend geworden war, weil ein anderes es überholt hatte, das Bein des auf seinem Nebenbuhler sitzenden glücklichen Jockeys und biß voll Wut hinein.

Am schönsten ist ein Gang in der Wüste bei Mondschein, wo Sphinx und Pyramiden sich so geheimnisvoll aus der Ebene erheben. Das ist die Zeit der Liebenden, und nach einem guten Diner in Mena House suchen die Paare Arm in Arm die Einsamkeit und den Schatten der Steinriesen, die seit Jahrtausenden eine Zuflucht für ihresgleichen gewesen sind. Wie schade, daß diese nicht reden können! Oder ist es vielleicht gerade gut?

Ein anderer beliebter Ausflugsort, der nach halbstündiger Eisenbahnfahrt von Kairo zu erreichen ist, liegt ebenfalls in der Wüste, aber in entgegengesetzter Richtung. Es ist das wegen seines Schwefelwassers berühmte Heluan. Die Bäder, sowie auch das Große- und das Bade-Hotel gehören der Gesellschaft der Rungovich-Hotels und sind in jeder Beziehung vollkommen. Hier gibt es weder Staub, noch Lärm, noch Schmutz; die Luft ist trocken, frisch und rein, die Ruhe ideal. Außer zahlreichen Pensionen besteht hier noch ein vorzügliches Hotel, der Tewfik-Palast.

Heluan liegt am Fuße von Bergen, auf deren einem kürzlich ein Sanatorium eröffnet worden ist. In dieser herrlichen Lage können Leidende und Genesende jede Bequemlichkeit, jeden Komfort finden. Es gibt hier natürlich auch die unvermeidlichen Golfplätze, ebenso eine Rennbahn, die hin und wieder die elegante Welt Kairos anlockt.

Damit habe ich in Kürze die Vergnügungen beschrieben, die Kairo bietet. Nur noch ein Wort über die abscheulichen Spielhöllen, die eine der größten Plagen der Stadt sind.

Trotz aller Bemühungen ist es dem Staate nicht gelungen, diese Orte der Ausschweifung, des Untergangs, des Verderbens auszurotten, einfach, weil im Jahre des Heils 1905 die ägyptische Regierung nicht Herr in ihrem eignen Hause ist. Es mag lächerlich klingen, aber Ägypten ist noch immer die türkische Provinz, während das Ottomanische Reich seinerseits mit seinen Kolonien sich immer noch durch die Kapitulationen an die fremden Mächte gebunden sieht.

Tanzendes Mädchen.

Zur Belehrung für die in Unkenntnis Befindlichen sei kurz erwähnt, daß diese Kapitulationen Klauseln in gewissen Verträgen sind, die die christlichen Mächte mit der Türkei geschlossen haben, und in welchen die Rechte und Privilegien der ersteren im ottomanischen Gebiet festgelegt sind. Nach diesen Kapitulationen stehen die in Ägypten lebenden Ausländer nicht unter ägyptischer Gerichtsbarkeit; sie dürfen nicht ohne Bewilligung ihres Konsuls arretiert werden; kein Polizist darf das einem Fremden gehörige Haus oder Gebäude betreten, wenn sich nicht ein Vertreter des Konsuls in seiner Begleitung befindet. Ägyptische Polizisten können vor einem solchen Hause stehen und hören, daß sein Eigentümer darin ermordet wird, ohne zu seiner Hilfe hineineilen zu dürfen.

Man kann leichtlich verstehen, zu welchen Mißbräuchen ein solcher Zustand führen kann. In einem früheren Kapitel habe ich Gutes von der griechischen Kolonie in Alexandria zu sagen gehabt. Dort habe ich von den oberen Klassen geredet. Auch von den griechischen Kaufleuten ist Gutes zu berichten. Als vortreffliche Geschäftsleute und Vorkämpfer der Zivilisation haben sie zur Entwickelung Ägyptens und des Sudans viel beigetragen. Aber unglücklicherweise gibt es eine dritte Sorte von Griechen, Diebe, Schmuggler, Schwindler der schlimmsten Art, die die tiefsten Tiefen von Kairo beherrschen. Aus ihr selbst am besten bekannten Gründen hat die griechische Gesandtschaft der Regierung nur sehr geringe Dienste geleistet, als diesem schmählichen Zustand ein Ende gemacht werden sollte. Außerdem scheinen diese griechischen Brüderschaften selbst in den Mauern des Konsulats ihre Spione zu haben, denn auf geheimnisvolle und unerklärliche Weise bekommen sie Kunde von jeder polizeilichen Razzia, lange bevor sie stattfindet. Um Ägyptens selbst und um des dort wohnenden guten, ausländischen Elements willen, ist es wirklich wünschenswert, daß die Mächte in diesem Falle auf ihre Rechte verzichten und es Ägypten und England überlassen möchten, ein weniger kompliziertes Rechtssystem aufzustellen.

Welcher Zustand aber erst geherrscht hat, ehe der große Staatsmann Nubar Pascha 1875 den „gemischten Gerichtshof" einrichtete, wird man sich vorstellen können. Bis dahin bestanden in Ägypten siebzehn verschiedene Konsulargerichte, von denen es unmöglich war, Gerechtigkeit zu erlangen, wenn, was oft vorkam, ein Eingeborener einem Ausländer oder zwei Ausländer verschiedener Nationalität einander gegenüberstanden. Die Eingeborenen mußten manchmal vor zwei oder drei verschiedenen Gerichtshöfen erscheinen, je nach der Staatszugehörigkeit der verschiedenen Beklagten. Die Forderungen der Ausländer gegen die Regierung mehrten sich, und in Ermangelung jedes Gerichtshofs, der sie austragen konnte, wurden die Prozesse von den Konsuln in die Hand genommen und endeten dank der Schwäche der Regierung mit der Auszahlung vieler und großer Entschädigungssummen.

In juristischer Beziehung herrschte gänzliche Verwirrung — ein Zustand, der nicht länger geduldet werden konnte und der seine Entstehungsursache weniger in den Kapitulationen selbst, als vielmehr in den Irrtümern hatte, die sich allmählich in ihre Textauslegungen eingeschlichen. Nubar sah bloß ein Hilfsmittel, nämlich

Die Pyramiden von Giseh.

die Einrichtung von Gerichtshöfen, in denen Eingeborene und Europäer nebeneinander saßen. Er versuchte die Mächte zu veranlassen, um ihrer Untertanen willen solche Gerichte anzunehmen, die so zusammengesetzt waren, daß sie die Möglichkeit der Unparteilichkeit boten. Er verhehlte nicht, wie schwer es sein würde, die Zustimmung der Mächte zu dieser Reform zu erhalten, die den Einfluß ihrer Konsulate zu verringern bestrebt war, und machte zunächst dem Chedive begreiflich, daß — wollte man dazu gelangen, daß alle Europäer sich diesen Gerichten unterwarfen — man zuvörderst ihr Vertrauen gewinnen und ihnen Garantie bieten müsse, was nur dadurch zu erreichen sei, daß der Chedive selbst das Beispiel gebe und sich und seine Regierung diesen Gerichtshöfen unterstellte.

Sowohl als Regent wie auch als Privatmann, der ungefähr ein Fünftel alles angebauten Landes in Ägypten sein eigen nannte, war der Chedive einer der ersten, der unter der gegenwärtigen Sachlage zu leiden hatte; die Einführung der Gerichtshöfe lag deshalb in seinem Interesse, und er gab bereitwillig seine Zustimmung. Die Unterhandlung mit den Mächten begann 1867. In London wurde dem Plan ein warmer Willkomm zu teil, ebenso in Berlin. In Paris war ihm der Kaiser persönlich geneigt: „Der Gedanke ist großartig in seiner Einfachheit", sprach er zu Nubar, der ihm die Sache auseinandersetzte, und fügte wörtlich hinzu, „aber es ist eine moralische Revolution, die Sie in Ägypten ins Leben rufen, und zwar eine, die großen Einfluß auf die Fragen des Orients ausüben wird." Die Audienz schloß mit dem Versprechen, seiner Regierung den Plan empfehlen zu wollen. Leider waren seine Minister nicht der gleichen Meinung, sondern der Vorschlag fand in M. de Moustier, dem Minister des Auswärtigen, einen eifrigen Gegner. Acht Jahre lang beharrte Frankreich auf seiner Weigerung. Während dieser Zeit erlitten die Unterhandlungen häufig Unterbrechungen, wurden aber dank Nubars energischer Ausdauer bei jeder Gelegenheit wieder aufgenommen. Aber Frankreich stand nicht allein in seinem Widerstand: der Chedive selbst, der den Vorschlag erst mit so großem Enthusiasmus begrüßt hatte, da er in ihm ein Mittel sah, sich von der beständigen Einmischung der Konsulate zu befreien, und eine selbständige ägyptische Regierung aufzurichten, begann jetzt, infolge von Beeinflussung seitens nahe berührter Parteien, eine Verminderung seiner absoluten Macht zu befürchten, eine Gefahr, auf die ihn Nubar selbst von Anfang an aufmerksam gemacht hatte.

Er zog deshalb Nutzen aus den Schwierigkeiten, denen das Projekt in Europa begegnete, und hielt die Verhandlungen mehr als einmal auf. Daraus entsprangen die Meinungsverschiedenheiten mit Nubar, der sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, einen Plan aufgeben zu sollen, der seiner Meinung nach mit Ägypten und dessen zukünftiger Wohlfahrt in engstem Zusammenhang stand. Die Differenzen nahmen mit der Zeit einen so erbitterten Charakter an, daß Nubar, der seit dem Beginn der Unterhandlungen fast ausschließlich in Europa lebte, in Ungnade geriet und mehrere Male ganz übergangen wurde. Aber er ließ sich nicht entmutigen; mit Ausdauer versuchte er weiter, Ismaïl für seine Pläne zu gewinnen und seine Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen mit den Mächten zu erlangen. Endlich wurden seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, und im Jahre 1875 fand die Neugestaltung statt.

Nubar.

Aber Nubar hatte sich viele erbitterte Feinde unter den Leuten zugezogen, die durch Einführung einer besseren Gerechtigkeit alles zu verlieren hatten, und die nun nicht anstanden, ihn der Undankbarkeit zu beschuldigen, eine Anklage, die ebenso unverdient als ungerecht war. Diese Feinde bezogen sich besonders auf den Einfluß, den Nubar ausgeübt hatte, als Ismaïl seine Ländereien an den Staat abtreten mußte. Diese Abtretung aber war im Jahre 1878 von der Untersuchungskommission gefordert worden, und weil Nubar kein anderes Mittel sah, der drohenden Katastrophe zu entrinnen, stellte er sie als Gegenbedingung für seine Einwilligung zur Bildung eines Ministeriums, nachdem ihn der Chedive am Vorabend des Bankrotts als letzte Zuflucht und im Vertrauen auf seine Vaterlandsliebe aus Paris zurückberufen hatte, wo er in Ungnade lebte. Ägyptens Hilfsquellen waren gänzlich erschöpft,

der Staat wurde von seinen Gläubigern bedrängt, und die Untersuchungskommission bestand auf der Übergabe der Liegenschaften des Chedive, damit die zur Befriedigung der dringendsten Forderungen nötige Anleihe aufgenommen und der drohende Zusammenbruch vermieden werden konnte. Diese Abtretung allein konnte das Land und den Chedive selbst retten, und nur Nubar hatte den Mut, den kein anderer Ägypter damals besaß, Ismaïl davon zu unterrichten und ihm die Annahme zu raten. Er fügte hinzu, daß er andernfalls die Verantwortung für die Errichtung eines Ministeriums nicht auf sich zu nehmen imstande sei.

Der Chedive begriff, und nach mehreren Tagen eines in diesem Falle sehr natürlichen Zauderns übergab er dem Staate seine Ländereien. Und hätte er nach diesem diplomatischen, vaterlandsfreundlichen Akt sein Versprechen gehalten und in Gemeinschaft mit dem Ministerium, in dem unter Nubars Präsidentschaft Sir Rivers Wilson und M. de Blignières saßen, getreulich regiert, so würde Ismaïl bis zum Ende seiner Tage auf dem Thron geblieben sein, und es würden weder Arabis Aufstand noch die folgenden Ereignisse stattgefunden haben. Nach der Abtretung des Landes und der Aufnahme der Anleihe hätte eine weise, vertrauenerweckende Verwaltung genügt, um in einigen Jahren die Finanzen wieder zu ordnen und das Land durch die Krisis zu bringen, in der es sich befand. Die Ereignisse haben genugsam bewiesen, wie vortrefflich das Mittel war, auf das Nubar als Preis für seine Mitarbeiterschaft bestanden hatte. Nur weil er das nicht anerkannte und weil er sich weigerte, sich der Ausführung des von Nubar aufgestellten Programms zu unterwerfen, mußte Ismaïl seine Machtstellung aufgeben. Nachdem er absoluter Herr und Meister über Ägypten gewesen war, konnte er es nicht über sich gewinnen, die durch das neue Regime entstandene, viel bescheidenere Rolle eines fast beschränkten Monarchen anzunehmen. Darin lag sein Fehler und die Ursache seines Falles.

Kann man mit gutem Gewissen Nubar der Undankbarkeit beschuldigen, weil er Ismaïl zur Befolgung einer Maßnahme riet, die unter diesen kritischen Umständen die einzige war, durch die der Chedive selbst und das Land gerettet werden konnten? Hätte Ismaïl recht überlegt, er würde die Wahrheit bald eingesehen haben, und ich will einen Satz wiederholen, den er zu einigen Ägyptern sagte, die er zu sich nach Neapel einlud, wohin er sich nach seiner Absetzung zurückgezogen hatte.

„Mein Fehler lag darin, daß ich nicht auf Nubar gehört habe; ich wäre heute noch König von Ägypten und dem Sudan, wenn ich seinen Rat befolgt hätte."

Die Feinde Nubars, der zweifellos der größte Staatsmann Ägyptens gewesen ist, haben die lächerlichsten Gerüchte über ihn ausgesprengt. Sie haben sogar behauptet, und man hört es heute noch in Kairo, daß er sich in Frankreich hätte naturalisieren lassen, nach 1870 aber ein Deutscher geworden wäre! Unnötig zu sagen, daß diese törichte Anklage vollständig unbegründet war, und daß Nubar als ottomanischer Untertan gelebt hat und gestorben ist. Man hat ihm auch vorgeworfen, er habe England in Ägypten begünstigt und Frankreich Widerstand geleistet. Ich glaube nicht, daß Nubar je die eine oder die andere Politik bevorzugt hat, wenn er nicht dadurch einen unmittelbaren Vorteil für Ägypten erlangen konnte. Er war vor allem Ägypter und liebte sein Vaterland, in dessen Dienst er alle seine Kräfte stellte, leidenschaftlich. Was Wunder, wenn er sich denen zuneigte, deren Beistand er für sein Vaterland nützlich fand? Seiner Erziehung und Bildung, seinem Geschmack nach, war er sicherlich mehr französisch als englisch; er war auf dem Gymnasium von Sorèze in Frankreich erzogen und hatte dort mehrere feste Freundschaften geschlossen, und in Frankreich, in Paris, suchte er auch jedesmal die Ruhe, wenn die Politik ihm einen Moment der Muße ließ.

Warum nicht freimütig eingestehen, daß die Politik der verschiedenen Regierungen, die in Frankreich aufeinander gefolgt sind, für Ägypten ebenso unheilvoll gewesen ist, als für Frankreich selbst?

Um zum Schlusse zu kommen: Es ist, glaube ich, deutlich bewiesen worden, daß Nubar Ägypten große und wahre Dienste geleistet hat, deren größte die Einrichtung der gemischten Gerichtshöfe gewesen ist.

Kalifengräber.

Kapitel 7.

Ismaïl und seine Regierung.

Träume von einem Kaiserreich — Torheiten eines Herrschers — Festlichkeiten bei der Eröffnung des Suezkanals — Ströme von Gold — Die Kaiserin Eugenie — Anekdoten — Unveröffentlichte Geschichte des abessinischen Krieges — Untergang — Geheimnisvoller Tod des Finanzministers — Europas Dazwischentreten — Verbannung — Trauriger Tod eines Mannes, der trotz seiner Fehler ein großer Herrscher war, und dem Ägypten viel verdankt — Chedive Tewfik — Sein Leben und Tod, von seinem Arzt erzählt — Was man von Vergiftung fabelt.

„Mein Vaterland liegt nicht mehr in Afrika, wir bilden einen Teil von Europa." So drückte sich der Chedive Ismaïl, der Großvater des jetzigen Regenten, eines Tages aus. Er hätte hinzufügen können: „Durch meine Torheit habe ich mein Vaterland in Europas Arme geworfen; es hält es und wird seinen Griff nicht lockern."

Nach der schrecklichen Anstrengung, die Mehemed Ali zu gunsten Ägyptens gemacht hatte, um das türkische Joch abzuschütteln und die Rolle einer Großmacht zu spielen, war Ägypten unter der Regierung der Chedive Abbas und Said in tiefe Lethargie versunken. Es würde auch zweifellos fortgefahren haben nicht zu leben sondern zu vegetieren, hätte nicht jener Mann der überschwenglichen Ideen, jenes wankelmütige Genie, der große unglückliche Herrscher Ismaïl Pascha, es aus seinem Stumpfsinn erweckt und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich und jenes Land gelenkt. Zu derselben Zeit wollte es das Schicksal, Ismaïl zum Glück und zum Unglück, daß der Suezkanal — die Genehmigung hatte sein Vorgänger Said bereits M. de Lesseps erteilt — unter seiner Regierung erbaut werden sollte.

Dieses großartige Werk, der Ruhm Frankreichs und des Herrn v. Lesseps, der es trotz Englands wütendem Widerstand zur Voll-

endung gebracht hat, dieses Werk, sage ich, ist die Krone von Ismaïls Regierung. Das ganze Weltall sollte Zeuge des Ruhmes werden, den Frankreichs Genius über Ägypten ausgegossen hatte, und aus allen Zonen rief er Tausende von bedeutenden Persönlichkeiten zusammen, die bei der Eröffnung des Suezkanals gegenwärtig sein und an den phantastischen Festen, die er angeordnet hatte, teilnehmen sollten.

Man hat nie etwas Ähnliches gesehen und wird es wohl nie wieder sehen. Die 4000 Gäste des Chedive, unter ihnen die Kaiserin Eugenie, der Kaiser von Österreich und der Kronprinz von Preußen, nahmen in Kairo und Ismaïlia teil an einer ununterbrochenen Reihe verschwenderisch ausgestatteter Festlichkeiten — Banketts, Bälle Opern, Feuerwerke und Galavorstellungen. Die Gäste brauchten nichts auszugeben, Eisenbahn, Dampfer, Hotel, Wagen, selbst die Wäsche wurde in unglaublicher Freigebigkeit für sie bezahlt. Die Kosten wurden nicht kontrolliert, und der Champagner floß wochenlang in Hotels und Palästen. Man erhielt seine Auslagen, wann und wie es einem paßte, im Finanzministerium ausgezahlt, niemand fragte nach den Rechnungen.

Die drei hervorragenden Persönlichkeiten auf diesen Festlichkeiten, von denen Kunde bis in jeden Erdenwinkel drang, waren Ismaïl, die Kaiserin Eugenie und de Lesseps. Mit Ruhm bedeckt, feierten sie Triumphe, und wer kann sagen, wieviel Sterbliche damals mit Neid zu ihnen aufgeblickt haben? Sic transit gloria! Wie wenig Zeit genügte, um all ihre stolzen Hoffnungen, ihre glänzenden Träume zunichte zu machen! Wer hätte voraussagen können, daß Ismaïl, abgesetzt und verbannt, fern von seiner Heimat gebrochenen Herzens seinen Geist aushauchen würde, daß Lesseps sterben würde, gebeugt durch Jahre und mehr noch durch seelische Leiden, voll Kummer darüber, seinen Namen mit einem Werk verbunden zu sehen, das mißlungen ist und allerorten Verderben gebracht hat, oder daß die schöne, stolze Kaiserin Eugenie Thron, Gatten und Kind verlieren und, allein übriggeblieben, noch heute in Trauer und Schmerz auf Erden wandeln würde?

Damals überwog noch der französische Einfluß in Ägypten. Die traurigen Ereignisse von 1870 hatten noch keine Veränderung in der Sachlage herbeigeführt, und zwei Jahre später finden wir Ismaïl immer noch von Männern mit ausgesprochen französischen Sympathien umgeben; sie übten einen größeren Einfluß auf ihn aus als seine Minister.

Von diesen imtimen Beratern des Chedive müssen erwähnt werden: sein Sekretär Barot Bei, dessen schöne Gemahlin sich großen Einflusses auf Ismaïl erfreute, Dr. Burguières, sein Leibarzt, Gaston de St. Maurice, der Oberstallmeister, der auf General Fleurys Empfehlung nach Kairo gekommen war und nach dem Muster von Napoleons III. Marstall großartige Ställe eingerichtet hatte, Graf della Sala, sein Stallmeister, der unter Maximilian den mexikanischen Krieg mitgemacht hatte und ein besonders bei Damen sehr beliebter Mann war. Dieser Graf war der erste Europäer, der eine Liaison mit einer türkischen Dame von Stand, und zwar von sehr hohem Stand, hatte.

Außer diesen vier, die unmittelbare Umgebung des Chedive bildenden Männern, muß der Name des polnischen Edelmannes Graf Kozezuluski genannt werden, der sich in Paris niederließ, nachdem er im preußischen Heer gedient hatte. Ein Weltmann von gefälligen Manieren und großem Einfluß, der das Leben eines grand seigneur führte, erhielt er die Stellung eines Schwadronchefs bei der kaiserlichen Leibwache.

Gleichzeitig eroberte er das Herz der Prinzessin Mathilde, der Gemahlin des Prinzen Napoleon Bonaparte, und wurde ihr Geliebter.

Infolge von Ereignissen, die zu zahlreich sind, um hier angeführt zu werden, legte der Graf seine Stellung bei der kaiserlichen Garde nieder und begab sich nach Konstantinopel, wo die Polen, gleich den Ungarn, als Feinde der Russen mit offenen Armen aufgenommen wurden. Zur Zeit des Krimkrieges war er Oberst in der türkischen Armee und legte sich bei seiner Ernennung zum General den Namen Siefert Pascha bei.

Als Prinz Napoleon den Befehl über ein Armeekorps erhalten hatte, ernannten die Türken mit feinem Takt den Ex-Liebhaber zum Adjutanten des Gatten, und Prinz und General lebten in vollkommenster Eintracht zusammen und zwar in größtmöglichster Entfernung von Kanonenkugeln und Flintenschüssen. Beim Schluß des Krieges mußte Siefert Pascha, der Invalid geworden war, sein Amt niederlegen, und da die Ärzte ihm für den Winter ein warmes Klima rieten, empfahl ihm der Sultan Kairo und bat ihn gleichzeitig, ein Auge auf den Chedive zu haben, dessen Unabhängigkeitsgelüste ihn etwas in Sorge versetzten. Aber Ismaïl hatte seine Spione in Konstantinopel, und als ihm der Zweck von Siefert

Paschas Besuch in Kairo bekannt wurde, fand er Mittel, ihn auf seine Seite zu bringen, indem er ihm ein Haus, Ländereien und Geld schenkte. Siefert, der nach Geschmack und Neigung französisch gesinnt war, gesellte sich zu dem Kreis St. Maurice, Burguières und Barot, die Ismaïl mit einem Wall von französischem Einfluß umgaben, der jedem Angriff widerstehen zu wollen schien. Die erste Bresche wurde geschossen, als Ismaïl, der augenblicklich Geld brauchte, seine Suezkanal-Aktien verkaufte. Die 4000000 Pfund Sterling, die ihm England auszahlte, öffneten dem englischen Einfluß die Tür.

Chedive Ismaïl.

Die Liaison des Chedive mit Madame X war, glaube ich, nur von kurzer Dauer. Trotz seiner Vorliebe für Festlichkeiten, Vergnügungen und ausgewählte Soupers (auf einem der letzteren überbrachte man ihm auf einem riesigen Silberbrett eine junge berühmte Kunstreiterin), suchte er selten die Gesellschaft ausländischer Damen. Aus Konstantinopel holte er sich Sklavinnen von jedem Schönheitstypus, und wie er alles in großem Maßstabe betrieb, so bestand auch sein Harem aus vier rechtmäßigen Gattinnen, die den Titel Prinzessinnen führten, und aus 250 Nebenfrauen.

Die vierte Gattin Ismaïls war, wie man sagt, eine gewöhnliche, fette und häßliche Sklavin, die eines Abends, als Ismaïl nicht weislich, wohl aber zu gut gespeist hatte, sein Bett hereinbringen, nach türkischer Weise auf den Boden legen ließ und Gnade in seinen Augen fand. Später hatte er sicherlich Grund, seine Torheit zu bereuen, aber das Gesetz des Islam ist in solchen Dingen streng, und die Sklavin, die Mutter werden sollte, wurde zum Range einer Prinzessin erhoben.

Bezüglich dieser Dinge herrschten sonderbare Gebräuche. Sobald eine der Frauen des Chedive sich Mutter fühlte, wurde sie in

den Palast Kasr-el-Nil geschickt, den der Volkswitz die „Kinderstube" nannte. Nach der Geburt des Kindes gab Ismaïl der Mutter einen wohleingerichteten Palast, der mit Eunuchen und allem ihrem Rang entsprechenden Gefolge ausgestattet war. Von Zeit zu Zeit machte der Chedive einen Besuch und brachte einen Sack voll Gold mit, der in einen Schrank gelegt, und aus dem ohne jede Kontrolle das Geld zur Bestreitung des Haushaltes genommen wurde. Und die Zahl dieser Häuser war groß.

Es war Ismaïls Traum, ein großes, mächtiges afrikanisches Kaiserreich zu gründen, das vom türkischen Joch befreit, sich vom Mittelmeer bis zum Äquator ausdehnen sollte. Es ist bekannt, wie die ägyptischen Soldaten den Sudan und die Provinzen am Äquator eroberten. Die Macht Ismaïls erstreckte sich schon damals bis zu den großen Seen, und sein Traum hätte vielleicht bestimmtere Formen angenommen, wäre nicht ein unglückliches Ereignis eingetreten, das in gewisser Hinsicht den Anfang zum Sinken seines Sternes machte. Ich meine den Krieg mit Abessinien, dessen Einzelheiten bis zum heutigen Tag in Dunkel gehüllt sind.

Wie man weiß, kehrte ein nach Abessinien gesandtes starkes ägyptisches Heer nicht zurück. Wenige Offiziere nur, meist Ausländer, kamen wieder, nachdem sie sich mit der Spitze ihres Schwertes einen Weg durch die feindlichen Massen gebahnt hatten. Einer von ihnen war General Thurneyssen Pascha, ein hervorragender, berühmter Reiter und Offizier, der jetzt Stallmeister Sr. Hoheit des Chedive ist, und der die Feuertaufe in Mexiko unter seinem Führer und Landsmann Maximilian von Österreich erhielt. Nach jenem heldenmütigen aber unglücklichen Kriege trat er in den Dienst des Chedive Ismaïl, dem er mit der größten Ergebenheit gedient hat, die er auch unter Tewfik und Abbas Hilmi bewiesen.

Von seinen Lippen hörte ich die Einzelheiten des abessinischen Feldzugs und will sie hier kurz erzählen. Gegen das Ende von 1874 war Munzinger Pascha, ein Schweizer in Ismaïls Diensten, Generalgouverneur der ägyptischen Provinzen am Roten Meer. Eines Tages eroberte er mit nur zwei Bataillonen die im Nordwesten von Massaua gelegene abessinische Provinz Boghas. Munzinger behauptete, die Ägypter hätten ein Recht auf diese Provinz, von welcher aus die Abessinier häufig Streifzüge in ägyptisches Gebiet zu unternehmen pflegten. Die Wahrheit ist, daß Munzinger eine Abessinierin, die gleich den meisten ihrer Landsleute Christin war,

geheiratet hatte, und ihr zu Gefallen wollte er die Provinz Boghas unter ägyptische Regierung bringen, damit er während der heißen Jahreszeit mit seiner Frau dort leben konnte. Lag doch diese Provinz hoch über dem Meeresspiegel und hatte ein reines, erfrischendes Klima.

Als König Johannes Kunde von dem Angriff erhielt, geriet er in Zorn und schickte mehrere bewaffnete Scharen aus, die in ägyptisches Gebiet eindrangen und eine Anzahl Einwohner niedermetzelten. Diese Vorgänge brachten Ismaïl auf, und von Munzinger Pascha, den Nubar unterstützte, aufgereizt, beschloß der Chedive, eine militärische Expedition nach Abessinien zu senden. Der vorgebliche Zweck war die Bestrafung der Abessinier, in Wirklichkeit aber gedachte Ismaïl, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, das Land zu besiegen, es mit den Provinzen am Äquator, die er damals schon durch Sir Samuel Baker in seinem Namen hatte besetzen lassen, zu vereinigen und daraus, nebst Ägypten und dem Sudan, das ungeheure Reich seiner Träume zu bilden.

General Thurneyssen Pascha.

Da die Höflinge und Schmeichler in seiner Umgebung ihm versicherten, daß ein ägyptisches Regiment 30000 Abessinier aufwiege, und da Munzinger sich seiner Fähigkeit rühmte, Abessinien mit zwei Bataillonen zu besiegen, sandte der Chedive ein lächerlich kleines Heer aus. Es bestand nur aus 4000 Mann und wurde von einem Dänen, dem Oberst Arndrupp, befehligt. Derselbe war zwar ein hervorragender Artillerist, aber sein Wissen war mehr theoretisch als praktisch, da er den aktiven Dienst noch gar nicht kannte. Ihn begleitete Nubars Neffe Arakel Bei, der eben zum Gouverneur von Massaua ernannt worden war. Diese geringe Macht ließ bei ihrem Eintritt in Abessinien hier und da kleine Posten zurück und war Ende Oktober auf 3000 Mann

zusammengeschmolzen. Da wurde sie plötzlich von König Johannes, der in eigner Person an der Spitze von 30000 Mann stand, angegriffen. Die Ägypter wurden bis auf den letzten Mann vernichtet, Armdrupp und Arakel Bei fielen nach tapferer Gegenwehr. Die Abessinier gaben keine Gnade; die Verwundeten wurden durch Lanzenstiche vollends getötet, fast alle Leichen aber verstümmelt.

Als die Kunde von dem Unglück nach Kairo kam, verkündete Ismaïl seine Absicht, sich furchtbar zu rächen und ein mächtiges Heer zu entsenden. Diese mit überraschender Schnelligkeit organisierte, aus 15000 Mann bestehende Armee befehligte der Circassier Ratib Pascha, der Sirdar des ägyptischen Heerwesens. Thurneyssen, damals Major, war sein Adjutant, außerdem nahmen elf amerikanische, ein Schweizer, ein österreichischer, ein italienischer und ein belgischer Offizier teil. Der Generalstabschef und Zweitkommandierende war General Loring, ein Amerikaner; unter ihm stand Oberst Dye, ebenfalls aus den Vereinigten Staaten. Die Artillerie umfaßte 34 Kanonen und 12 Raketenschleuderer. Begleitet von einem ungeheuren Gepäckzug, verließ die ägyptische Armee Massaua am 24. Januar 1876 und betrat das unbekannte, geheimnisvolle Land, von dem nichts zu sehen war als eine Gebirgsmasse, die in der klaren Luft wie von bläulichen Wolken umgeben schien. Am 7. März stießen sie auf den Feind unter König Johannes, und schon war der Sieg fast sicher, als unglücklicherweise in einem der ägyptischen Bataillone eine Panik ausbrach. Mit dem Schwert in der Hand hielten Thurneyssen und die anderen Offiziere die Flüchtigen auf und formten sie bereits wieder, als die ihrerseits in Schrecken versetzte Kavallerie plötzlich in wirrem Durcheinander durch die Infanterie brach. Die Niederlage war vollständig, und sieben ganze Bataillone wurden vom Feind niedergemacht. Dank der Vorsichtsmaßregel, ein Fort im Rücken zu erbauen, gelang es mehreren Bataillonen und den meisten fremden Offizieren, sich in Sicherheit zu bringen. Hier verteidigten sie sich hartnäckig gegen die 100000 Mann König Johannes', der endlich seine Gefangenen aufgab und die Ägypter ziehen ließ. Das war das Ende des unglücklichen Feldzugs, der Ägypten 10000 Soldaten und unendliche Summen kostete.

Um diese Zeit wurde Ismaïls Finanzlage immer kritischer. Das von dem Chedive und seinen Agenten ausgesogene Land hatte bereits all seine Einnahmen und Ersparnisse hergegeben, in der Tat alles, was das unglückliche Volk opfern konnte. Unfähig, seine

Moſchee Mehemed Ali.

Gläubiger, fast lauter Europäer, zu befriedigen, denen er gegen 80000000 Pfund Sterling schuldete, und die laut die Unterstützung ihrer verschiedenen Regierungen anriefen, mußte Ismaïl europäischem, d. h. in diesem Falle englischem und französischem Einschreiten Tür und Tor öffnen.

Ich will hier nicht die lange Geschichte seiner Schwierigkeiten und die von den zwei Großmächten unternommenen Anstrengungen, Ordnung in das Chaos zu bringen, wiederholen. Ich begnüge mich, an ein Ereignis zu erinnern, das seiner Zeit große Erregung hervorgerufen hat, das bis zum heutigen Tage viel besprochen und mißdeutet wird, und in welchem man einen noch lebenden Minister eine ganz falsche Rolle spielen läßt.

Es ist dies das Verschwinden und der geheimnisvolle Tod des Finanzministers, des Mufetisch Ismaïl Pascha Sadik. Dieser Mann, ganz Ismaïls Geschöpf, war der kluge aber grausame Vermittler gewesen, Ägypten das Lebensblut abzuzapfen. Er allein wußte, durch welche schrecklichen Qualen die Millionen angehäuft und wie sie wieder zerstreut wurden, nicht nur die Ismaïl zur Verfügung gestellten Millionen, sondern auch die, welche er und seine Freunde untereinander geteilt hatten.

Als England und Frankreich ihre Kommissare ernannt, die den Zustand der Finanzen in Ägypten prüfen sollten, begriff Ismaïl, daß zunächst sein Minister ausgeforscht werden, und daß dieser aller Wahrscheinlichkeit nach Farbe bekennen werde. Ihn beiseite zu schaffen, war das einzige Mittel. Es gibt Leute, die da behaupten, er wäre auf Ismaïls Befehl in geheimnisvoller Weise getötet worden. Unterredungen mit Personen aber, die in nahen Beziehungen zu diesem traurigen Ereignis stehen, haben mich überzeugt, daß Ismaïl den Minister nicht töten, sondern nur aus dem Wege haben wollte. Er hat Fehler genug begangen, ohne daß man ihn auch noch des Mordes anzuklagen braucht. Schwärzt man dadurch doch zugleich den Ruf derer, die in die Sache verwickelt waren.

Das Folgende habe ich von einer Person gehört, die bei der Festnahme des Mufetisch zugegen war. Unter irgend einem Vorwand hatte Ismaïl den Minister rufen lassen und lud ihn, nachdem sie ein Weilchen geplaudert, ein, ihn nach dem vom Prinzen Hassan bewohnten Ghezireh Palast zu begleiten. In der besten Laune sprach der Chedive lachend: „Ich muß meine Schwiegertochter besuchen"; im Wagen machte er Witze und schien ganz besonders aufgelegt.

Im Palast angekommen, betrat er die Gemächer der Prinzessin, nachdem er dem Minister befohlen, ihn zum Kaffee an Bord eines Bootes zu erwarten, das dem Garten gegenüber im Fluß verankert lag. Hier nun weichen die Berichte voneinander ab. Es wird behauptet, daß der heutige Premierminister, Mustapha Fehmi, der wachthabende Offizier war, und daß er den Befehl hatte, den Mufetisch festzunehmen und ihm, wenn nötig mit Gewalt, sein Amtssiegel zu entreißen. Es entspann sich, so wird erzählt, eine schreckliche Szene zwischen den beiden Männern, in deren Verlauf es zu Schlägen kam, und Mustapha tief in die Hand gebissen wurde. Gewisse hochgestellte Leute in Kairo haben mir versichert, daß die Spuren der Verwundung heute noch zu sehen sind.

Meinem Berichterstatter nach, der wirklich gegenwärtig war, hat es sich nicht so zugetragen. Zunächst war Mustapha damals schon nicht mehr Offizier. Infolge seiner Ernennung zum Oberzeremonienmeister war er abgegangen, später wurde er Direktor der Dairakasse. Er kann deshalb auch nicht die Wache befehligt haben, die den Mufetisch arretierte. Die Wahrheit ist: Als der letztere an Bord des Bootes anlangte, dessen dem Chedive ergebenen Offiziere den Befehl erhalten hatten, ihn nicht entkommen zu lassen, kündigte ihm Mustapha Fehmi auf Befehl des Chedive an, daß er ein Gefangener sei, und verlangte sein Amtssiegel. Der Minister weigerte sich und schrie, in heller Wut gegen den Chedive, die Welt im allgemeinen und den Abgesandten im besonderen: „Sie dienen einem Mörder! Er sei verdammt! Ihre Reihe wird auch kommen .... heute bin ich daran, morgen werden Sie es sein. Fluch euch! Mein Blut komme über euch, wenn mir Unheil widerfährt!“

Wer den Premierminister kennt und wer da weiß, wie er einer ungesetzmäßigen Handlung gänzlich unfähig ist, wie die Hauptzüge seines Charakters Güte, Milde und Feinfühligkeit sind, der wird sich denken können, welche Wirkung diese Worte auf ihn ausübten. Seine ganze Rolle hatte ja darin bestanden, daß er den Mufetisch auf Befehl seines Herrschers ersuchte, sich als Gefangenen zu betrachten. Zu Hause angekommen, hatte er einen heftigen Nervenzufall, und man war mehrere Tage um seinen Verstand, ja um sein Leben bange. Nur die größte Sorgfalt ermöglichte seine endliche Genesung.

Indessen hatte das Boot Anker gelichtet und war stromaufwärts segelnd in Dongola im Sudan angelangt. Hier stand der

Mufetiſch unter der Obhut des Oberſt Iſchak Bei, der die Weiſung hatte, den Gefangenen gut zu behandeln, aber ihn nicht entkommen zu laſſen und ſich ſeines Siegels zu bemächtigen. Der Oberſt hielt es für das Beſte, den unglücklichen Miniſter zum Trinken zu veranlaſſen, weil er wußte, daß bei ſeinem Geſundheitszuſtand und unter den Strahlen der ſudaniſchen Sonne der Alkohol ihm verhängnisvoll werden mußte. Einige Tage nach ihrer Ankunft in der Stadt ging Iſchak Bei ſtrengſter Befehl zu, das Siegel in ſeine Gewalt zu bringen, und bei einem diesbezüglichen Verſuch fand ein ſchrecklicher Kampf zwiſchen ihm und dem Mufetiſch ſtatt. Der Oberſt wurde in die Hand gebiſſen und mußte, da es ihm nicht gelang, ſeinen Gegner abzuſchütteln, denſelben töten. Die Wunde, die er erhalten, war ſo ernſter Natur, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Kairo und noch viele Jahre ſpäter einen Handſchuh tragen mußte. Während ſich dieſes Trauerſpiel in Dongola vollzog, kündigten die in Kairo herausgegebenen offiziellen Bulletins dem Publikum an, daß der Mufetiſch ſeiner angegriffenen Geſundheit wegen zur Erholung nilaufwärts gefahren ſei.

Dergeſtalt iſt mir die Geſchichte von einer Perſon erzählt worden, die die Wahrheit wiſſen muß. Meiner Meinung nach hat weder Ismaïl noch ſeine Umgebung an einen Mord gedacht, ſondern lediglich an eine gezwungene Verbannung, die der Herrſcher im Intereſſe ſeiner eigenen Angelegenheiten für unerläßlich hielt.

Auf dem verhängnisvollen Wege, der ihn zum Untergange führte, konnte Ismaïl nicht mehr ſtill ſtehen, und es kam die Stunde, wo der Sultan, ſein Oberhaupt, ihn auf den Betrieb Englands und Frankreichs, ſeiner Hauptgläubiger, abſetzte. Mit Tränen in den Augen ging er in das Exil. Zuerſt ſuchte er Zuflucht in Italien, wo ihm der König von Italien den Palaſt La Favorita zur Verfügung geſtellt hatte, während er ſich ſpäter endgültig in Konſtantinopel niederließ.

Sein Sohn und Nachfolger, Tewfik Paſcha, ſtarb vor ihm, und als der jetzige Herrſcher den Thron beſtieg, war er ſeinem Großvater faſt ein Fremder. Es war eine rührende Szene, als der junge Fürſt und der alte Verbannte eines Tages einander begegneten.

Als die Jacht, die Abbas Hilmi trug, vor Konſtantinopel Anker warf, eilte ein prächtiges, von vielen kräftigen Ruderern bewegtes Boot ſchnell herbei, an deſſen Steuer der alte Chedive vor Bewegung zitternd ſaß. Er war gekommen, um ſeinen Enkel, den

lebenden Vertreter seines Landes, zu umarmen; denn es gab etwas in der Welt, das Ismaïl noch mehr liebte als sich selbst, das war das Land, in dem er geboren, sein Ägypten, das er in seinen Träumen groß und mächtig gesehen. Als drum sein Ende herannahte, hatte er nur den einen Wunsch, den einen Gedanken, an den Ufern des Nils zu sterben, wo ihm Freude und Schmerz, Triumph und Demütigung zu teil geworden waren.

Er schrieb an seinen Enkel und bat bescheiden um einen Winkel in seinem Heimatland, einen fernen, einsamen Winkel, wo er seine Tage beschließen konnte. Abbas würde gern eingewilligt haben, aber England schlug die Bitte aus politischen Gründen ab. So verging die Zeit. Der alte Chedive schrieb abermals. Sein Leben neigte sich dem Ende zu; die berühmtesten Ärzte bezeugten es, und dem geschriebenen Wort war eine Photographie beigelegt, die, ach, so deutlich zeigte, daß er an der Pforte des Todes stand. Er flehte nochmals um die Erlaubnis, in sein geliebtes Land gebracht werden zu dürfen. Aber die gefühllose Politik weicht nicht einmal vor dem Tode zurück; eine nochmalige kurze Weigerung, und Ismaïl starb in der Verbannung — weit, wie sie sagten, von dem Lande, das er ins Verderben gestürzt.

Chedive Tewfik.

Ins Verderben gestürzt? Ich frage mich oft, ob Ismaïl Ägypten so viel Unrecht getan hat, wie behauptet wird. Sicherlich brachte er das Land dem Untergange nahe und beglich seine Rechnungen nicht. Aber wenn wir sein Konto genau prüfen, so zeigt sich kein großer Unterschied zwischen dem Soll und Haben. Seine großen Liegenschaften, die Zuckerfabriken, die Staatseisenbahnen, der Telegraph, seine Paläste, der Ghezirehpark, die Staatsländereien, alles das repräsentierte eine kolossale Summe, die nicht viel geringer gewesen sein kann, als seine 100000000 Pfund Sterling Schulden.

Man muß bedenken, daß Ismaïls persönliche Kasse und die des Staates eins waren. Wenn er nun auch viel Geld für Feste und Vergnügungen leichtsinnig verschleudert hat, so sind doch auch ungeheure Summen den öffentlichen Arbeiten zugute gekommen, denn fast alle großen und wichtigen Werke, die heute Ägyptens Reichtum ausmachen, sind unter seiner Regierung begonnen worden.

Der beste Beweis für die Wahrheit des eben Gesagten ist es, daß schließlich niemand Geld verloren hat, sondern daß mancher Gläubiger größere Summen ausgezahlt erhalten, als seine Forderung eigentlich betrug.

Wie viele Millionen Gewinn verdankt nicht allein England Ismaïls zeitweiser Geldverlegenheit! Nur ein Beispiel. Die Suezkanalaktien, die es mit 4000000 Pfund Sterling bezahlt hat, haben heute einen Wert von 32000000. England bestand einst darauf, daß alles persönliche Eigentum des Chedive an den Staat überging, und daß die Prinzen, seine Erben, den ihnen zukommenden Anteil abtraten. Wie schade für Ägypten, daß England nicht bedachte, daß jene Aktien auch dem Staate gehörten, und sie gegen Erstattung der 4000000 ebenfalls zurückgab. Das wäre eine edle Handlung gewesen.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt: Als die Daira, die einst Privateigentum Ismaïls war, in diesem Jahre mit einem Überschuß von 6400000 Pfund Sterling abschloß, waren die Erben des Chedive, die damals zugunsten der Gläubiger auf ihre Rechte verzichtet hatten, der Meinung, daß es nur recht und billig wäre, sie an diesem brillanten Geschäft teilnehmen zu lassen. Aber Lord Cromer hieß sie in seiner gewöhnlichen Offenheit ihrer Wege gehen.

Zu einer Zeit, wo die Sympathie vieler Ausländer auf seiten der Prinzen war, hatte ich Gelegenheit, diese Frage mit dem Finanzrat Vincent Corbett zu besprechen. Ich gebe hier seine Antwort wieder.

„Das ist keine Gefühls- sondern eine Rechtssache, die das Gesetz allein entscheiden kann. Nehmen wir ein einfaches Beispiel.

X schuldet tausend Pfund, die er nicht bezahlen kann; er sagt zu Z, „ich habe ein Gut, das tausend Pfund wert ist; willst du es verkaufen und meine Schulden bezahlen?“ Z willigt ein und befriedigt die Gläubiger. Aber statt das Land sofort zu verkaufen, behält und bewirtschaftet er es und verkauft es nach so und so viel Jahren mit großem Nutzen. Hat X das Recht, einen Anteil an dem Nutzen zu fordern? Sicherlich nicht.“

Diese Schlußfolgerung ist anscheinend richtig, aber man kann darauf erwidern, daß die Versprechungen, die man bei der Verzichtleistung den Prinzen gegeben hat, auch nicht immer gehalten worden sind. So bin ich z. B. überzeugt, daß S. Hoheit Prinz Hussein Kamel Pascha für sein dem Staate abgetretenes Land statt 24000 Pfund jährlich 40000 hätte bekommen sollen, denn soviel hätte das Gut ihm eingebracht. Nach kurzer Zeit wurde selbst diese Summe noch für zu hoch erklärt und auf 18000 Pfund herabgesetzt. Unter dem Vorwand der Armut Ägyptens verringerte man sie ein Jahr später abermals bis auf 12000 Pfund.

Dr. Comanos Pascha.

Führte Ismaïls Unbesonnenheit und Verschwendungssucht zu der Einmischung Englands und Frankreichs in die ägyptischen Angelegenheiten, so war die Schwäche seines Nachfolgers Tewfik Pascha, der die Revolution Arabi Paschas nicht zu unterdrücken vermochte, die Ursache von Englands bewaffnetem Eingreifen. Tewfik war die Güte und Sanftmut in Person. Kurz vor seinem ziemlich plötzlichen Tode ging das Gerücht, daß er auf schlechtem Fuße mit den Engländern stehe, die ihn ganz gern aus dem Wege haben wollten. Von da bis zu der Behauptung, daß er vergiftet worden sei, ist ein kurzer Schritt, und der Glaube daran verbreitete sich schnell.

Ich sprach darüber mit Dr. Comanos Pascha, dem Leibarzt des Chedive, dem die offizielle Totenschau im Namen der Regierung oblag. Er äußerte folgendes:

„Die Vermutung, daß der Chedive mit den Engländern schlecht gestanden, ist ganz falsch. Sie hatten im Gegenteil volles Vertrauen zu ihm, ja ihr Einvernehmen war so gut, daß die Engländer sicherlich Ägypten geräumt hätten, wenn Tewfik ein wenig länger am Leben geblieben wäre. Se. Hoheit hat oft bezüglich der Engländer

zu mir gesagt: „Ich liebe sie sicher nicht, aber ich bin ihnen sehr dankbar, denn ihnen verdanke ich es, daß ich heute Chedive von Ägypten bin. Wo wären wir ohne sie, ich und meine Kinder?“ Die Engländer wußten, daß sie auf ihn zählen konnten, und wünschten deshalb die Fortdauer seiner Regierung, nicht aber seine Entfernung.

Nach Dr. Comanos öffentlichem Bericht starb Tewfik an Influenza verbunden mit akuter Nierenentzündung und einer Entzündung beider Lungen. Hatte Tewfik Pascha eine Ahnung seines bevorstehenden Todes? Man möchte es fast glauben, wenn man daran denkt, daß er ein paar Monate vorher die Ferien, die sein vermutlicher Erbe Abbas in Ägypten zubrachte, benutzte, um ihn für mündig zu erklären, obgleich er das gewöhnliche Alter noch nicht erreicht hatte. Diese Handlung machte eine Regentschaft überflüssig und gestattete dem jetzigen Chedive bei dem Tode seines Vaters, den Thron zu besteigen, obgleich er vor dem Gesetz noch nicht volljährig war.

Das Gestüt des Chedive.

Kapitel 8.

Der Chedive Abbas Hilmi.

Se. Hoheit der Chedive Abbas Hilmi — Der Mensch und der Herrscher — Seine Thronbesteigung — Seine Gefühle gegen Frankreich und England — Erste Audienz im Schloß von Abdine — Sr. Hoheit Eisenbahn — Ein Nachmittag im Schloß von Kubbeh und Besuch auf den Gütern — Ausflug mit Sr. Hoheit auf dem Ismalliakanal — Besuch im Palast Montazah — Frühstück mit Sr. Hoheit — Ausflug mit Sr. Hoheit auf seiner Mariut-Eisenbahn — Ansicht Sr. Hoheit über den jetzigen Stand der Dinge und Englands Politik in Ägypten.

Im Jahre 1892 plötzlich auf den Thron berufen, verließ Se. Hoheit der Chedive Abbas Hilmi Wien, wo er seine Studien vollendete, und kehrte nach Ägypten zurück. Trotz seiner Jugend waren seine Ansichten über seine Rechte und Pflichten als Herrscher sehr klar und bestimmt. Da er die Rolle, die England in seinem Vaterland spielte, nicht persönlich hatte schätzen lernen, so war es nur natürlich, daß er die Gegenwart eines fremden Heeres in seinem Vaterlande bedauerte, und er kam mit einem Herzen voll böser Ahnungen an.

Ein gewisser Teil seiner Umgebung sowie mehrere Ausländer, die mehr oder weniger mit befreundeten Regierungen in Verbindung standen und die alle im Trüben fischen wollten, benutzten diese Stimmung, um den jungen, noch unerfahrenen Regenten zu einem völligen Bruch mit England anzustacheln, und versicherten ihm, daß am Tage des Kampfes französische Bajonette und russische Kosaken seinen Rücken decken würden.

Sehr tapfer und selbstbewußt, wie er war, tat der Chedive eines Tages den großen Schritt und wies England die Tür; und als er sich dann nach seinem Rückhalt umsah, fand er .... Leere. Selbst diejenigen, die ihn am stärksten überredet hatten, waren in der Stille

verschwunden. Im Jahre 1878 hatte England Rußland vor den Toren Konstantinopels zugerufen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Und der nordische Riese hatte innegehalten.

Zwanzig Jahre später, bei Faschoda, sprach England wieder, diesmal zu Frankreich, „Halt!“ Und die reiche, mächtige Republik wich zurück vor dem Herrn der Ozeane.

So antwortete auch jetzt England auf des Chedive Schachzug „Wir sind die stärkeren, wir bleiben hier.“ Und das damals sehr schwache Ägypten mußte sich beugen.

Abbas II. Hilmi.

Freilich hatte England den Takt, hinzuzufügen: „Wir sind auf nichts als euer Wohl bedacht, wir erkennen deine Stellung als Herrscher an und wollen dir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln bei der Neugestaltung deines Staates helfen.“

Das war ein harter Schlag, der aber für Se. Hoheit einer zehnjährigen Erfahrung gleichkam. Der junge Fürst lernte den Wert der Freundschaft schätzen und erkannte die Schwäche seines Landes und seiner eigenen Macht. Er nahm den Rat Englands in bezug auf die Verwaltung seiner Angelegenheiten an, wachte aber mit ängstlicher Eifersucht über seine Vorrechte als Herrscher und wußte ihnen Achtung zu verschaffen.

Zuerst schlug er die sich ihm darbietende Freundschaft aus, denn er wollte die Engländer bei der Arbeit sehen, ehe er ihnen Vertrauen schenkte, deshalb waren die Beziehungen damals kalt, fremd, rein geschäftlich. Mit außerordentlicher Entschiedenheit machte er sich daran, die Bedürfnisse seines Landes zu studieren, und nach und nach dämmerte in ihm die Erkenntnis auf, daß England sein Wort hielt, daß es ernst und ehrlich für Ägyptens Wohl arbeitete.

Dann, aber auch erst dann, wurde der Friede geschlossen, und das Jahr, welches die Annäherung zwischen England und Frankreich sah, wurde auch Zeuge des freundschaftlichen Besuchs, den Se. Hoheit dem König Eduard in London abstattete, wo er geehrt und gefeiert wurde.

Im Verlaufe vieler Unterredungen, die ich mit dem Chedive gehabt habe, hat er mir versichert, daß seine Beziehungen zu England, zu seinen englischen Beratern und anderen Räten sowie Angestellten, ausgezeichnete sind, und daß weder er noch seine Minister den Wunsch hegen, das Werk der Zivilisierung und Neugestaltung zu hindern, an dem er selbst mit seinem ganzen Herzen teilnimmt. Ich kann auch bestätigen, daß Se. Hoheit von dem gegenwärtigen Stand der Dinge völlig befriedigt ist, und daß Ägypten, so lange es noch nicht jenen Grad der Kultur und Macht erlangt hat, der es befähigt, auf eigenen Füßen zu stehen, es vorzieht, sich an England anzulehnen, und lieber den Rat der größten kolonisierenden Macht der Erde annehmen als bei irgend einer andern Großmacht Hilfe suchen will. Das hindert jedoch nicht, daß Abbas Hilmi für gewisse dieser Mächte tiefe Zuneigung und wirkliche Bewunderung hegt. Se. Hoheit hat besonders Vorliebe für Frankreich. Er nimmt dort, und zwar in Divonne, jedes Jahr seinen Sommeraufenthalt, wobei er in aller Ruhe das Leben eines gewöhnlichen französischen Edelmanns führt.

Die volkstümliche Auffassung, die sich den Chedive in einem luxuriösen Palaste vorstellt, wo er seine Tage auf einem Sofa mit einer Menge von Kissen verbringt, Süßigkeiten ißt oder die Wasserpfeife raucht und Blumendüfte atmet, diese volkstümliche Auffassung, sage ich, würde nicht wenig überrascht sein, zu hören, daß der Chedive in Wirklichkeit der vielbeschäftigste Mann von Ägypten ist. Es wäre schwer für irgend einen Menschen, ein reicheres, tatkräftigeres Leben zu führen. Er hat offizielle Verpflichtungen, muß Gesetze studieren, Dekrete unterzeichnen, im Ministerrat präsidieren, muß Audienzen und Empfänge abhalten, Unterredungen gewähren. Die meisten würden alle diese Beschäftigungen eines Fürsten schon für Arbeit genug halten, Se. Hoheit aber findet noch Zeit, Viehzucht und Landwirtschaft im großen Stil zu betreiben, seine Güter zu verbessern, ganze neue Viertel in Städten und Dörfern zu bauen, ungeheure bis jetzt wüste und verlassene Länderstrecken urbar zu machen, seine großen Güter mit Eisenbahn, Jacht, Nilboot, Wagen oder Auto-

mobil, zu Pferde oder auf dem Rücken des Kamels zu bereisen und vor allen Dingen, aus eigenen Mitteln eine Eisenbahnlinie erbauen zu lassen, die Tripolis mit Ägypten verbinden soll. Zu denken, daß der Chedive sich etwa nur mit den großen Umrissen der genannten Pläne beschäftigt und die Ausführung im kleinen anderen überläßt, wäre ein großer Irrtum.

de Martino Pascha.

Se. Hoheit besitzt sicherlich Ratgeber und Angestellte von unbestreitbarem Werte, wie z. B. Se. Exzellenz de Martino Pascha, den Chef der Dairakasse (Haushalt), der ihm große Dienste leistet, aber nichtsdestoweniger studiert der Chedive alle seine Interessen berührenden Fragen aufs eingehendste selbst, bis ihm jede Einzelheit geläufig ist.

Die Hauptwohnsitze des Chedive sind: der Palast Abdine in Kairo, wo alle öffentlichen Empfänge stattfinden, das sechs Meilen von der Stadt auf dem Lande liegende Schloß von Kubbeh, wo Se. Hoheit den größten Teil des Jahres mit Sr. erlauchten Gemahlin, der Chedivah und ihren Kindern verbringt; das Schloß von Alexandria und endlich das Schloß von Montazah, das wenige Meilen von jenem Hafen am Seeufer liegt.

Im Schloß von Abdine hatte ich zuerst die Ehre, zusammen mit Sir Hon. W. Riddle, dem Minister der vereinigten Staaten, von Sr. Hoheit empfangen zu werden. Die Zeit ist längst vorüber, wo jeder unbedeutende Konsul sich in kurzem Jackett und weichem Hut im Schloß einstellen und eine Audienz fordern durfte, ob es dem Chedive paßte oder nicht. Was Tewfiks Schwachheit erlaubt hatte, war von kurzer Dauer, als er tot war, und Abbas Hilmi wußte vom ersten Tage an, den Herrn zu spielen und die ihm gebührende Achtung zu fordern. Es ist kaum nötig, zu sagen, daß die Vertreter anderer Nationen jetzt, wie an jedem fremden Hofe,

ihre Gesuche um eine Audienz an den Oberzeremonienmeister richten müssen, der es Sr. Hoheit übermittelt, und daß man nur in voller Uniform oder im Frack und hohem Hut empfangen wird.

In der Halle unten ist die Wache aufgezogen, oben an der Treppe befinden sich die Zeremonienmeister und Kammerherren, die uns in das riesige Vorzimmer geleiten. Nach ein paar Minuten werden wir in das Empfangszimmer geführt, wo uns Se. Hoheit erwartet. Er kommt uns lächelnd und mit ausgestreckter Hand entgegen, nach einem kräftigen Händedruck setzen wir uns und beginnen, nachdem die Zigaretten in Brand gesteckt sind, die Unterhaltung erst in englischer, dann aber in französischer Sprache. Der Chedive spricht beide Sprachen fließend, außerdem Deutsch und natürlich auch Türkisch und Arabisch.

Butros Pascha, Minister des Auswärtigen.

Selbst seine bittersten Gegner erkennen willig den persönlichen Reiz des Fürsten an. Einer von ihnen sagte einst zu mir: „Sicherlich werden Sie ihn bezaubernd finden; das ist gerade das Wort, das man auf ihn anwenden muß. Er ist ein Bezauberer und wird Sie bezaubern, aber hüten Sie sich!“ Ich habe mich nicht gehütet und befinde mich darum nicht schlechter.

Das Gespräch kam auf die Reise, die ich nach dem Sudan und auf den afrikanischen Eisenbahnen zu machen beabsichtigte. Ich nahm mir die Freiheit, nach der Bahn zu fragen, die er auf eigne Kosten zwischen Alexandria und Tripolis erbauen läßt.

Er antwortete mir folgendes: „Das Land, welches sich westlich von Alexandria nach Tripolis hin ausdehnt, ist den Reisenden gänzlich unbekannt. Es wird gewöhnlich für eine große Wüste mit wenig Oasen gehalten, die das Kamel in zwanzig bis dreißig Tagen durchquert. Nichtsdestoweniger kommen von diesen Oasen oder von Tripolis eine riesige Menge Karawanen

durch die Wüste und bringen alle Arten Waren auf den Markt von Alexandria.

„Ich beschloß eines Tages, eine lange Reise zu Pferde durch dieses unbekannte Land zu unternehmen. Zu meiner großen Überraschung fand ich statt der erwarteten Sandwüste einen reichen, vortrefflich zum Anbau geeigneten Boden. Seine Farbe ist nicht so dunkel, wie die des vom Nil bewässerten Landes, aber es ist ersichtlich, daß er unter den Römern eine große Bevölkerung ernährt hat. Überall sind wir auf die Überreste von Städten, Dörfern und Farmen gestoßen, die einst von Römern bewohnt gewesen sind. Es liegen in dieser angeblichen Wüste Steine genug, um hundert Dörfer zu erbauen.

„Eines Abends schlug ich mein Zelt neben der großen Karawanenstraße auf. Ich konnte kein Auge zutun, denn die ganze Nacht zogen ununterbrochen Karawanen vorüber. Während ich so die langen Stunden hindurch dem schweren Tritt der Kamele und dem schrillen Pfiff ihrer Treiber lauschte, dachte ich an die Stunden, Tage, Wochen, ja Monate, die diese Beduinen auf die Reisen verwenden, und ich sagte zu mir: Da es so viele sind, könnte man doch eine Eisenbahn erbauen. Es wäre günstig für sie und höchstwahrscheinlich auch für die Unternehmer.

„Als ich weiter nach Tripolis zu die reichen Oasen sah, deren Produkte keinen Absatz fanden, das Vieh, das nicht verkauft werden konnte, die Datteln und Feigen, mit denen die Tiere gefüttert wurden, da es keinen Markt für die Früchte gab, war mein Entschluß gefaßt, ich machte mich augenblicklich an die Arbeit und begann den Bau der Linie."

„Und sind die Erfolge befriedigend gewesen?" fragte ich.

„Befriedigend? Ich bin entzückt. Bis jetzt sind erst ungefähr 60 Meilen gelegt, aber wir haben im ersten Jahre und an Waren allein 1000 t befördert, dieses Jahr werden wir auf 6000 und mehr kommen. Zuerst hatte ich sie schmalspurig gebaut, habe aber bald gemerkt, daß es ein Fehler war und lege sie nun normalspurig. Je mehr wir uns den Oasen nähern, desto bedeutender wird der Verkehr werden. Letzthin besuchte ich einen großen Markt, der am Endpunkte der Linie abgehalten wurde. Von Tripolis selbst waren Karawanen gekommen, und um Ihnen eine Ahnung von der Bedeutung dieses Marktes zu geben, so hören Sie, daß nicht weniger als 22 000 Schafe angetrieben waren. Das Ganze

war ein sehr malerisches Bild, denn Beduinen in ihrem primitivsten Zustand waren hier erschienen. Das Geschäft wurde in der Hauptsache als Tauschhandel betrieben; es war nur sehr wenig Geld im Umlauf. Ein Pferd konnte man für 40 Frank haben. Ich möchte die Bevölkerung ermutigen, in den von der Eisenbahn berührten Dörfern zu bestimmten Zeiten Märkte und Jahrmärkte abzuhalten."

Die Kinder des Chedive.

„Und bis wohin", fragte ich, „beabsichtigt Ew. Hoheit die Bahn schließlich auszudehnen?"

Tatkraft und Hoffnung strahlten in des Chedive Antlitz, als er ganz erregt erwiderte:

„Bis wohin? Seinerzeit sicher bis an die Grenze von Tripolis, und ich hoffe, daß es dann kluge und unternehmende Männer geben wird, die eine Linie bauen, welche sich mit der meinen trifft. Bedenken Sie nur, daß man dann Ägypten mittels der nur fünfzehnstündigen Seereise von Messina nach Tripolis erreichen könnte,

ſtatt wie jetzt drei Tage von Brindiſi nach Alexandria oder fünf Tage von Marſeille nach Alexandria zu fahren.

„Ein Luxuszug von Paris oder Berlin würde die Paſſagiere nach Meſſina und ein anderer von Tripolis nach Kairo bringen. Dieſe Verbindung könnte zwei- oder dreimal wöchentlich, während der Hochſaiſon auch täglich ſtattfinden.“

Das Thema Eiſenbahn brachte den Chedive auf folgendes Geſchichtchen von ſeiner Schweſter, der Prinzeß Chadiga Hanem, die mit ihrem Gatten, dem Prinzen Abbas Halim, die Weltausſtellung von St. Louis beſucht hatte.

„Es war immer mein lebhafteſter Wunſch, die Vereinigten Staaten zu beſuchen, und ich habe mir nie träumen laſſen, daß meine Schweſter vor mir hinkommen würde. Bei ihrer Rückkehr brachte ſie mir eine prächtige Photographienſammlung mit, von denen viele unter keineswegs gewöhnlichen Umſtänden aufgenommen waren. Einſtens z. B. hatte die Prinzeſſin das Mißgeſchick, einen Eiſenbahnunfall zu erleben, aber ſtatt gleich den meiſten Reiſenden die Geiſtesgegenwart zu verlieren, photographierte ſie die außergewöhnliche Szene in aller Ruhe. Und ſie tat dasſelbe, als ſie ſich ein andermal an Bord eines in Brand geratenen Petroleumbootes befand.“

So zeigte dieſe ägyptiſche Prinzeſſin im Lande der unabhängigen, willensſtarken Frauen ihre Ruhe und Geiſtesgegenwart.

Die Tatkraft des Chedive hat ſich nicht allein in der Richtung nach der Grenze von Tripolis zu bewieſen. Im Herzen von Kairo ſelbſt hat er ſeinen Untertanen ein Beiſpiel gegeben, wie man bauen muß. Schon in einem früheren Kapitel habe ich erwähnt, daß die ganze Bevölkerung dieſer Stadt von der Bauwut ergriffen zu ſein ſcheint. Allerorten wachſen neue Gebäude empor; aber da die Erbauer nur darauf bedacht ſind, Geld zu verdienen, und zwar es ſchnell zu verdienen, werden die Häuſer ſchlecht und ſo billig als möglich gebaut. Bei den hohen Mieten verzinſt ſich das verwendete Kapital leicht mit 12 bis 15 Prozent. Aber wie lange werden dieſe elenden Baracken aushalten?

Se. Hoheit beſchloß, ein ganz neues Viertel erſtehen zu laſſen, aber nicht nach dem Vorbild der Bauſpekulanten. Die Wohngebäude, die er auf ſeinem Grund und Boden errichten läßt, werden die erſten, wirklich der Neuzeit entſprechenden Häuſer in Kairo ſein und jeden modernen Komfort, wie Aufzug, Telephon, Bad uſw.

Ein Drechsler.

enthalten. Aber sie werden nur sieben bis acht Prozent eintragen. Es ist jedoch mit Gewißheit anzunehmen, daß sie der Zerstörung trotzen werden, nachdem die fünfzehnprozentigen Gebäude zerfallen sind.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus dem Sudan hatte ich in Abdine eine Audienz bei dem Chedive, der mich freundlich einlud, einen Nachmittag bei ihm in dem Schloß bei Kubbeh zu verbringen. Eine ungefähr einstündige angenehme Fahrt brachte mich an meinen Bestimmungsort. Ich war kaum die Marmorstufen hinaufgestiegen, als mir Se. Hoheit auch schon ohne Zeremonie entgegenkam. Er hielt die eine Hand zum Willkomm ausgestreckt, die andere steckte in der Tasche seines Flanelljacketts.

„Ich freue mich, Sie in meinem wahren Heim zu begrüßen, denn, sehen Sie", fügte er hinzu, nachdem er mich in einen Salon geführt, und wir uns auf einem großen Sofa niedergelassen hatten, „hier lebe ich wirklich, nicht in Kairo. Der Palast von Abdine dient nur den offiziellen Empfängen; ich habe noch kein einziges Mal dort geschlafen. Selbst nach den Bällen, die ich jährlich gebe, kehre ich in der Mitte der Nacht hierher zurück.

„Ich liebe dieses Stück Land, wo ich Ruhe finden kann und doch die Stadt und meine Minister in erreichbarer Nähe habe, wo ich Zwang und Etikette beiseite lege und das Leben eines Landedelmanns führen kann."

Auf einem Nebentisch entrollte der Chedive einen großen, farbigen Plan seines Besitztums und zeigte mir darauf den Rundgang, welchen wir zusammen machen wollten. Alles Land in einem großen Umkreis gehört ihm, während er ein oder zwei Meilen entfernt, am Ufer des Ismailiakanals ein weiteres prächtiges Gut besitzt. Es war sein Traum gewesen, das letztere mit Kubbeh zu vereinigen, aber der Wert des Bodens war mit unglaublicher Schnelligkeit so hoch gestiegen, daß es ihm unmöglich geworden war.

„Diese Ländereien", erklärte Se. Hoheit, „sind die besten in Ägypten. Ich habe die meinigen vor einigen Jahren, den Feddan (ungefähr 4400 qm) mit 30 Pfund Sterling, gekauft, heute bekomme ich keinen Feddan mehr für 200 Pfund."

„Sie werden jedenfalls bemerkt haben", fuhr er fort, „daß meine Familie mit Ausnahme des offiziellen Palastes in Kairo keine alten Güter und Schlösser besitzt, und ich kann deshalb nicht von dem Schlosse meiner Ahnen reden. Die Sitte verlangt, daß die von ihnen

bei Lebzeiten bewohnten Paläſte auf dem Lande bei ihrem Tode zerſtört werden müſſen. Dieſes Beſitztum hier iſt das einzige, das ſeit den Zeiten Ibrahim Paſchas mehr oder weniger bewohnt worden iſt, aber es war bisher nur ein kleines Gebäude. Ich ſelbſt habe dieſen rieſigen Palaſt, ſowie alle Nebengebäude, die ich Ihnen dann zeigen werde, errichtet."

Von der Treppe aus ſah ich, daß ſich der Garten in einem Zuſtand ziemlicher Unordnung befand; große Gräben, Steinhaufen und einige hundert Mann mit Hacke und Schaufel.

„Ich laſſe meinen Garten vollſtändig umändern", erklärte der Chedive, „und habe zu dieſem Zweck aus Frankreich den größten

Schüler der Privatſchule des Chedive.

Meiſter der Gartenbaukunſt, M. André, kommen laſſen."

Am Fuße der Marmortreppe erwartete uns ein kleiner Korbphaethon, der von einem großen Sonnenſchirm beſchattet und mit zwei kleinen munteren Ponies beſpannt war. Se. Hoheit nahm die Zügel, ich ſetzte mich neben ihn, und von einem einzigen, hinten aufſitzenden Groom begleitet, fuhren wir unter der erfahrenen Leitung des Chedive raſſelnd davon.

Wir folgten einer ſchattigen Allee von alten Bäumen, kamen an einer kleinen Moſchee vorüber, deren Minaret ſich ſcharf von dem klarblauen Himmel abhob, und befanden uns endlich in einem lieblichen Garten, in deſſen Mitte ſich ein Gebäude von hellem, freundlichem Ausſehen erhob.

„Ich will Ihnen die Privatſchule zeigen", ſprach Seine Hoheit, „die ich gegründet habe und wo ich 200 Kinder auf meine Koſten erziehen laſſe. Am Ende des fünfjährigen Kurſus finden ſie Stellung

auf einem meiner Güter. Kurz, ich fabriziere mir hier alle meine Diener und Angestellten."

Noch nie hatte ich ein so luftiges, sonniges, heiteres Schulhaus gesehen, und ich konnte mein Staunen kaum verbergen. Die hellgestrichenen Wände waren mit Bildern und Zeichnungen bedeckt. Luft und Sonnenschein strömten durch die riesigen Fenster. Während die Kinder der ersten und zweiten Klasse den Fes und die weißen, ägyptischen Gewänder tragen, haben die fast schon erwachsenen Schüler der drei anderen Klassen eine Uniform aus weißem Leinen mit goldenen Knöpfen. Alles war so schön und sauber, daß ich diese kleinen Burschen mit den klugen, glücklichen Gesichtern fast beneidete. ...

Der Lehrplan ist ein ganz besonderer, denn er hat die Heranbildung guter Hausmeister und Vögte zum Zweck. Es wird Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt, aber auch die Pflege von Mensch und Tier, die Beaufsichtigung usw. Es ist eine sehr interessante Arbeit, und sie macht Sr. Hoheit und den Lehrern alle Ehre, denen augenscheinlich die Aufrechterhaltung eines möglichst hohen Ausbildungsgrades am Herzen liegt.

Wir kehrten in den Wagen zurück und besuchten nacheinander die großen Gebäude, in denen die Baumwollenvorräte, die Schreibstuben und die Feuerwehrstation untergebracht sind, und gelangten schließlich, nachdem uns die Ponies eine Probe ihres Galopps gegeben, zu dem ungeheuren Gestüt, wo Se. Hoheit zahllose Pferde züchtet, unter denen ich mehrere junge, schöne arabische Vollbluttiere erblickte. Weiterhin auf der Weide waren prächtige Schweizer- und Jerseykühe und die großen, seltsamen Ghamusahs. Wer nur die mageren, elenden Ghamusahs der Bauern gesehen hat, wird kaum glauben, daß die prachtvollen Tiere des Chedive zu derselben Gattung gehören.

Wir verließen Kubbeh und durchmaßen, während ein Gendarm vor uns herritt, schnell das uns von dem zweiten Schloß trennende Land. In den Dörfern, die wir durchfuhren, eilten die Bewohner herbei, um ihren Herrscher anmutig zu begrüßen, indem sie sich tief neigten und die rechte Hand auf das Herz legten. Kurz danach erreichten wir einen langen Landstrich, der bedeutend höher als seine Umgebung lag und am Ende eine große Ziegelei trug.

„Dieses Land", erklärte der Chedive, „lag so hoch, daß seine Bewässerung unmöglich war, und es deshalb für unnütz gehalten

wurde. Ich fand jedoch, daß die Erde sich vorzüglich zu Ziegeln eignete; deshalb kaufte ich das Stück und erniedrige es nun, während ich Ziegel brenne auf die Höhe des umgebenden Bodens. Die Ziegel bringen mir mehr ein, als die Kosten des Grundstücks und der Arbeit."

Nach einer Fahrt durch vorzüglich bewirtschaftete Felder und Baumwollplantagen, deren Kultur der Chedive, der selbst Sachverständiger ist, genau erklärte, erreichten wir den Ismaïliakanal, wo Se. Hoheit eine Dampfmaschine aufgestellt hat, die am Tage Wasser pumpt und nachts die zur Herstellung des elektrischen Lichts nötige Kraft liefert.

Ein Kanal.

Nachdem wir endlich noch die kleinen, für die Arbeiter erbauten Dörfer besucht hatten, machten wir auf der Heimkehr in dem Garten Halt, wo ein ungeheurer, vom Alter niedergebrochener Baum seine Äste, von denen viele dürr sind, ausbreitet. Es ist dies der Baum der Jungfrau, unter welchem, der Überlieferung nach, die Heilige Familie rastete.

„Was meinen Sie?" sagte der Chedive, „in seinem Führer durch Ägypten behauptet M. Joanne, der Baum der Jungfrau stehe im Garten eines alten Kopten! Ich hatte das Vergnügen, M. Joanne eines Sommers in Divonne zu treffen und sagte zu ihm: „Mein lieber Herr, den alten will ich noch hingehen lassen, aber einen Kopten, nein, ich danke!"

Bei unserer Rückkehr in den Palast wurde Eis gebracht, und während ich noch eine Stunde dasaß, ganz entzückt von seiner Unterhaltung und von den geschichtlichen Erinnerungen, die er ans Licht zog, bewunderte ich des Chedive scharfen Witz, sein gesundes Urteil

und seine weiten, großherzigen Ansichten. Er hat ein wunderbares Gedächtnis, und seine Bekanntschaften sind ebenso mannigfaltig als zahlreich.

Einige Zeit später lud mich der Chedive ein, einen anderen sehr interessanten Ausflug mit ihm zu machen. Wir verließen den Palast von Kubbeh gegen neun Uhr morgens und fuhren bis zum Ismaïliakanal, wo eine von des Chedive Jachten uns erwartete. Auf der Brücke stehend, ergriff er das Ruder, und wir begannen die Reise.

„Dieser Kanal", bemerkte der Chedive, „geht von Kairo nach Ismaïlia, wohin er frisches Nilwasser leitet. Wie so viele andere wichtige Werke, entstammt er der Tatkraft französischer Ingenieure. Sie dachten sogar daran, ihn zu verbreitern und zu vertiefen, um Kairo zu einem Seehafen zu machen. „Ach", fügte Se. Hoheit hinzu, „wieviel schuldet dieses Land der Unternehmungslust und dem Fleiße Frankreichs! Ich habe mir neulich ausgerechnet, daß seine materiellen Interessen in Ägypten sich auf 200000000 Pfund Sterling belaufen. Das alles haben die Franzosen Marokkos willen aufgegeben, wo sie keine haben."

Während er so sprach, benutzte ich die Gelegenheit, diesen Fürsten zu betrachten. Er war so einfach, so ganz unorientalisch in seinem Anzug aus Halbtuch und seinen gelben Schuhen, ohne alle Juwelen, jeden Orden; aber jeder Zoll der vollendete Gentleman und augenblicklich auch der geschickte Segler.

Bald kamen wir an dem Gefängnis von Abu Zabad, dem größten in Ägypten, vorüber, wo Hunderte von streng überwachten Verbrechern als Steinbrecher beschäftigt werden. In einer Tiefe von wenigen Metern liegen unter dem Wüstensand große Lager von Steinen, die in Kairo und anderwärts stark begehrt sind. Bei der Annäherung der Jacht des Chedive wurden die Sträflinge längs des Ufers aufgestellt, aber mit dem Rücken nach uns, denn diese armen Elenden haben nicht einmal das Recht, ihren Herrscher anzusehen. Die Wachen allein machten Front und salutierten. Als wir am Gefängnis vorüber waren, übergab Se. Hoheit das Steuer dem Kapitän, ließ mich an seine Seite setzen und begann:

„Ich will Ihnen jetzt die Geschichte des Besitztums erzählen, das wir besuchen wollen. Als ich vor einigen Jahren auf diesem Kanal fuhr, bemerkte ich, wie Sie jetzt vielleicht auch, daß das Land auf dem linken Ufer gut angebaut und fruchtbar ist. Wird es doch schon seit vielen Jahren durch das vom Kanal herbeigeführte Nil-

Äußeres einer Moſchee in Kairo.

wasser richtig bewässert. Haben Sie je reicheren und fruchtbareren Boden gesehen? Sie bemerken zahlreiche Dörfer mit wohlhabender Bevölkerung. Auf der rechten Seite dagegen erstreckten sich ein bis zwei Meilen breit nichts als krankheiterregende Sümpfe, Löcher, Erdhaufen, Lachen, hinter denen sich die Wüste in einer gewissen Höhe erhob, denn wie Sie wohl wissen, ist die Wüste durchaus nicht immer tief und eben.

„Plötzlich kam mir ein Gedanke. Sie wissen, daß man nur Nilwasser auf den Wüstensand zu bringen braucht, um ihn fruchtbar zu machen. Ich dachte also, wenn diese Sümpfe aufgefüllt,

Nilboot des Chedive.

nivelliert und mit Wüstensand bedeckt werden, so fehlt nichts als die nötigen Bewässerungsarbeiten, um ausgezeichneten Boden herzustellen.

„Nur die Etikette hinderte die, denen ich mein Projekt vorlegte, daran, mir ins Gesicht zu lachen und mich einen Narren zu nennen; aber ich merkte doch, daß sie es für unmöglich hielten. Trotz aller gegenteiligen Meinungen ging ich an das Werk, kaufte das Land und rief die Bevölkerung des anderen Ufers zu Hilfe. Bald waren Hunderte von Ochsen und Maultieren an der Arbeit.

„Kurzum, der in kleinem Maßstabe unternommene Versuch gelang mir über Erwarten. Heute habe ich ein Besitztum von 2500 Feddan, das mich alles in allem der Feddan 15 Pfund Sterling kostet. Und was geschah nun? Die Dörfler auf der anderen Seite des Kanals reißen sich um die Benutzung des Landes, und ich verpachte es nun zu 5 Pfund den Feddan. Also bringt mir das Unternehmen rund 30%.

„Zufrieden? Sicherlich bin ich zufrieden; aber diese Befriedigung kommt weniger von meinem Erfolg als Finanzmann, als vielmehr von dem Vergnügen, dieses tote Land dem Leben wiedergegeben zu haben, grüne und goldene Saaten sich dort erstrecken zu sehen, wo noch vor kurzem unfruchtbarer Sand oder häßlicher Sumpf war."

Und in der Tat war der Kanal, so weit ich sehen konnte, zu unserer Rechten bis zum Beginn der großen Wüste von prächtig bestellten Feldern begrenzt, die alle Zeichen großer Fruchtbarkeit aufwiesen.

„Und bedenken Sie nur, daß wir vom ersten Jahre an Ernten auf diesem Boden erzielt haben, der vorher Sand war, und noch dazu ohne eine Spur von Dünger! Das Nilwasser und der ägyptische Sonnenschein allein haben dieses Wunder vollbracht."

Gegen Mittag kamen wir an der Grenze des Besitztums an, wo der Chedive jetzt riesige Wälle und Viehhürden und auch ein großes Wohnhaus für seinen Hofmeister und die Beamten baut, in dem er sich ein behagliches Absteigequartier vorbehalten hat. Da dieses Gebäude noch nicht fertig ist, hält sich Se. Hoheit, der jede Woche einmal herkommt, ein prächtiges Nilboot, eins der schönsten, das ich je gesehen, auf dem sich Schlaf- und Baderaum, Wohn- und Eßzimmer befinden.

Auf diesem Boot nahmen wir auch ein einfaches, aber gutes Frühstück zu zweien zu uns, dem Se. Hoheit, der ein tüchtiger Esser ist, alle Ehre antat, während ich mit einem von der langen Fahrt geschärften Appetit ihm getreulich sekundierte. Der Chedive berührt keinen Alkohol, raucht und spielt nicht.

„Glauben Sie mir", sprach er, während er mich einem Likör und einer selten guten Zigarre überließ, „ich will mich gar nicht als Heiliger aufspielen. Der Wein bekommt mir nicht, Tabak auch nicht, und das Spiel ist etwas, was ich durchaus nicht verstehen kann. Ich habe in Ostende stundenlang zugesehen, wie die Spieler Tausende gewannen und verloren, aber um nichts in der Welt hätte ich mitspielen mögen. Ich habe einen instinktiven Abscheu davor; es gebührt mir gar kein Verdienst dabei."

Damit kamen wir auf Laster zu sprechen, und Se. Hoheit erzählte mir, daß in Kairo die Prostitution erblich ist und von der Mutter auf die Tochter übergeht. Grund dieses schrecklichen Zustandes ist der Atavismus, denn diese Frauen gleichen mehr Tieren

als menschlichen Wesen. Sie sind in allen Dingen gänzlich unwissend, außer unglücklicherweise im Laster. Darin sind sie bewandert, noch ehe sie das Alter der Reife erreichen.

„Und das Schrecklichste ist", sprach er, „daß zwölf- bis vierzehnjährige Mädchen mit der furchtbarsten Krankheit behaftet sind, die sie unter unsern Soldaten verbreiten. Wir sind genötigt, alle Frauen, die wir nach dem Sudan senden, zu untersuchen, damit die Keime dieses Übels nicht verschleppt werden."

Se. Hoheit sprach dann weiter von seinem letzten Besuch in England, und von den vielen belustigenden Ereignissen, die er dort erlebt. Er schloß oft die Augen ... um besser zu sehen. Wie schade, daß er seine Eindrücke nicht veröffentlichen kann! Ce serait délicieux.

„Aber von all den angenehmen Erinnerungen ist mir die allerangenehmste die an König Eduard, für den ich, sowohl als Herrscher, wie auch als Mensch eine tiefe und aufrichtige Bewunderung hege."

Während der Mahlzeit waren schwere, schwarze Wolken, wie ich sie noch nie in Ägypten gesehen, heraufgezogen, der Wind pfiff, und bald stürzte eine wahre Sintflut hernieder. Aber der Chedive fürchtet weder Wind noch Regen; ohne Mäntel bestiegen wir unsere Pferde und fuhren fort, die verschiedenen Teile des Gutes zu besichtigen. Auf unserem Ritt fand ich Land in den verschiedensten Stadien: dort war der Boden schon seit zwei Jahren angebaut, hier standen die ersten Gersten-, Weizen- oder Zwiebelernten; dann wieder junge Saatfelder, eben erst nivellierte Strecken, andere, die gerade bewässert wurden, und schließlich solche, wo man erst mit der Arbeit des Aufschüttens beschäftigt war.

Es werden nicht mehr Tiere zum Herbeischaffen des Wüstensandes benutzt, sondern es ist eine kleine Eisenbahn nach der Decauvilleschen Art angelegt worden. Zwei aus je zwanzig Waggons bestehende Züge kommen und gehen beständig. Die 35 Fahrten, die diese Züge täglich machen, kommen der Arbeit von 400 Maultieren gleich. Am interessantesten war mir die Art und Weise, wie der an einem bestimmten Ort ausgeschüttete Sand durch einen anderwärts sicher noch unbekannten Prozeß gleichmäßig verteilt wird. Dreißig Ochsen waren an eine Art großer Kästen geschirrt, die jeder einen Hebel zum Emporheben oder Niedersenken hatten; während die Tiere in einem Kreise herumgehen, werden die Kästen gefüllt, wo der Boden hoch, und entleert, wo er vertieft ist.

Der Gegensatz zwischen der modernen lärmenden Eisenbahn und den geräuschlos arbeitenden Ochsen mit ihrem veralteten aber praktischen Werkzeug war überraschend. So liebt es der Chedive,

Nivellierung des Bodens durch Ochsen.

seine vom Stadtlärm abseits liegenden Güter zu besuchen und in Begleitung seines Hofmeisters einen Rundgang zu machen.

Nachdem wir noch einen kleinen Imbiß an Bord des Bootes

Der Chedive beobachtet die Nivellierungsarbeiten.

eingenommen hatten, ritten wir durch den strömenden Regen nach der Station Euchas, wo uns der Extrazug Sr. Hoheit erwartete und nach Kairo zurückbrachte.

Am Anfang dieſes Kapitels habe ich die Eiſenbahn erwähnt, die jetzt auf Abbas Hilmis Privatkoſten zwiſchen Alexandria und Tripolis erbaut wird. Da Sr. Hoheit mein Intereſſe an dieſem Werk bekannt war, ſprach er den Wunſch aus, daß ich vor meiner Abreiſe von Ägypten eine kurze Inſpektionstour nach der neuen Linie mit ihm unternehmen ſollte. Zu dieſer Gelegenheit wurde ich von dem Chedive kurz vor neun Uhr vormittags in dem Schloß von Montazah empfangen. Von allen Paläſten iſt dies der am wenigſten bekannte. In der Tat kennt außer den intimen Freunden, Räten und wenigen anderen zu beſonderen Zwecken eingeladenen

Schloß von Montazah.

Perſonen niemand dieſes Schloß. Es gilt als Heiligtum, wo die Öffentlichkeit nicht zugelaſſen wird, und Regierungsgeſchäfte verboten ſind. Man weiß nur ungefähr, daß der Grund und Boden, den dieſes Beſitztum jetzt bedeckt, noch vor wenig Jahren ein Wirrſal von Sanddünen war, die Abbas Hilmi mit ſeiner gewohnten Energie in ein wahres Paradies umgewandelt hat. Mein Zug brachte mich nach der Privatſtation von Montazah, wo ein Wagen meiner wartete.

Der Eingang zu dem Beſitz wird gleich dem einer Zitadelle von ungeheuren Steintoren bewacht; dahinter liegen ſchöne, mit Blumenbeeten eingefaßte Baumgänge, an deren Ende ſich aus hohen Baumgruppen zwei weiße Paläſte erheben, welche das Meer überblicken, das ſich in ſeinem Blau bis in weite Ferne erſtreckt, wo es ſich endlich mit dem tiefen Azur des Himmels zu vereinen ſcheint,

Hof einer Moſchee in Kairo.

und auf dem das weiße, anmutige Segel manch eines einheimischen Fahrzeuges zu sehen ist. Se. Hoheit erwartete mich auf der großen Schloßterrasse und führte mich in sein Studierzimmer, einen großen, hellen, sonnigen Raum. Hier gibt alles Kunde von den Arbeiten, welchen Se. Hoheit Interesse zuwendet. Karten und Pläne seiner Güter bedecken die Wände, während die Tische mit Berichten und Berechnungen beladen sind. Hinter seinem Schreibtisch sah ich eine große Photographie von einer mächtigen Lokomotive. „Sie gehört", erklärte Se. Hoheit, „der Nordbahn-Gesellschaft in Frankreich, und mit ihr habe ich einmal zwischen Paris und Calais 78 Meilen in der Stunde zurückgelegt." Ein paar Minuten später saßen wir in einem von zwei sehr alten Ponies gezogenen Wägelchen.

„Das sind die ersten, die ich je hatte", sagte der Chedive, „ich habe sie als Kind bekommen, als ich fahren lernen sollte. Können Sie glauben, daß sie 25 Jahre alt sind? Sie leben glücklich und zufrieden in stiller Zurückgezogenheit. Ich benutze sie nur zu kurzen Fahrten, aber Sie werden sehen, wie mutig sie noch sind und wie sie die Anhöhen nehmen."

Wir folgten einem breiten mit Bäumen bepflanzten Weg und erreichten einen gemauerten Kai, der die ganze Bai von Montazah umgibt und einen ausgezeichneten Hafen bildet.

„Hier", sagte der Chedive, „wollte ich mir einen Herbst- und Winteraufenthalt schaffen. Ich fing bescheidentlich an und kaufte mir einige Acker Sanddünen. Sobald ich Nilwasser darauf geleitet hatte, verwandelte sich der Sand in Boden, wurde fruchtbar und brachte Blumen und Bäume hervor. Nach und nach fügte ich mehr hinzu und habe nun ein ganzes Landgut geschaffen, das heute 4000 Feddan umfaßt.

„Zunächst baute ich ein kleines Schloß zu meinem eigenen Gebrauch, dann auf einer wirklichen Oase ein zweites für meine Familie. Die Kinder sind glücklich hier und genießen ihre Freiheit so sehr, daß es ein wahres Vergnügen ist, sie herzubringen."

In der Umgebung des Palastes befinden sich Lauben, Grotten, Unmengen wilder und gepflegter Blumen, und in einer kleinen seichten und geschützten Bucht das Seewasserbad der jungen Prinzen. Ferner sieht man große Volieren und Kaninchenställe, welch letztere auf felsigem Boden erbaut sind, wo die Kaninchen nicht wühlen und entwischen können; ein Riesentaubenhaus, das Tausende von Vögeln birgt, und von dessen Spitze man einen prächtigen Blick über das

Besitztum und über die Küstenlinie des Mittelmeeres bis nach Alexandria hat. Durch Felder voll feuerroten Mohns und an Nadelbaumpflanzungen vorüber führt der Weg zu einem kleinen Park, in dem 15 000 Maulbeerbäume angepflanzt sind, deren Blätter zahllosen Seidenraupen zur Nahrung dienen. Von da kamen wir zu den Wirtschaftsgebäuden und endlich an das Maschinenhaus, wo zwei riesige Dynamomaschinen das nötige elektrische Licht erzeugen.

„Ich will Ihnen auch zeigen", sprach Se. Hoheit, „wozu wir diese Kraft tagsüber verwenden. Kommen Sie hierher und werfen Sie einen Blick auf die Tischlerwerkstatt und die Schneidemühle. Hier stellen wir nicht nur alle Türen und Fenster, kurz alles Holzwerk her, das in den Gebäuden auf meinen Gütern benötigt wird, sondern auch die feineren Arbeiten, wie z. B. die arabischen Holzschnitzereien für meine Paläste." Es war ein hübscher Anblick, diese hochmoderne Zimmerwerkstatt, in welcher die Arbeiter glücklich lächelnd ihre Beschäftigung unterbrachen, um uns zu grüßen. Se. Hoheit hat für alle ein Wort, er prüft, lobt, kritisiert die Arbeit. Viele seiner Angestellten sind bereits länger als zehn Jahre in seinem Dienst. Ihnen sowohl als auch seinen Dienern ist der Chedive ein ausgezeichneter Herr, solange sie ihre Pflicht tun. Er tut für sie, soviel er kann, aber er ist anspruchsvoll und erwartet auch viel von ihnen. Die Männer waren gut gekleidet, ja ich sah zu meinem Staunen, daß der eine sich schöner Socken und patenter niedriger Lederschuhe erfreute. „Wundern Sie sich nicht", bemerkte der Chedive, „er kommt von Alexandria, und die Alexandrier sind die eitelsten Leute der Welt. Sie würden lieber hungern als sich schlecht kleiden." Und da habe ich mich über die Eleganz der schönen Damen dort gewundert!

Wir hielten einen Augenblick vor dem kleinen Gebäude inne, das den Privattelegraph und das Telephon des Chedive enthält. Er hat Mittel und Wege gefunden, sich in dieser Beziehung unabhängig von den Engländern zu machen und kann nach jedem Ort in Europa telegraphieren, ohne sich ihrer Kabel zu bedienen. Er hat das dadurch erreicht, daß er Montazah durch ein Privatkabel mit denjenigen türkischen Telegraphen verbunden hat, die von der Grenze über Kleinasien nach Konstantinopel führen. Da nun Montazah mit den anderen Schlössern des Chedive telephonisch verbunden ist, so ist Se. Hoheit ganz unabhängig.

Durch eine Allee, die mit blühenden Orangenbäumen eingefaßt und von Anpflanzungen von jungen Aprikosen- und Pfirsichbäumen begrenzt war, kehrten wir in das Schloß zum Frühstück zurück. In dem großen Speisezimmer war die riesige Tafel leer, aber auf einem kleinen Tisch in dem Bogenfenster war für zwei gedeckt. Während des vorzüglichen Mahles hatte ich Gelegenheit, das herrliche Goldservice zu bewundern, das, wie ich zu meiner Freude hörte, aus Paris, und sogar von Leroy stammt. Bei Gelegenheit dieses Frühstücks erörterte ich auch die religiöse Frage mit Sr. Hoheit. Ich wußte, daß der Chedive sehr fromm und in dieser Beziehung

Der Chedive und ein Zug

außerordentlich hartnäckig ist. Während er die anderen in Ägypten eingeführten Religionsbekenntnisse achtet, verbietet er durchaus jede fremde Einmischung in die Religion, deren Oberhaupt er in Ägypten ist. Die Engländer sind sich dieser Tatsache sehr wohl bewußt und haben klar und deutlich erklärt, daß sie hierin keinen Einfluß ausüben wollen.

„Das ist ein Punkt, worüber ich mein Gewissen allein befrage und den nichts beeinflussen kann. Sie könnten mir den Kopf abschlagen, ehe ich auf eins der Rechte, eine der Pflichten verzichten würde, die ich für heilig halte. In dieser Frage steht mein ganzes Volk auf meiner Seite, und es würde ebenso wenig wie ich den geringsten Angriff auf unsern Glauben gestatten."

„Ich habe von gewisser Seite behaupten hören, daß Sie davon träumten, dem Sultan mit Hilfe Englands seine Stellung als Haupt der muselmännischen Welt zu entreißen, Mekka zu nehmen und sich selbst zum Oberhaupt des Islam zu machen."

„Das ist Unsinn", erwiderte Se. Hoheit, mit den Schultern zuckend; „ein Gerücht, das von solchen Leuten in Umlauf gesetzt ist, in deren Interesse es liegt, mir beim Sultan zu schaden."

„Dann, Ew. Hoheit, will ich mich anders ausdrücken. Glauben Sie nicht, daß England sich Ew. Hoheit und der ägyptischen und indischen Muselmänner bedienen möchte, um dem deutschen Einfluß in Konstantinopel entgegenzuarbeiten?"

„Man denkt dies und das. Vielleicht hat England das gewollt, ich bezweifle es aber. Sie könnten bereits wissen, daß ich mich zu keinem Plan hergebe, der einer christlichen Nation das Recht

auf seiner neuen Eisenbahn.

geben könnte, das künftige Geschick des Islam zu beeinflussen. Außerdem", fügte er hinzu, „kann ich nicht einsehen, welchen Nutzen England davon haben würde."

Meiner eigenen Meinung nach wäre es nicht vorteilhaft für England, die Macht des Chedive zu vergrößern und ihm, in der Hoffnung, die Oberaufsicht führen zu können, die ungeheure Macht des Islam in die Hände zu geben, die es ihm einstens ermöglichen würde, sich, wenn er wollte, und zwar mit größter Aussicht auf Erfolg, gegen seine Beschützer aufzulehnen, denn wir wissen, wozu mohammedanischer Fanatismus, einmal geweckt, fähig ist.

Unmittelbar nach dem Frühstück begaben wir uns nach der Station und fanden dort den Zug vor, den Se. Hoheit zu seinen Fahrten auf der Mariut-Bahn benutzt. Er bestand aus einer fast ganz aus glänzend poliertem Kupfer hergestellten Lokomotive, deren hinterer Teil aber ein verglaster Raum war, von dem aus der

Chedive den Zug selbst leiten konnte. An dieser sonderbaren Maschine hing ein großer Salonwagen und ein gewöhnlicher Wagen für die Diener, die unseren Fünfuhrtee, oder vielmehr Eis, mitgebracht hatten.

Schnell wurde die Fahrt von Montazah nach Alexandria und seinen Vororten zurückgelegt, und wir erreichten den Endpunkt der Staatseisenbahn, dessen Bahnhofsgebäude und Remisen zugleich der Bahn Sr. Hoheit dienen. Allerorten lagen Haufen von Schienen, Schwellen und Schrauben für den Bau der neuen Linie. In kurzer Entfernung vom Bahnhof überschreitet die Eisenbahn auf einem ungefähr drei Meilen langen Damm den Mariutsee, der, nach den ungeheuren Salzblöcken längs des Dammes zu urteilen, Salzwasser enthält. Die neue Linie ist jetzt 60 Meilen lang und führt nicht, wie viele meinen, durch dürre Wüste, sondern durch bestes Ackerland, von dem Se. Hoheit einen großen Teil angekauft hat.

Wir befinden uns nun in dem Lande der Beduinen, jener schrecklichen, mit langen Flinten bewaffneten Freibeuter, die aber keineswegs der Bahn abgeneigt sind, sondern sich außerordentlich dafür interessieren. Viele von ihnen arbeiten an der Strecke oder am Bau des Telephons, von dem damals über hundert Meilen fertig waren. Das Geschäft geht flott, und die Züge, denen wir begegneten, waren gedrängt voll Menschen, Vieh und Waren.

Hübsche kleine, von Sr. Hoheit erbaute Dörfer ersetzen hier und da die elenden Zelte, in denen die Beduinen wohnten; und die Bewohner dieser einsamen, weltverlassenen Gegend sind zweifellos nur zu froh, daß der Chedive gekommen ist und sie zu einem neuen, besseren Dasein erweckt hat.

Waren sie zunächst auch etwas scheu, so sind sie doch jetzt ganz freundlich geworden und erwarten mit Ungeduld die Zeit, wo die Linie fertig sein, und ein regelmäßiger einträglicher Handelsverkehr zwischen dem reichen Lande Tripolis und den Märkten von Alexandria und Kairo eingerichtet sein wird.

Wir nahmen unsere Erfrischungen am augenblicklichen Endpunkt, im Torweg eines kleinen Hauses, einfach wie ein Soldatenzelt, das dem Chedive auf seinen Inspektionsreisen gelegentlich als Wohnung dient. Hier konnten wir den Gesang der Beduinen hören, die unter den Augen ihrer Aufseher mit der Herstellung der übrigen 200 Meilen beschäftigt waren, die sie noch von der Grenze von Tripolis trennen.

Bei der Rückkehr saßen wir im Salonwagen, und der Chedive erklärte, daß diese Linie eine Geschäfts- und Privatbahn im wahrsten

Sinne des Wortes ſein, nicht aber politiſchen Zwecken dienen ſollte, aber gewiſſe Leute, denen jetzt erſt die kommerzielle Bedeutung des Unternehmens klar geworden, möchten Unheil ſäen, indem ſie dem Chedive politiſche Zwecke unterſchieben. Aber die beiden am meiſten intereſſierten Mächte, die Türkei und Italien, wiſſen wohl, daß die Mariutbahn für ſie keine Gefahr bedeutet, ſondern nur ein ſchnelles Beförderungsmittel für die vielen Produkte dieſes ſchönen Landes iſt.

Zu meinem Bedauern muß ich dieſes Kapitel ſchließen, das, wie ich hoffe, den Leſer Verſtändnis und Würdigung dieſes Fürſten gelehrt hat. In einem Alter, wo mancher Prinz nur an Vergnügungen und Geldverſchleudern denkt, arbeitet Abbas Hilmi unermüdlich daran, ſich ein Vermögen zu erwerben und zur Entwickelung ſeines Landes beizutragen. Er gibt ſeinem Volk ein vortreffliches Beiſpiel eifrigen, verſtändigen Arbeitens und zeigt ihm, indem er ihn ſelbſt mutig beſchreitet, den Weg zu Macht, Reichtum und neuem Leben. Der Chedive hat durch ſeinen Charakter, ſein Leben und ſeine Führung die Torheiten ſeines Großvaters Ismaïl und die Schwächen ſeines Vaters Tewfik wieder gutgemacht. Ägypten beſitzt heute einen Herrſcher, auf den ſtolz zu ſein es allen Grund hat.

Paläste am Nil.

Kapitel 9.

Die Familie des Chedive.

Prinz Mehemed Ali — Prinz Hussein — Prinz Fuad — Dichterprinz Haidar — Eindrücke — Anekdoten — Ihre Hoheit Prinzeß Nazli — Ihr Palast — Teestunde — Ihre Ansicht über Menschen und Dinge — Ein Frühstück — Unterhaltungen über Gesellschaft, Politik, Religion in Gegenwart des früheren Groß-Mufti — Persönliche Erinnerungen Ihrer Hoheit.

Se. Hoheit, Prinz Mehemed Ali, der junge, elegante und schöne Bruder des Chedive, ist ein Mann von einnehmendem Wesen, dessen Gesellschaft von seinen Freunden viel gesucht wird. Während er bei allen öffentlichen Gelegenheiten streng auf Etikette und Herkommen hält, ist er in seinem Privatleben die Einfachheit selbst.

Im Garten seines großen Palastes am Platz Soliman erwartete uns der Prinz an einem Sonntagnachmittag, an dem er den Minister der Vereinigten Staaten und mich eingeladen hatte. Er kam uns mit ausgestreckten Händen entgegen und sprach lächelnd: „Es tut mir leid, Sie in einem solchen Chaos empfangen zu müssen, aber ich habe mein Schloß verkauft und ziehe aus. Der ganze Reiz dieses Besitztums bestand für mich in diesem entzückenden Garten mit der hohen Mauer, die ihn zu einer Zeit, — es scheint mir wie gestern — wo der Platz noch nicht diese hohen Gebäude aufwies, vor neugierigen Augen schützte. Aber heute! sehen Sie nur!“ Und der Prinz zeigte auf die ungeheuren Häuserviertel, die in seinen Garten hineinblickten.

„Ich mache mich davon“, sprach er, „und werde anderwärts, weit von hier, bauen; in wenigen Monaten wird auch dieser Garten mit Häusern bedeckt sein. Zum Teufel mit dieser Bauwut!“ Nachdem er uns dann in einen kleinen Salon geführt und uns Zigaretten angeboten hatte, sprach der Prinz zu mir gewendet:

„Sie sind letzthin viel mit meinem Bruder (der Chedive) zusammen gewesen; ich weiß nicht, was er mit Ihnen geredet hat, seine Stellung nötigt ihn auch, seine Worte abzuwägen, was bei mir nicht der Fall ist. Ich brauche meinen Mund nicht zu halten und sage ganz offen, daß wir in schweren Zeiten leben. Können Sie sich ein Volk von zwölf Millionen Seelen vorstellen, das sich von einer Handvoll Fremder gängeln läßt und das in geschäftlicher Hinsicht den Griechen und Juden gestattet, den ganzen Reichtum des Landes an sich zu reißen? Es ist schmachvoll und ist traurig."

Diese englisch begonnene Unterhaltung wurde französisch fortgesetzt. Der Prinz spricht beide Sprachen, sowie auch Deutsch geläufig. Er betrieb seine Studien zuerst in Chateau de Lancy bei Genf und später in Wien.

„Und was das Schlimmste der jetzigen Lage ist, die Engländer haben uns Ägypter mit solcher Verachtung behandelt, daß das Volk alle Achtung vor den gebildeten, klugen und leitenden Klassen des Landes verloren hat. Früher stand der Tarbusch (die nationale Kopfbedeckung von Ägypten) in Ehren, jetzt betet man den Hut der Ausländer an. Die Polizisten, die mit den niederen Klassen der Eingeborenen so rauh umgehen, den Vornehmen aber am liebsten die Schuhe ablecken möchten, sind beim Anblick eines Hutes ganz weg, denken aber nicht daran, einen Prinzen oder Minister zu grüßen, sobald der Tarbusch sein Haupt bedeckt. Davon kann ich Ihnen etwas erzählen. Als der Herzog von Connaught Kairo verließ, begab ich mich nach dem Bahnhof, um ihm Adieu zu sagen. Nach der Abfahrt des Zuges stand ich noch ein paar Augenblicke im Gespräch mit einem meiner Freunde. Ich sah Lord Cromer abfahren, alle Polizisten salutierten vor ihm; als ich dann meinerseits an ihnen vorüberfuhr — nicht ein Gruß. Das Volk an den Toren dagegen, das Lord Cromer meist in Schweigen begegnet war, begrüßte mich mit Hochrufen. In meiner Gesellschaft befanden sich der Premierminister Mustapha Fehmi Pascha, der Finanzrat Sir Vincent Corbett, und der Polizeidirektor, Hauptmann Mansfield selbst. Seine Leute, die Cromer gegrüßt hatten, verweigerten unserm Tarbusch dieselbe Aufmerksamkeit. Ich wandte mich zu Mansfield und sagte: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Ihre Leute scheinen Sie nicht einmal zu kennen!"

„Mein Prinz", sprach er, „Sie lieben wohl England nicht besonders?"

„Ja", gab ich zur Antwort, „sie gefallen mir vielleicht in ihrer eigenen Heimat aber hier nicht. Bei meinem Aufenthalt in England habe ich viele nette Leute gefunden, die mich mit großer Höflichkeit behandelt haben. Ich mußte mich immer fragen, ob diese wohlerzogenen Leute mit dem reizenden Wesen dieselben Patrone sind, die wir in Ägypten haben. Warum sind sie zu Hause so vollkommen und bei uns so unmanierlich? Und glauben Sie mir, sie begehen damit einen großen Fehler. Nur infolge ihrer schlechten Manieren sind sie hier nicht beliebt. Etwas mehr Rücksicht und Höflichkeit uns Ägyptern gegenüber würde ihnen viel Freundschaft und Ergebenheit einbringen, aber ihr bäuerliches Wesen, ihren Mangel an Takt und ihre Grobheit können wir nicht ertragen."

Es ist ein Lieblingsthema des Prinzen, von der dem Tarbusch gebührenden Achtung zu reden, der auch von den in ägyptischen Diensten stehenden englischen Beamten getragen wird, und er wußte manche ergötzliche Geschichte davon zu erzählen. Und es scheint wirklich, als ob unter vielen englischen Beamten in Ägypten, sogar bis in die höchsten Stellen hinauf, ein trauriger Mangel an Feingefühl zu finden wäre.

Wir kamen auf Pferde zu sprechen und der Prinz bot uns an, uns die seinigen, die berühmt sind, zu zeigen; wir begaben uns nach den Ställen, wo der Prinz, ein vorzüglicher Reiter, einige seiner Lieblinge vorritt. Darunter war eins, ein arabisches Vollblut, das der Prinz auf einer seiner Reisen nach Paris mitgenommen hatte. Es wurde dort viel bewundert, und die Komtesse de Castellane bat den Prinzen, wiewohl vergeblich, es ihr zu verkaufen.

Reiten ist nicht die einzige Fertigkeit, deren sich der Prinz rühmen kann. Er ist auch ein ausgezeichneter Fechter, Musiker und Künstler.

Ich habe keineswegs die Absicht, hier Biographien von allen Prinzen aus der Familie des Chedive zu geben, denn es sind ihrer viele; aber ich will wenigstens flüchtig einige Eindrücke von denjenigen wiedergeben, denen zu begegnen ich die Ehre und das Vergnügen hatte. Eine Ausnahme aber muß ich bezüglich des beliebtesten und bekanntesten Prinzen, Prinz Hussein Kamel Pascha, machen, der zu meinem größten Bedauern Kairo verlassen hatte, als ich aus dem Sudan zurückkam, und den ich daher nicht kennen lernte.

Er ist der zweite Sohn des Chedive Ismaïl und wurde als Jüngling nach Frankreich geschickt, wo ihn Kaiser Napoleon III. als

Prinz Mehemed Ali.

Freund aufnahm. Die Kaiserin Eugenie behandelte ihn als Sohn. Er gehörte bald zur eleganten Welt und empfing in dem schönen Hause, das ihm sein Vater gekauft hatte, seine Freunde mit einer Anmut und Liebenswürdigkeit, von der Paris heute noch spricht. Er war vornehm, freigebig bis zum Übermaß, jeder Zoll ein Prinz, und war in den Tuilerien sehr beliebt. Bei seiner Rückkehr nach Ägypten wurde er Kriegsminister, eine Stellung, die er gerade inne hatte, als der abessinische Krieg ausbrach. Er war es, der das Wunder fertig brachte, in so kurzer Zeit die vortreffliche Armee zu organisieren, die nach Abessinien zog. Se. Hoheit verheiratete sich 1873 gleichzeitig mit seinen Brüdern Tewfik und Hassan; und bei Gelegenheit dieser dreifachen Hochzeit gab ihr Vater Ismaïl jene Feste, die bis auf den heutigen Tag unvergessen sind.

Prinz Hussein Kamel Pascha.

Die drei Vermählungen fanden in drei aufeinander folgenden Wochen statt, und es folgte ihnen bald eine vierte, die ihrer Schwester, Prinzeß Zenah Hanem mit dem Prinzen Ibrahim Achmed. Die Festlichkeiten währten einen Monat. Prächtige, von zahlreichen Regimentern begleitete Prozessionen wanden sich durch die Stadt, um die Geschenke zur Schau zu stellen. Während im Palastgarten besondere Zelte aufgerichtet waren, in denen man große Diners abhielt, standen auf dem Schloßplatz ungeheure überdachte Büfetts, wo Tag und Nacht alle Besucher mit Fleisch, Kuchen, Eis, Wein und Likören gelabt wurden. Keine andere Stadt der Welt hat je ähnliche Feste gesehen.

Dadurch, daß er gleich seinen Brüdern einen großen Teil von dem Eigentum seines Vaters an dessen Gläubiger abtrat, ist Prinz Hussein ziemlich verarmt und lebt heute ruhig, indem er sich der Verwaltung seiner Güter und allerlei Ackerbau und Blumenzucht betreffenden Fragen widmet.

Sein Bruder, Prinz Fuad Pascha, studierte in Genf, als ihn im Jahre 1879 seine Mutter zurückrief. Als der verbannte Chedive Ismaïl sich nach Neapel zurückzog, wurde Prinz Fuad auf der Militärschule von Turin zugelassen, wo er seine Studien vollendete und als Offizier in die italienische Artillerie eintrat. Mehrere Jahre lang war er in Rom stationiert und war Liebling des Königs Humbert, der ihn mit größter Zuneigung behandelte und gern Piemontesisch mit ihm sprach, ein Dialekt, auf den sich der Prinz wohl versteht. Da er aber seinem Vater nahe sein wollte, der sich in Konstantinopel niedergelassen hatte, nahm er seine Entlassung und trat in türkische Dienste.

Prinz Fuad Pascha.

Nachdem er einige Zeit Militärattaché in Wien gewesen war, quittierte er den Dienst und kehrte nach Ägypten zurück, um nach seinen Gütern zu sehen. Er ist fröhlich, gastfrei und ein guter Freund, und ist deshalb sehr beliebt und gesucht. Er ist witzig und amüsant, ein ganzer Pariser. In einem Salon in Kairo besprachen die Damen ihre Sommerpläne und die eine sagte: „Ich denke, wir werden den Sommer ruhig in Enghien verleben." Kaum war das letzte Wort gesprochen, als eine Stentorstimme hinter ihr rief: „Enghien, sechzig Züge täglich!" Es war der Prinz, der die Vororte seines geliebten Paris so genau wie die Boulevards kennt.

Als ich ihn eines Abends bei einem Empfang traf, zeigte ich ihm in einer ruhigen Ecke gewisse Photographien, die ich aus dem Sudan mitgebracht hatte.

Zufällig war das Bild eines Schilluk dabei, eines wahren Riesen, der vollständig nackt war, und dessen einzelne Glieder elefantenartige Größe zeigten. Der Prinz ergriff die Photographie, wandte sich an die Damen, die zahlreich anwesend waren, und rief: „Meine Damen, sehen Sie nur diese entzückende kleine Schillukfrau!"

Sofort drängten sich die Damen herzu. Das schreckliche Bild ging von Hand zu Hand unter lauten Ausrufen und wer weiß wie vielen geheimen Vergleichen.

Viele angenehme Stunden habe ich mit Ihrer Hoheit, der Prinzeß Nazli, der Tante des Chedive, verbracht. Sie ist eine geistreiche Frau mit weiten, freien Anschauungen und spricht mit einer unter Orientalen seltenen Offenheit. Ganz der allgemeinen Sitte zuwider, erfreut sich die Prinzessin Nazli gänzlicher Freiheit, hat sich ihrer, glaube ich, immer erfreut und empfängt in ihren Salons sowohl Herren als auch Damen. In Konstantinopel, in Kairo und auf ihren vielen europäischen Reisen hat sie die berühmtesten Männer und Frauen unserer Zeit kennen gelernt. Im Verkehr mit diesen verschiedenen Größen ist der Geist der Prinzessin entwickelt, verfeinert und in gewissem Sinne geformt worden. Da sie auch viel liest und ein treues Gedächtnis besitzt, gibt es nur wenige Themen in der Unterhaltung, an denen sie nicht verständig Anteil nehmen kann. Bei meinem ersten Besuch war ich beispielsweise sehr erstaunt darüber, daß die Prinzessin Japan fast ebenso gut kennt wie ich, obgleich sie nie in diesem Lande gewesen ist.

Wir tranken Tee in dem großen Salon, dessen Möbel und Wände mit Photographien von Verwandten, Freunden, Fürsten und Berühmtheiten bedeckt waren, von denen die Prinzessin bald in englischer, bald in französischer Sprache ausführlich erzählte und dazu ununterbrochen Zigarette um Zigarette rauchte.

„Erzählen Sie mir alles, was Sie von Oyama wissen", bat sie, „denn ich bewundere ihn aufrichtig. Was für ein Mann! Hätte Ägypten nur einige von seiner Art, wir wären nicht, wo wir sind. Traurig wie es ist, es muß eingestanden werden, daß wir in unserm Lande keine Männer besitzen, die dieses Namens wert sind. Ohne Energie, ohne Mut, ohne Charakter, ohne Unternehmungslust und ohne Patriotismus — das sind unsere Ägypter."

„Aber Prinzessin, das wird sich ändern . . . . . die neue Generation . . . ." Ihre Hoheit unterbrach mich:

„Die neue Generation ist den Strick zum Hängen nicht wert. Sie denken an nichts, als an den Schnitt ihrer Kleider, die Form ihrer Schuhe oder den Besitz eines europäischen Mädchens zur Geliebten, dieser Europäerinnen, die sie physisch und moralisch aussaugen und ihnen die Börse leeren. Der Einfluß, den diese Frauen auf unsere Jugend ausüben, ist unheimlich und bedauerlich.

Sie sind ihnen in jeder Weise verderblich und machen sie mehr oder weniger zu Zerrbildern.

„Wäre ich ein Mann", rief die Prinzessin, „und könnte mein Leben dem Kampf um Ruhm und Glück weihen! Mein Vater hat, wie sie ja wissen, sein ganzes Geld den Armen gegeben; ich habe deshalb nichts als die Pension, die mir der Staat gewährt. Glauben Sie mir, ich möchte für diese Pension etwas leisten und verbringe meine Zeit damit, unsere Männer anzutreiben und zu ermutigen, damit sie ihrem Namen ein wenig mehr Ehre machen. Aber ach! es ist eine undankbare Arbeit, denn sie drehen und wenden sich wie Wetterfahnen."

Prinzessin Nazli.

„Dann, Prinzessin, ist es doch auch klar, daß die Ägypter noch nicht fähig sind, sich selbst zu regieren?"

„Uns selbst regieren? Aber mein lieber Herr, wir sind Kinder, Babies im Geiferlätzchen, die noch nicht stehen können. Nein, man kann uns noch nicht allein lassen. Hier tut Cromer alles, Ohne ihn müßten wir uns wieder unter die Vormundschaft der Mächte stellen. Cromer ist ein guter Mann, und Ägypten schuldet ihm alles, aber er ist in den zwei letzten Jahren zu nachsichtig, zu gut geworden. Er sollte alle diese Spekulanten vernichten, die heute Ägyptens Plage sind. In jeder europäischen Hauptstadt steht ein großes Gebäude mit der Inschrift „Börse". Hier ist das ganze Land eine ungeheure Börse, die seine Zivilisation an der Wurzel untergräbt."

Von Zeit zu Zeit kam eine Frau herein, um türkischen Kaffee zu bringen, und ich fragte die Prinzessin, ob ihre heutigen Dienerinnen ihre alten Sklavinnen seien.

„Das ist für uns kein Unterschied", erwiderte sie, „denn wir behandelten unsere Sklavinnen wie Kinder, sie gehörten zu unserem Leben. Es war unsere Pflicht, für sie zu sorgen, sie zu kleiden, ihnen Freundschaft und Zuneigung zu erweisen. Es fehlte ihnen an nichts, und oft verheirateten sie sich gut, wenn wir ihnen die Ausstattung gaben. Waren sie nicht glücklich, so konnten sie stets wiederkommen und fanden ein Heim und Schutz bei uns. Kein Mann durfte wagen, ihnen ein Leid anzutun; entweder mußte er sie heiraten oder in Ruhe lassen. Jetzt kann jeder Mann, und wenn er ein Mädchen so verachtet, daß er kein Glas Wasser von ihm annehmen möchte, es verführen und dann im Stich lassen. Das kommt von übelangewendeter Zivilisation. Der augenscheinlichste Erfolg von der Abschaffung der Sklaverei ist, daß Tausende von Mädchen der Prostitution in die Arme getrieben werden. Sie, die einst so glücklich bei uns waren, schleppen nun ihr elendes Leben im Rinnstein dahin."

Die Prinzessin stand auf und zeigte mir vortreffliche Photographien von Bismarck, Kitchener und Li-Hung-Tschang, die alle die schmeichelhaftesten Widmungen trugen.

„Lieben Sie die Musik?" fragte Ihre Hoheit und setzte sich an das Pianola am Steinwayflügel. „Ich spiele stundenlang auf diesem ausgezeichneten Instrument. Es sollte wirklich in jeder Familie eins sein, damit Liebe für Musik und Harmonie geweckt würde."

Die Dämmerung brach herein, aber die Prinzessin fuhr fort, ein Stück nach dem andern zu spielen und flocht beständig erklärende Bemerkungen und Erinnerungen ein.

„Ach, das ist die Nationalhymne von Rußland! Wie schön, aber wie traurig! Meine Mutter war eine Russin, doch verabscheue ich diese Nation wie Gift. Ich erinnere mich an einen alten Scheich, der zur Zeit des russisch-türkischen Krieges voraussagte, daß die Russen nicht von den Türken geschlagen, sondern von einem gelben Volke vernichtet werden würden."

Dann kam „God save the Queen", und die Prinzessin fuhr fort:

„Da denke ich an etwas Herzbewegendes. Ich war zum Jubiläum der Königin Viktoria in London und hörte die Hymne von einer großen Volksmenge gesungen. Dieses Lied aus Tausenden von Kehlen war herrlich und zu Herzen gehend. Ich gestehe, daß ich geweint habe . . . . . das werde ich nie, nie vergessen."

Die Frauen traten herein, die Lampen wurden angezündet. Die Prinzessin erhob sich vom Klavier, nahm ihre Zigaretten wieder auf und rief aus:

„Ihr Christen versteht uns Mohammedaner eben nicht. Sie kennen all das nicht, was gut, schön, edel und groß in unserer Religion ist. Unsere früheren Herrscher haben den Islam zu Grunde gerichtet. Mit klügeren und energischeren Fürsten würde die Türkei heute an der Spitze aller Nationen stehen ..... nicht das Volk ist schlecht, sondern ihre Führer, ihre Regenten."

Diese letzten Worte schienen die Prinzessin an etwas zu erinnern, und lachend fuhr sie fort:

„Ich habe nie die Liebe begreifen können, die ihr Europäer für eure Fürsten hegt. In den Händen eines Königs oder Kaisers seid ihr wie Ton in den Händen eines Töpfers. Sir Z. X., der berühmte englische Diplomat, flüsterte mir einst, als er durch Konstantinopel reiste, schreckliche Dinge über den Sultan zu. Da erwiderte ich: ‚Warten Sie, bis Sie ihn gesehen und mit ihm gesprochen haben, dann wird sich Ihre Meinung bald ändern.' — ‚Nie', rief er, aber als ich ihm etwas später, gerade an dem Tage, wo er seine erste Audienz gehabt hatte, bei einem Diner begegnete, konnte er nicht genug zum Lobe des Herrschers sagen, den er erst vor kurzem zu verachten behauptete."

Ich könnte einen Band mit den tausend und einer Anekdote füllen, die mir die Prinzessin erzählt hat, aber der Raum erlaubt es nicht. Ich muß mich begnügen, noch ein Frühstück zu erwähnen, zu dem außer mir noch ihr Bruder M. und Mme. Hussein Ruchdy Bei, der Groß-Mufti von Ägypten, Prinz Haidar, der bekannte Dichter, und andere geladen waren.

Ich saß zwischen Ihrer Hoheit und dem Groß-Mufti, der den Prinzen Haidar zum Gegenüber hatte, und es wäre wohl schwer, einen größeren Gegensatz zu finden, als ihn diese beiden Männer boten: der erstere klein, einfach, ruhig, sanft; der zweite groß, stark, mit einem ungeheuren Kopf auf breiten Schultern, lärmend, aufgeregt. Der eine drückt seine Gedanken klar und kurz aus, der andere gebraucht außergewöhnliche Sprache, redet von Sonne und Mond, Blumen und Sternen, wie es einem Dichter zukommt. Der Prinz reißt seinen großen Mund weit auf und stößt ein Lachen aus, das wie ein Donnerschlag klingt und die Wände erzittern macht. Er redet viel aber interessant, das muß man zugeben.

„Ich haſſe", ſprach er, „Ihr koloniſierendes Volk. Ich halte es für eine Sünde, in dieſe Länder einzudringen, das Unterſte zu oberſt zu kehren und die armen Bewohner zu quälen — alles im Namen der Ziviliſation. Worauf kann England ſtolz ſein? Etwa daß es eine Nation von Krämern, Fabrikanten und Koloniſierern iſt? Gewiß; aber forſchen ſie bei ihnen nur nicht nach Kunſt oder Aufklärung!"

„Aber mein Prinz", rief eins, „davon kann man in Ägypten auch nicht viel finden."

„Sicherlich nicht; ich gebe das zu, aber wir ſind in die Goſſe gefallen, dort liegen wir und wälzen uns. Wir haben keinen Patriotismus mehr — überhaupt nichts mehr. Fünf Jahre lang habe ich nach einem Funken, einem einzigen nur, geſucht, der da beweiſt, daß wir noch leben, aber ach, ich habe keinen geſehen."

Prinz Haidar hat einen Abſcheu vor den Geiſtlichen. „Sie verkörpern nicht die Religion, ſondern alle Gemeinheit, Schwäche, alle Täuſchungen . . . ."

„Alle Heuchelei!" fügte eine Stimme ſanften Tones hinzu. Es war der Groß-Mufti.

Der Prinz zog ihn in unſere Unterhaltung und brachte das Geſpräch auf den Unterricht, den der Groß-Mufti im Lande allgemein eingeführt ſehen wollte, aber Prinzeß Nazli mochte nichts davon wiſſen. „Mir iſt das alte Syſtem lieber. Laßt den Sohn eines Kutſchers Kutſcher werden und den Sohn eines Fleiſchers Fleiſcher. Woher ſollen wir denn unſre Dienſtboten nehmen, wenn jeder ein Diplom hat?"

Die Liebe war ein Thema, das dem Dichterprinzen zuſagte. „Ich weiß, daß ein Schriftſteller", erzählte er, „ſeine Geliebte an einem unter den Armen durchgezogenen Bande aufhängte, ſo daß er zwiſchen dem Dichten ihre Füße mit Küſſen bedecken konnte."

„Das erinnert mich" — ſprach die Prinzeſſin — „an den alten türkiſchen Kriegsminiſter X Paſcha, vor dem die Armee zitterte, der aber ſterblich in eine gewiſſe ſchöne Dame verliebt war. Ihre Füße küſſend, ſprach er: „Madame, ich habe das ganze Heer zu meinen Füßen und begnüge mich, vor den ihren im Staube zu liegen!"

Während dieſer lebhaften Unterhaltung boten die Diener beſtändig eine außerordentliche Menge orientaliſcher Gerichte an, die ſehr gut zubereitet, für meinen Geſchmack aber zu fett waren.

Gräber der Mamelukensultane zu Kairo.

„Das Gericht, welches eben gereicht wird, ist ein historisches", bemerkte der Prinz. „Es stammt aus der Zeit der Arche Noah. Als das Wasser verschwunden war, und die Arche endlich wieder auf festem Boden stand, säte Noah Korn. Die Körner waren noch grün, da nahm er sie, machte eine Creme davon, in die er Mandeln, Rosinen und eine Menge andrer Dinge tat, die er mitgebracht hatte. Das Rezept zu dieser berühmten Speise hinterließ Noah künftigen Generationen, und seitdem hat sich durch alle die Jahrhunderte hindurch in Ägypten die Sitte erhalten, große Teller voll von einer Familie in die andere zu schicken."

In den Pausen zwischen den Gängen zogen die Gäste auf echt türkische Weise mit einem geübten Schwung der Gabel ein hors d'oeuvre aus den vielen Gerichten auf der Tafel.

Kurze Zeit nach dem Frühstück hatte ich Gelegenheit, von Kairo nach Alexandria in dem für Prinz Haidar reservierten Coupé zu fahren. Er reiste ebenfalls und lud mich ein, ihn zu begleiten. Der Prinz, der als Dichter eine zarte Feder führt, rezitierte mehrere reizende kleine Gedichte von sich, die er mir zu schicken versprach. Ich hätte sie gern hier veröffentlicht, aber sie sind leider nie gekommen!

In seinem Wagen war der Prinz von vielen Bänden umgeben, den Meisterwerken der französischen Literatur. Es ist sein größtes Vergnügen, sich in diese Seiten zu versenken, die, wie er sagt, in der schönsten Sprache der Welt geschrieben sind.

Indem er meine Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Gegend lenkte, sprach er von den Fellahs, jenen unermüdlichen Ackerleuten.

„Wie kann man erwarten", sagte er, „daß dieses unglückliche Volk, das Jahrhunderte lang in Armut geseufzt hat, in einem Tage wieder auflebt? Aber seit den letzten fünfzehn Jahren bereitet sich in ihnen eine große Veränderung vor; sie zeigen Spuren erwachenden Geistes, während sie vorher nur Lasttiere zu sein schienen. Nun sie nicht länger unterdrückt werden, beginnen sie, das Haupt zu erheben und sind jetzt an dem Punkt angekommen, wo sie das Morgenrot einer neuen Zeit sehen und erstaunt fragen: Ist es möglich? Ich glaube, daß mit der Zeit, einer langen Zeit freilich, wir endlich Männer bekommen werden, aber bis dahin braucht es noch vieler Erziehung, um ihre schwachen geistigen Fähigkeiten zu entwickeln. Das wäre ein herrliches Arbeitsfeld für einen Minister des öffentlichen Unterrichts, der sich seiner Macht bewußt ist."

Es iſt, glaube ich, zum erſten Mal in der ägyptiſchen Geſchichte geſchehen, daß eine ausländiſche Dame in die Familie des Chedive aufgenommen iſt. Seine Hoheit Prinz Ali Fazil, ein Vetter des Chedive, hat vor einigen Jahren eine junge Franzöſin geheiratet, und zwar die Stieftochter von M. Raphael Suarès, dem Bankier in Kairo. Dieſes noch nicht dageweſene Ereignis begegnete einem gewiſſen Widerſtand in der Familie des Chedive, aber dank ihrer Klugheit und ihrem gewinnenden Weſen hat Prinzeß Fazil das Herz mancher ihrer angeheirateten Verwandten beſiegt, nicht zum mindeſten das des Chedive, der ihre guten Eigenſchaften völlig zu ſchätzen weiß.

Dorf.

Kapitel 10.

Der Harem und die Frauen in Ägypten.

Die Frauen in Ägypten — Die Harems — Was der Europäer sich denkt — Das Heim des echten Muselmanns — Moralität — Ehe und Nebenfrauen — Ehebruch und Scheidung — Einst und jetzt — Klassen und Rassen — Unsere Ideen und die ihrigen.

Ein Harem! Es gab eine Zeit, wo beim bloßen Klang dieses Wortes Visionen von zauberhaften Schönheiten und wonnigen Genüssen vor mir aufstiegen. Den meisten mit dem Morgenland Unbekannten geht es wohl so. Wie in einem Traum gaukelten mir prächtige Paläste, Marmorhallen, Zimmer mit farbenfreudigen Vorhängen und weichen, dicken Teppichen vor, auf riesigen Diwans lehnten sich Frauen von entzückendem Wuchs und verführerischer Schönheit zurück, einige unbekleidet, andere mit spinnwebfeinem Flor umhüllt. Ich hörte das Plätschern kühler Fontänen, sog den feinen Duft, ein Gemisch von Rosenöl und dem Rauch feiner Zigaretten ein — und ich beneidete die Paschas, die ihre Tage in solch einem Paradies zubringen durften.

O weh! Seit jener Zeit hat mein Traum manch eine Ernüchterung erfahren. Die erste kam vor etlichen Jahren, als ich in der Encyclopedia Britannica ein auf Ägypten bezügliches Referat suchte und auf folgende Stelle stieß:

„Diese Frauen hatten mächtige Schultern, einen herabhängenden Leib und ungeheure Fettpolster auf Hüften und Schenkeln; das untere Gesicht sowohl wie auch der größte Teil des übrigen Körpers war mit langen Haaren bedeckt."

Diese sieben Jahrtausende zurückdatierte liebliche Beschreibung

der ersten Bewohnerinnen des Niltales gab mir zu denken. Die Encyklopedia geruhte zwar hinzuzufügen, dieser sonderbare Menschenschlag sei vollständig verschwunden und habe einem dem Europäer ähnlichen Geschöpf Platz gemacht, aber meine Visionen waren zerstoben. Wohl war der Duft von Rosenöl, das gleichmäßige Niederfallen von Wasser aus der Fontäne, ja die weichen Ruhebetten mit ihren seidenen Kissen geblieben, aber da stiegen auch riesige Frauengestalten empor, die von Fettpolstern und langen Haaren bedeckt waren.

Ägyptisches Mädchen.

In Ägypten ist alles schwer verständlich, aber wohl kaum irgend etwas mehr, als die Stellung der Frau. Abgesehen davon, daß Denkungsart und Ansichten des Ägypters so ganz andere als die unsrigen sind, vermeidet er es, über die Frauen und den Harem mit Fremden zu reden. Alles, was seine Familie betrifft, ist für ihn lediglich Privatsache, hütet er gewissermaßen als heiliges Geheimnis, in welches kein anderer zu spähen hat. Und überdies kann man über die ägyptische Frau oder besser gesagt, über die in Ägypten lebende Frau, nicht gut im allgemeinen reden. Unter eigentlichen Ägypterinnen sind nur die Bäuerinnen, die Fellah-Frauen, zu verstehen, denn diese allein sind echte Ägypter. Und was könnte man von diesen armen Geschöpfen, die wie Lasttiere arbeiten und eine zahlreiche Nachkommenschaft ins Leben rufen, weiter berichten? Sie stehen uns und unsrer Zivilisation so unendlich fern, daß sie der Mehrzahl unserer Leser kein Interesse einflößen können.

Nehmen wir Kairo als Feld unsrer Studien oder vielmehr unsrer Beobachtungen und Eindrücke, so stoßen wir dort auf verschiedene Elemente, die mit Recht oder Unrecht als Ägypter betrachtet werden. Da sind erstens die vielen Familien griechischer, österreichischer oder

italienischer Abstammung, Katholiken, Juden, Angehörige der griechischen Kirche, die sich vor mancher Generation an den Ufern des Nils niedergelassen haben. Obgleich kein Tropfen türkischen oder arabischen Blutes in ihren Adern fließt, obgleich ihre Umgangs- und Lebensweise gänzlich europäisch ist, betrachtet man sie völlig als Eingeborene. Auch von ihnen läßt sich nichts Besonderes berichten.

Und nun zu den wirklich Einheimischen. In bezug auf sie ist, mehr als in irgend einem anderen Lande, ein Unterschied zu machen. Die oberste Stufe der gesellschaftlichen Leiter nehmen die Prinzessinnen ein, welche entweder zum Chedivegeschlecht gehören oder durch irgendwelche Bande mit ihm verknüpft sind. Mögen diese Prinzessinnen auch noch vor kurzem in der Abgeschiedenheit des Harems gelebt haben, ja vielleicht gar noch darin wohnen, so zeigen sie sich doch meist durchaus emanzipiert. Viele reisen regelmäßig nach Europa, sprechen fremde Sprachen und umgeben sich mit dem Komfort und den Annehmlichkeiten des Westens. Für sie hat unsere Zivilisation keinerlei Geheimnisse. Nur unter dem Volke und in jener großen Klasse, die unserm Mittelstand gleichkommt, finden wir Frauen, deren Lebensweise gänzlich von derjenigen unsrer Frauenwelt absticht. Der wesentlichste Unterschied liegt in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt, in der Unwissenheit, in der man sie hält, ferner in der Lockerheit des ehelichen Bandes und ihrer untergeordneten Stellung dem Manne gegenüber. Als ich eines Tages in Montazah bei dem Chedive frühstückte, und wir auf die Lage der Frauen in mohammedanischen Ländern zu sprechen kamen, sagte Se. Hoheit:

„Man sagt in Europa allgemein, daß unsre Religion den Frauen gebietet, sich zu verschleiern und abgeschlossen zu leben. Das ist jedoch ein Irrtum, die Religion hat damit ganz und gar nichts zu tun. Es ist eine uralte Sitte, die aus jener Zeit stammt, wo jedermann im Osten sein Eigentum verteidigen mußte, vor allem Frauen und Töchter. Je schöner und reizvoller sie waren, desto mehr Ursache hatte man, ihre Schönheit zu verbergen."

„Sire", sagte ich, „ist der von Ew. Hoheit nicht befolgte Brauch, mehrere legitime Frauen*) und zahlreiche Nebenfrauen und Sklavinnen zu haben,**) noch allgemein in Ägypten?"

*) Die Religion gestattet dem Muselmann, vier legitime Frauen zu haben; die Zahl seiner Nebenfrauen ist nicht beschränkt.

**) Se. Hoheit Abbas Hilmi, der sich in allen Dingen der Neuzeit fügt, hat nur eine Frau, Ihre Hoheit die Chedivah, die Mutter seiner Kinder.

Eingang eines älteren ägyptiſchen Wohnhauſes.

„Nein", versetzte er, „Sie werden besonders in den oberen und mittleren Schichten finden, daß die Vielweiberei schnell aufhört. Die Hauptursachen dieser Neuerung liegen erstens in der Abschaffung des Sklaventums, wodurch es schwieriger ist, Frauen zu bekommen, dann aber auch in dem furchtbaren Steigen der Kosten des Lebensunterhaltes. Mehrere Frauen bedingen mehrere Haushaltungen, und da unsere Religion die gleiche Freigebigkeit jeder einzelnen Frau gegenüber vorschreibt, sind die Ausgaben natürlich sehr groß. Sie wissen ja selbst, wie Lebensmittel und Wohnungen in den letzten Jahren in die Höhe gegangen sind. Heutzutage braucht man zehnmal so viel für die gleiche Lebensweise wie früher."

„So ist es also, kurz gesagt, die Sparsamkeit und nicht die Tugend, die den Wechsel zustande gebracht hat, Sire?"

„Wie Sie reden!" rief Se. Hoheit. „Tugend? Aber mein Lieber, was ist Tugend! Sagen Sie mir, wie viele verheiratete Männer sind Ihnen in Europa und Amerika bekannt, die ihren Frauen im vollen Sinne des Wortes die Treue halten, sie nie hintergehen?

„Die Religion, die dem Manne gestattet, mehrere Frauen zu haben, die er alle mit derselben Rücksicht behandeln muß, schließt eine schlimme Seite der Monogamie aus, ein System, welches manchen Mann dazu treibt, ein Wüstling zu werden, der sein Vergnügen in sträflichem Ehebruch sucht, oder bei dem Laster, das er erkauft.

„Allerdings", schloß Se. Hoheit lachend, „ist es etwas unbequem, mehrere Frauen zu haben. Gesetzt, ein Mann findet es schwer, schon eine einzige zufrieden zu stellen, was soll er dann mit drei, vier anfangen?"

„Und so viele Schwiegermütter obendrein!"

Und Se. Hoheit Prinz Mehemed Ali äußerte sich einst über denselben Gegenstand folgendermaßen:

„Unser Gesetz zwingt keine Frau, sich zu verschleiern, aber es sagt: ‚Wenn deine Schönheit Anstoß gibt und in den Männern Begierden oder Eifersucht weckt, ist es besser, daß du sie verhüllst'."

Wollte man dieses Gebot wörtlich nehmen, so würden sich nur schöne Frauen verschleiern und die weniger Begünstigten ihren Mangel der Welt offenbaren; aber, du lieber Himmel, es hat noch keine Frau gegeben, die sich für wirklich häßlich gehalten hätte, was zur Folge hat, daß selbst das gelbe und runzelige Gesicht des ältesten Scheusals in Schleier gehüllt ist. Die Dichtigkeit scheint sich nach der sozialen Stellung der Trägerin zu richten. Während die Frau, die zu

Fuße die Straßen der Stadt durcheilt, einen den unteren Teil des Gesichtes bedeckenden, undurchsichtigen Schleier trägt, hat die Inhaberin des eleganten Coupés oder Landauers nur die leichteste weiße Gaze, unter der die Züge deutlich erkennbar sind.

Religion oder Brauch — gleichviel; Tatsache ist, daß die Mohammedanerin seit vielen Jahrhunderten als Einsiedlerin hinter den Gittern des Harems gelebt hat, zu der nur ein schwaches Echo der Welt draußen, ihres Vorwärtsschreitens, ihrer Kämpfe und Zivilisation dringen konnte. Da sie nur ihre Dienerinnen, ihre Kinder, die Eunuchen und ab und zu ihren Herrn und Meister zu Gesicht bekam, blieb ihr Geist kindlich und unentwickelt. All ihre Vergnügungen traten von außen an sie heran, von jenen mehr oder weniger gesunkenen Frauen, die sich einstellten, um zu weissagen, zu tanzen, zu singen oder Geschichten zu erzählen, aber auch gleichzeitig mit allerlei Histörchen aus den Harems, mit Aberglauben, lüsternen Tänzen und unsauberen Erzählungen aufwarteten.

Verschleierte Frau.

Eine Frau, die von einer solchen Atmosphäre umgeben, und der jedes andere Leben fremd ist, muß natürlich geistig tief unter ihrem Gatten stehen, und da sie ihm weder geistig noch moralisch Anregung bieten kann, wird er natürlich die Gesellschaft anderer Männer oder europäischer Frauen suchen. Durch ihre Auffassungsgabe und ihren Verstand zieht die Ausländerin, selbst die ungebildete, gewöhnliche, den Muselmann weit mehr an, als durch ihre körperliche Schönheit. Oder sagen wir lieber, die harmonische Verbindung beider Vorzüge bringt es zustande.

Nach dieser kurzen Betrachtung über die Frauen wollen wir uns den Harem besehen. Das Wort ist türkisch und bedeutet „Frau", aber im weiteren Sinne die Familie, den Herd, kurz das Heim. Das Haus des Muselmanns besteht aus zwei Abteilungen, „Harem lik" und „Selam lik" genannt. Die erstere ist die Privatwohnung,

gewiſſermaßen das Heiligtum der Frau, Kinder und Eunuchen, dieſer friedlichen, harmloſen, ergebenen und nützlichen Geſchöpfe. Hier hat kein andrer Mann als der Hausherr Zutritt: ſeine Freunde empfängt er in dem zweiten Teil, dem „Selam lik“. Dieſe Einteilung iſt allen gemein, und ſelbſt bei den allerärmſten, die ein einziges Gelaß ihr eigen nennen, bildet dasſelbe den „Harem lik“, während das Familienoberhaupt ſich mit ſeinen Freunden in einem Café trifft oder ſie dort empfängt.

Man ſieht daraus, daß im allgemeinen das Wort Harem für den Muſelmann nicht jene Bedeutung hat, die ihm der Europäer gewöhnlich beilegt. Zweierlei Umſtänden verdankt es wohl den wenig verdienten Beigeſchmack der Luſtbarkeit. Erſtlich erſchienen einem Monogamiſten, der daran gewöhnt iſt, ſeine eine Frau vor aller Augen umhergehen zu ſehen, dieſe verſchloſſenen, bewachten Häuſer, in denen ein einziger Mann mehrere Frauen, Nebenfrauen und Sklavinnen beſitzt, wie ebenſo viele geheimnisvolle Gärten Eden. Ferner ſtattete mancher reiche Muſelmann früher ſeinen Harem mit unerhörtem Luxus aus, und die Gerüchte, die von den Feſtlichkeiten darin in die Außenwelt drangen, übertrieben noch, je weiter ſie ſich verbreiteten. Aber in Wirklichkeit waren die Paſchas ſehr rar, die Hunderte von Nebenfrauen und Sklavinnen, Dutzende von Muſikanten und Sängern, ein Ballettkorps und Künſtler zu ihrem Haushalt zählten. Immerhin gab es einige, und das Gerücht von den Orgien in jenem geheimnisvollen Orient war ganz danach angetan, die Phantaſie der Leute anzuregen.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Kairo, war ich zum Frühſtück bei einem ausländiſchen, ſehr bekannten Arzt, der bereits ein Vierteljahrhundert in jenem Lande zugebracht hatte. Bezüglich des Harems meinte er:

„Wir fremden Ärzte ſind die einzigen Männer, die Zutritt haben. Wir dürfen das Zimmer einer leidenden Frau betreten, während der eingeborne Kollege nur in Gegenwart von Eunuchen anweſend ſein darf.“

„Lieber Doktor“, ſagte ich, „das ſieht ja aus, als ob Sie und Ihre Berufsgenoſſen wegen Ihrer Tugend oder auch Gleichgültigkeit einen Ruf hätten.“

„Der Tugend bedarf es nicht“, gab er zurück, „und die Gleichgültigkeit kommt von ſelbſt. Sehen Sie, es gibt keine Verſuchung. Die Ägypterin, wie wir ſie ſehen, ohne Kleidung, hat für uns Europäer

nichts weniger als Reiz. Da ist kaum eine hübsch unter Tausend, und außerdem — der unglaubliche Schmutz, in dem sie dahinleben. Ich erinnere mich nicht, das Bett einer einzigen Frau gesehen zu haben, das nicht von Ungeziefer wimmelte."

Ich teilte diese Unterhaltung eines Tages der Komtesse de la Salla, der Witwe eines der ergebensten Beamten des Chedive Tewfik mit, einer charaktervollen Frau, die durch manch freundschaftliches Band mit den vornehmsten ägyptischen Damen verknüpft ist.

„Welch scheußliche Verleumdung", rief sie aus. „Alle jungen Damen meiner Bekanntschaft, Prinzessinnen oder nicht, sind die Sauberkeit und Verfeinerung selbst. Sie sind ungemein peinlich in bezug auf ihre Person, und was die Wohnungen betrifft, so werden auch sie, abgesehen von einer kleinen, echt orientalischen Unordnung, durchaus reinlich und instand gehalten. Ich möchte wirklich wissen, bei welcher Art Frauen Ihr Doktor praktiziert! Glauben Sie mir, die Ägypterin aus guter Familie steht kein Jota hinter der Ausländerin zurück, einige, die ich kenne, sind die Quintessenz der Eleganz."

Mich berührt es als eine der größten Eigentümlichkeiten dieser Ägypterinnen, daß sie nach einem freien, völlig ungebundenen Leben in Karlsbad, Luzern oder Paris, ohne weiteres in Kairo ihre frühere Zurückgezogenheit wieder aufnehmen. Ob es wohl die Furcht ist, die Kritik der altmodischen Muselmänner herauszufordern, oder wollen sie ihre Freiheit denen nicht zeigen, die darauf verzichten müssen? Jemand, der Ägypten genau kennt, sprach sich folgendermaßen aus:

„Es geht nicht an, daß wir all unsern Frauen ohne weiteres volle Freiheit lassen. Sie haben Jahrhunderte abgesondert gelebt, sie kennen das Leben nicht, sind nie in die Lage gekommen, sich zu verteidigen oder auch nur für sich selbst denken zu müssen. Wollte man ihnen jetzt plötzlich Freiheit geben — sie würden die Beute des ersten besten Mannes, der ihre Schwachheit ausnutzen wollte.

„Die von ihren Herrinnen verhätschelten Sklavinnen lebten glücklich und betrugen sich gut. Aber als sich ihnen die Tür der Freiheit auftat, wurden sie Dirnen — nicht etwa, weil das Laster sie dazu trieb, sondern weil sie sich selbst nicht zu schützen wußten. Ihre Herrinnen würden gegebenen Falls ebenso handeln."

Die Ägypterin steht sicher jetzt in einer Periode des Übergangs, der entscheidend und gefährlich zugleich ist. Ich weiß, daß

Se. Hoheit der Chedive und andere gebildete Ägypter die veraltete Stellung der ägyptischen Frau anerkennen, aber sie sind der Überzeugung, daß die Zeit noch nicht reif ist, um sie ganz und völlig frei zu machen, und daß man in dieser peniblen Angelegenheit langsam und höchst vorsichtig vorgehen muß.

Nach meiner Rückkehr aus Ägypten habe ich ein sehr interessantes Buch gelesen, welches mir die Verfasserin, Niya Salima (Madame Ruchdy) freundlichst zustellen ließ. Bei ihren vornehmen Bekanntschaften und mit einem Ägypter verheiratet, der einen hohen Staatsposten bekleidet, hat sie Zutritt zu den besten Häusern, und ihr Buch „Harems et Musulmanes d'Egypte", gibt einen vortrefflichen Einblick in die gegenwärtige Lage der Frauen des Niltales. Man stößt darin auf höchst interessante Dinge, aber am meisten fiel mir doch, ohne daß ich eigentlich weiß, warum, die Behauptung auf, daß „alte Jungfern" dort unbekannt sind, und daß selbst die häßlichste, widerwärtigste Frau, auch wenn sie keinen Pfennig hat, nicht ohne Gatten zu sein braucht. Eheglück kann ein eintägiges dort sein, gewiß. Der Ägypter liebt die Veränderung, er fliegt, wie die Biene, von Blume zu Blume, und die geringe Schwierigkeit, eine Scheidung zu erlangen, kommt seinem Geschmack und Charakter recht gelegen. Gefällt ihm eine seiner Frauen nicht, so braucht er sie nur zu verstoßen, und will er sie überhaupt los sein, so macht er den Bruch durch seine dreimalige Wiederholung „Du bist geschieden!" endgültig. Das genügt. Man sieht, das Ding ist leicht und bequem. Daß nicht alle Ehescheidungen so schnell abgetan sind, kommt daher, daß, wenn sie in geschilderter Weise vor sich gehen, der Gatte das von der Frau eingebrachte Vermögen wieder herauszahlen und ihr eine Pension auf drei Monate geben muß — fühlt sie sich Mutter, bis zur Entwöhnung des Kindes. Es gibt viele, wenig achtbare Männer, welche, um diesen Ausgaben zu entgehen, die Frau nicht verstoßen, sondern ihr Leben unerträglich machen, daß das unglückliche Wesen selbst die Trennung herbeiführt. Dazu wendet sie sich zuvörderst an den Kadi oder kirchlichen Richter, der eine Versöhnung zu bewerkstelligen sucht; wenn aber trotz seiner Ermahnungen die Mißhandlungen sich mehren, bleibt der Frau nichts übrig, als unter Zurücklassung ihrer Habe zu fliehen. Ihr Witwenstand wird nicht lange währen, sie wird sehr bald den Dienst bei einem anderen Manne antreten.

Die Gesetze des Koran über Verstoßung und Scheidung sind sehr interessant und erbaulich; man findet sie hier und da in dem Buch der Niya Salima eingestreut. Ich werde mich begnügen, einige Stellen anzuführen, aus welchen wir nachstehendes erfahren:

„Die Verstoßung darf zweimal stattfinden; behält der Mann alsdann die Frau, so soll er sie rechtlich behandeln, schickt er sie aber fort — freigebig.

„Wenn ein Gatte seine Frau dreimal verstößt, soll er sie nicht wieder nehmen, ehe sie einen anderen Mann geheiratet hat, der sie wiederum verstößt."

Auf jeden Fall muß die Verstoßene „drei Monate vergehen lassen, ehe sie wieder heiratet, damit nicht verborgen bleibt, was Gott in ihr geschaffen haben mag."

Aber der gute und gerechte Prophet befiehlt, „daß der Reiche nach seinem Reichtum geben soll, und der Mann, der nur eben hat, was er braucht, nach dem, was Gott ihm bescherte."

Mutter und Kind.

Wie in Paris die Hochzeitsgesellschaften des Mittelstandes in einer Reihe wackeliger Kutschen nach dem „bois" hinausfahren, so zieht der Ägypter mit einem langen Zug von Musikanten, Kamelen, Karren und allerlei seltsamem Gefährt durch die Stadt. Aber die bei Hochzeiten gegebenen Festlichkeiten dauern länger und sind großartiger und mannigfaltiger als bei uns, ausgenommen bei Witwen oder Geschiedenen. Es würde ein Buch füllen, wenn man all die seltsamen Gebräuche, die Schmausereien, Besuche und Belustigungen beschreiben wollte.

Ich führe hiermit aus dem oben erwähnten Buche die Beschreibung einer großen Feier an:

„Man spricht wenig.... der Hunger ist zu rege. Kein Klappern von Geschirr; die Finger dienen statt Gabeln, und jeder taucht in

die Mitte der Schüssel ..... eine hübsche, kleine, von Butter glänzende Hand berührt eine andere, die von Zucker klebt, in einer Schüssel mit einem schauderhaften Gemengsel „tourchis“ genannt .... alle schmausen unter lautem Schmatzen; man ist ja zu Hause und es ist nur Pflicht gegen Gott, die guten Dinge, die er beschert hat, ohne Zieren zu genießen ..... Jeder steht vom Tische auf, wenn er will, und begibt sich an das Kupferbecken am Ende des Tisches, um die vor der Mahlzeit etwa vorgenommene Waschung zu vervollständigen. Die mit dem Kruge bereitstehende Dienerin gießt eine Flut klaren Wassers in die geöffneten Hände. Sie bedecken sich mit Seifenschaum, der endlich von den als Zahnbürste amtierenden Fingern auch dem Munde zugeführt wird. Nun erfolgt ein Pusten und Gurgeln, welches zweifellos durchaus hygienisch ist, aber sehr rücksichtslos ..... das ganze Zimmer ist dicht angefüllt.“

Dieses Mundausspülen nach dem Essen ist auch in manch zivilisiertem Lande üblich; das in Frankreich und anderswo gebräuchliche Spülglas war nach meiner unmaßgeblichen Ansicht noch unmanierlicher.

In Kairo verlassen die Gäste den Tisch und gurgeln am andern Ende des Zimmers, bei uns aber — und das ist noch nicht lange her — wurde die Verrichtung bei Tisch und gemeinschaftlich abgemacht.

Es dünkt uns fast unglaublich, daß ein junger Mann ein Mädchen heiratet, welches er nie zuvor gesehen, und doch kommt das gegenwärtig in Ägypten vor. Niya Salima gibt in den folgenden Zeilen einen vortrefflichen Blick auf den Schluß der Feier, die zuweilen eine volle Woche dauert.

„Endlich wird der Bräutigam angekündigt; Freunde seines Alters begleiten ihn von der Moschee her mit Fackeln, Musik und Tumult. Die junge, verschleierte Braut steigt, auf zwei ältere Frauen gestützt, die Stufen herunter, um zitternd die Schlußzeremonie über sich ergehen zu lassen. Jetzt erscheinen die eifrigen Eunuchen, und darauf der junge Mann, der mit ängstlichen Schritten auf den für ihn bestimmten Gebetsteppich zugeht, wo er sich niederwirft. Sobald er vor allen sein Gebet verrichtet hat, nähert er sich der Braut, lüftet ihren Schleier und betrachtet sie. Jetzt steckt er eigenhändig ein Juwel an ihre Brust, und sobald sie seine Hand nach ihren Lippen führt, küßt er sie auf die Stirn. Endlich wirft er den

Matronen eine Hand voll Gold zu, und dieſe verſchwinden. Das junge Paar aber ſteigt die Stufen des Thrones hinauf, läßt ſich einen Augenblick darauf nieder und betritt dann gemeinſam das eheliche Gemach, wo die Braut als erſte Pflicht ihres neuen Lebens dem Gatten etwas zu trinken reicht.

„Wie dieſe erſte Begegnung verläuft, mit was für Gefühlen die ſo plötzlich Vereinigten einander betrachten? Ja, das möchte wohl manch einer wiſſen; aber die Türen werden ſtreng bewacht,

Arabiſche Wohnung.

bis die ängſtlich wartenden Verwandten endlich hören, daß alles gut iſt.“

Daß dem Paare Glück beſchieden iſt, hängt, wie es ſcheint, von manchem Umſtand ab. Ich erwähne nur zweierlei. Erſtens muß von der Brautmutter eine Schere in das Ehebett gelegt werden, was die Liebe des Bräutigams ſichert, und zweitens muß die junge Frau, wenn ſie will, „daß die weiße Stute das beſſere Pferd iſt“, ihren Fuß auf den des Gatten ſtellen, und in das Glas Sirup ſpucken, das ſie ihm reicht.

Ich habe ſchon erwähnt, daß hochgeſtellte Perſonen mit maßgebendem Urteil dagegen ſind, mit der Emanzipation der Frau in Ägypten zu ſchnell vorzugehen. Es iſt mir auch bekannt, daß nach Lord Cromers Anſicht die Ägypter jene geiſtige und moraliſche Ent-

wickelung, die er für sie wünscht, nie erlangen werden, solange ihre Frauen die heutigen unwissenden, kindischen Geschöpfe bleiben. Trotz dieser festen Überzeugung, die er auch mir gegenüber ausgesprochen hat, empfiehlt Lord Cromer Überlegung und Vorsicht.

In seinem letzten Bericht ruft er den Fortschrittlern das alte arabische Sprichwort zu: „Eile ist des Satans, Weile Gottes." Seine Meinung ist, daß Überstürzung äußerst gefahrvoll werden könnte.

Daß das ganze Land die Notwendigkeit einsieht, die Erziehung der Frau zu heben, ist offenbar und wird am besten durch die ständig wachsende Zahl der jungen Mädchen bewiesen, die man zur Schule schickt. Noch vor einigen Jahren betrug dieselbe fast Null, im Jahre 1900 schon 2050, und vier Jahre später, vergangenes Jahr, war sie bereits auf 10462 gestiegen.

Ich habe in Kairo der Elementarschule für Mädchen einen Besuch abgestattet, welche Anstalt von Mrs. Johnston, einer sehr sympathischen, charakterfesten Dame geleitet wird. Ich war ganz entzückt von der freundlichen, sonnigen Lage und den hundert kleinen Dingen, mit denen Frauenhände eine kahle Schule in ein gemütliches wahres Heim umgewandelt hatten. Die Unterrichtsgegenstände waren gut gewählt und praktisch, aber es ist schwierig, die Schülerinnen nach ihrem dreizehnten oder vierzehnten Jahre zurückzuhalten, denn dann sind sie fast erwachsen, und die Eltern planen schon eine Ehe für sie.

Wenn auch der Muselmann die Frau als ein untergeordnetes Wesen betrachtet, so vermag sie ihn doch mit höchster Leidenschaft zu erfüllen. Wie in allen andern Ländern, hat das schwache Geschlecht auch die Dichter des Niltales begeistert, vor allem aber die Araber, die so heiß Liebenden.

M. Ferdinand de Martino Bei hat ein sehr interessantes Buch, „Anthologie de l'Amour Arabe", veröffentlicht, in dem ich einige köstliche kleine Gedichte gefunden habe, andere nicht zu erwähnen, die Dame Schicklichkeit wohl beunruhigen würden. Der Autor erklärt, daß der Araber ein großer Witzbold ist, und allerdings bestätigen viele der belustigenden Erzählungen, die er zum besten gibt, seine Behauptung.

Mumie.

Kapitel 11.

Erziehung und Religion.

Das heranwachsende Geschlecht — Erziehung — Die Schulen — Religion — Der Groß-Mufti von Ägypten und die Universität — Lord Cromers Meinung — Die Arabische Universität — Technische Schulen — Medizinisches Kolleg — Ausbildung der Polizei — Besserungsanstalt — Die Hospitäler — Wohltätigkeitsanstalten.

Das politische Testament des verstorbenen Groß-Mufti.

„ . . . . . Seit Ihrer Abreise bin ich so krank gewesen, daß die Ärzte mir alle Arbeit verboten haben. In den letzten zwei Tagen habe ich mich etwas wohler gefühlt, und ich benütze diese Erleichterung, um, wie ich zugesagt, diese Zeilen zu schicken.

„ . . . . . Ich beabsichtige, am 24. d. M. nach Marseille zu fahren.*) . . . . . Hoffentlich bleibt mir Kraft und Zeit, Sie zu besuchen. Dann könnten wir in aller Ruhe über alles reden, worüber Sie Aufschluß haben wollten."**)

Ach, der Groß-Mufti von Ägypten, Scheich Mohammed Abdu, der die obigen Worte am vergangenen 6. Juni schrieb, hatte weder Zeit noch Kraft, seine Absichten auszuführen. Fünf Wochen später raffte ihn, den noch jungen Mann, der Tod hinweg. Der berühmte Dr. Comanos Pascha, sein Leibarzt, untersagte ihm abzureisen, „denn" — schrieb er mir, als er in einem Brief das Ende des großen Scheich ankündigte — „er würde unterwegs gestorben sein, er, der bedeutendste Mann des heutigen mohammedanischen Ägyptens."

Ich habe in Kairo einige bemerkenswerte Gespräche über erzieherische und religiöse Fragen mit dem Groß-Mufti gehabt. Als er am Vorabend meiner Abreise zu mir kam, versprach er, mir über jeden der Gegenstände Aufzeichnungen zu schicken. In der Tat haben mich die ersten, in seinem Briefe erwähnten, erreicht; sie sind wahrscheinlich seine letzten Arbeiten, mit Ausnahme eines schönen Gedichtes, das er, wie ich hörte, auf dem Totenbett diktierte, ehe er seine Seele Gott zurückgab.

---

*) Auf dem Wege nach Vichy.

**) Es handelte sich noch um andere Fragen, deren Erörterung ich jedoch infolge des Ablebens des Groß-Mufti aufgeben muß.

Ich hatte dem Scheich versprochen, bei der Benutzung seiner Notizen nicht die Quelle zu verraten, woher sie stammen — vermutlich wollte er Unannehmlichkeiten mit der Regierung vermeiden. Jetzt, wo er dahin ist, fühle ich, daß ich ein Recht habe, jenes wichtige Dokument genau so, wie es in meine Hände gelangte, zu veröffentlichen. Es kann als eine letzte Bitte, eine Klausel sozusagen, in dem politischen Willen und Testament jenes braven Mannes betrachtet werden, dem das Wohl seines Landes über alles am Herzen lag.

Dies seine Worte:

Öffentlicher Unterricht.

„Die ägyptische Regierung verwendet jährlich 200000 Pfund Sterling auf die öffentliche Erziehung, wo doch ihr Budget jetzt mit einem Überschuß von 12000000 einen weit größeren Zuschuß gestatten würde. Von Zeit zu Zeit steigert sie die Summe, die jede Familie für den Unterricht ihrer Kinder bezahlen muß, und das geschieht so regelmäßig und so erheblich, daß die Erziehung der Kinder selbst für den Mittelstand unerschwinglich wird. Wenn man mit der Steigerung weiter so fortfährt, werden sich nur die reichen Familien den Luxus einer Ausbildung leisten können. Die Leiter unserer Angelegenheiten sind der Ansicht, daß die Kinder der Armen keinen Anspruch auf Unterricht haben; sie äußern diesen Grundsatz ganz unverhohlen in der Unterhaltung, ihren Berichten und Büchern, kurz überall. Zugegeben, daß ein Familienvater, der einen gewissen Teil seines Einkommens für die Erziehung seiner Kinder anlegt, auch darauf achten wird, daß er etwas für sein Geld erhält, daß die Kinder aus dem Unterricht, der ihm so viel kostet, auch Nutzen ziehen. Aber die Behauptung, daß jede kostenlose Erziehung auch fruchtlos sei, ist unzulässig und unbegründet. Vergessen wir nicht, daß von der Zeit Mehemed Alis bis zum Jahre 1882 der Besuch der ägyptischen Schulen fast immer unentgeltlich war. Und trotzdem sind aus diesen Schulen eine ganze Reihe wirklich gebildeter Männer hervorgegangen, die noch dazu zum größeren Teil der ärmeren Volksklasse entstammten. In Europa ist der Unterricht in vielen Ländern frei, und nicht zu ihrem Schaden. Aber was fruchten die Erfahrungen vergangener Zeiten und Europas Beispiel, wenn man sich nun einmal vorgenommen hat, seinen eigenen Weg zu gehen?

„Alljährlich bringen Familienväter und -mütter ihre kleinen Söhne auf das Schulamt mit der Bitte, ihnen freien Eintritt zu gewähren. Sie berufen sich dabei auf ihre Armut, oft auch auf die Dienste, die ein oder das andre Familienglied dem Staate geleistet hat, und sie hegen die Hoffnung, daß die Vorsehung oder auch das Erbarmen dies eine Mal von den strengen Gesetzen absehen wird. Aber enttäuscht, entmutigt und unzufrieden müssen sie in ihre Häuser, in ihre Dörfer zurückkehren, ohne zu wissen, was mit den Kleinen beginnen, für die sie so Schönes erträumt hatten. Ist das nicht ein trauriger Anblick?

Der verstorbene Groß-Mufti.

„Was ist zu tun? Einige sagen ‚Wir haben reiche Mitbürger, die recht wohl Freischulen für die Armen errichten könnten.' Gewiß, unsre Reichen könnten das und noch mehr tun. Aber Philanthropen gibt es in Ägypten noch nicht, besonders keine klarsehenden. Manche bauen Moscheen, die wir doch mit Hinblick auf die schon übergroße Zahl nicht brauchen, andre vermachen einen großen Teil ihres Vermögens einem Heiligen — aber für die Erziehung hat noch kein Privatmann etwas übrig gehabt. Unsre Leute haben seit zu langer Zeit alle Angelegenheiten dem Staate anheimgestellt.

„Und prüft man den vom ägyptischen Staate gebotenen Unterricht auf seinen Wert hin, so muß man sagen, er bietet dem Manne kaum soviel, daß er sich damit seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Unmöglich, daß ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Philosoph daraus hervorgehen kann. Die einzigen Anstalten für höhere Ziele sind die Kollegien für Jura und Medizin und das Polytechnikum. Von anderen Wissenschaften erhält der Ägypter vielleicht eine Ahnung durch die Präparandenanstalten, aber ein gründliches Studium derselben gibt es für ihn nicht; oft müssen sie ihm über-

haupt unbekannte Dinge bleiben. So werden z. B. Volkswirtschaftslehre mit ihren verschiedenen Zweigen, alte und neue Philosophie, arabische und europäische Literatur und schöne Künste in keiner ägyptischen Schule gelehrt.

„Die Folge ist, daß wir wohl Richter und Advokaten, Ärzte und Ingenieure haben, die in ihrem Berufe mehr oder weniger tüchtig sind, aber man sieht sich in den gebildeten Klassen vergebens nach Forschern, Denkern, Philosophen, Gelehrten um, kurz, nach Männern mit offnem Kopf, verfeinertem Geschmack, edlen Gesinnungen, deren ganzes Leben dem Schönen gewidmet ist.

Moschee El Azhar.

„Der Staat hat, um es zusammenzufassen, sich folgendes Ziel gesteckt, bei dem er auch bleiben zu wollen scheint: Erstens eine summarische Erziehung in den kleineren Schulen, Kuttab genannt, wo die Kinder Lesen und Schreiben, sowie die vier Grundrechnungsarten gelehrt werden sollen. Zweitens, Bildung dem Volke so wenig wie möglich zugänglich zu machen. Drittens, Nebenfächer und höheren Unterricht möglichst zu beschränken. Die Ägypter sind überzeugt, daß die Leiter ihrer öffentlichen Angelegenheiten nicht ihr bestes tun, um den moralischen und geistigen Zustand des heranwachsenden Geschlechts zu heben. Diese Ansicht ist in jeder Hinsicht zu beklagen, denn sie wird den Samen der Unzufriedenheit in breite Schichten tragen. Was können die Engländer dadurch gewinnen, daß sie das Volk bei einer derartigen Überzeugung lassen? Wenn es einen Punkt gibt, auf dem wir uns die Hände reichen können, so ist es der öffentliche Unterricht. Es kann hier keinen

El Azhar-Universität in Kairo.

Unterschied zwischen den Interessen Englands und denen Ägyptens geben. Um Ägypten zu heben, muß jede Kraft ins Feld geführt werden; wir brauchen Männer, Männer vor allem. Es bedarf dazu der vereinten Kraft von Europäern und Eingeborenen. Die Engländer schädigen ihr eignes Interesse, indem sie die Eingeborenen schwächen, unterdrücken und geistig arm lassen. Es ist zu ihrem eignen Vorteil, daß der Ägypter kraftvoll, frei und reich wird, ihr eignes Wohlergehen, ihr eigner Reichtum hängt von dem unsrigen ab."

Verwaltung und Rechtspflege.

„Die ägyptische Verwaltung bedarf keiner großen Verbesserung in ihrer Organisation. Und doch bleibt viel daran zu wünschen übrig. Ihr Hauptmangel liegt in der unbefriedigenden Wahl ihrer Beamten. Gewöhnlich wird nur das Eine von dem Bewerber gefordert, daß er durchaus passiver Natur ist. Es wird keiner zugelassen, der sich im geringsten Grade selbständig zeigt, und wenn aus Versehen doch, so bleibt er nicht lange im Amte. Und warum das? Einfach deswegen, weil die Engländer den Männern mit unabhängigem Geist ohne allen Grund Mißtrauen entgegen zu bringen pflegen. Und es finden sich auch Beamte, die alles tun, was man von ihnen fordert, ja sogar noch mehr, wenn sie sich dadurch bei ihren Vorgesetzten in Gunst setzen können. Man scheint mit diesem Stand der Dinge zufrieden zu sein. Die üble Folge zeigt sich darin, daß die Männer, die unsre Interessen wahren sollten, über die Leute und die Verwaltungsgeschäfte selten gut informiert sind. Die ägyptischen Angestellten wagen nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen, sie gehen nicht offen vor, billigen alles, was man will, und widersetzen sich keiner Maßnahme. Nur ein Beispiel aus Tausenden:

„Einem ägyptischen Mudir aus der Provinz ist ein englischer Inspektor beigegeben. Eigentlich sollte der Mudir verwalten und der Inspektor seine Arbeit kontrollieren. Aber so ist es nicht. Der Mudir nimmt keine Verantwortung auf sich, er legt alles, wie geringfügig es auch sei, dem Inspektor vor und erwartet seine Befehle, führt dieselben auch aus. Nach seiner Meinung gefällt er dem Inspektor um so besser, je kleiner er sich macht. Macht jener einen Fehler, so läßt er ihn lieber durchschlüpfen, als daß er etwas sagt, was übel aufgenommen werden könnte.

„Und so ist es überall. Es ist allbekannt, daß der Engländer

keinen ägyptischen Beamten duldet, der sich nicht zum Strohmann hergibt. So kommt es, daß unser Land die Dienste derjenigen seiner Kinder entbehren muß, die wirklich seine Bedürfnisse kennen und den Mut haben, ihre Meinung zu äußern.

„Im Departement der Justiz finden wir denselben Fehler. Und hier liegt noch die ernste Gefahr nahe, daß ein ägyptischer Richter mit indolentem Charakter sich von seinem englischen Kollegen beeinflußen läßt und den Richterspruch nicht nach seinem Gewissen fällt. Das ist eine große Gefahr und ein sehr ernstes Übel.

„Und eine fernere Gefahr liegt in der Art, wie das Gesetz gehandhabt wird. Jeder Engländer spielt sich als Gesetzgeber auf und legt das Gesetz aus, wie es ihm gerade paßt. Er legt seinen Spruch dem Ministerrat vor, einer Versammlung von Stummen, wie jedermann weiß, die alles unterzeichnen, was ihnen vorgelegt wird. Kontrolle wird nur durch den gesetzgebenden Körper geübt, dem jedoch nur das Recht der Beratung zusteht, und der wenige befähigte Mitglieder zählt.

„Wir brauchen einen Staatsrat, welchem alle das Gesetz betreffenden Vorschläge unterbreitet werden. Dort würden sie gewissenhafte Beachtung finden, die guten würden angenommen, die untauglichen verworfen werden

Mohammed Abdu,
Groß-Mufti von Ägypten."

Dies des Groß-Mufti Notizen. Ich überlasse es Berufeneren, als ich bin, seine Kritiken zu billigen oder nicht.

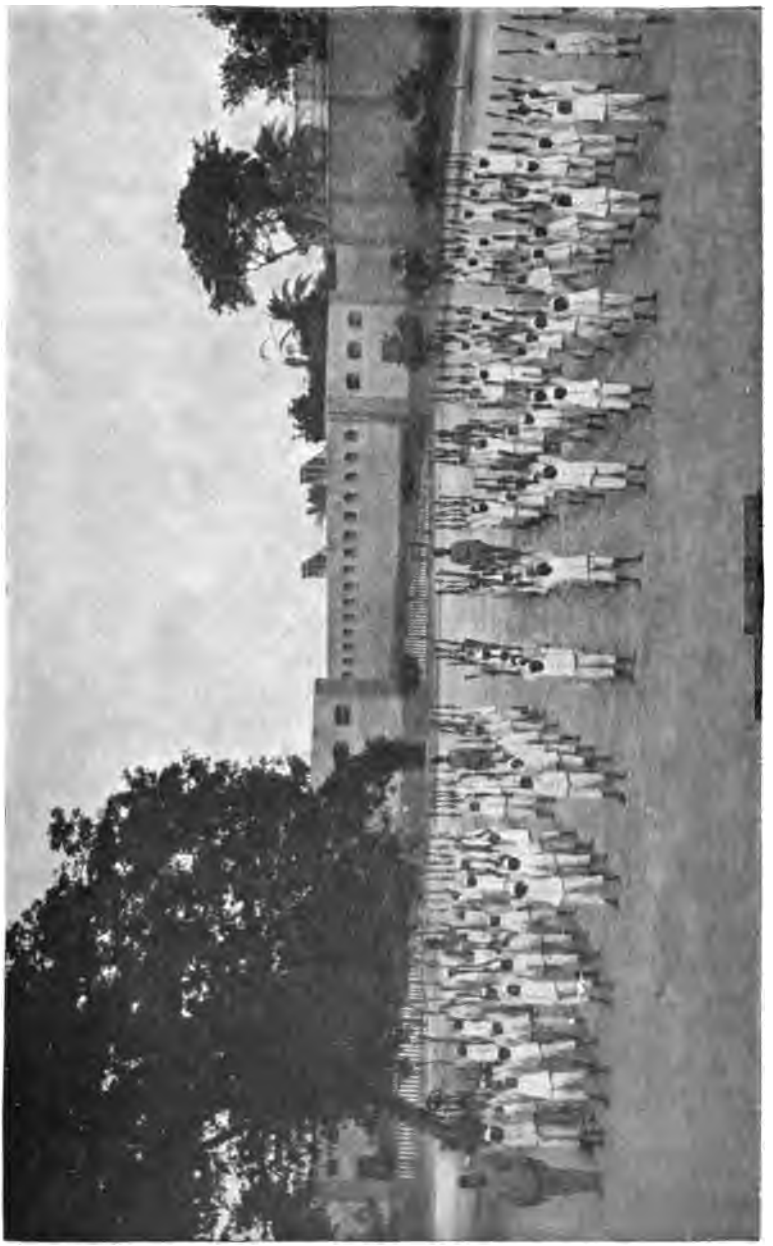
Ägypten besitzt in El Azhar die größte mohammedanische Universität der Welt; sie besteht seit neun Jahrhunderten und erfreute sich jederzeit im Reiche des Islam eines ungeheuren Rufes, gilt auch heutzutage noch für sehr gut. Aus ihr gehen die Scheichs und Ulemas des Islam hervor. Es ist unmöglich, sich eine veraltetere, schablonenhaftere Anstalt zu denken. Die Studenten bringen acht, zwölf, ja vielleicht fünfzehn Jahre damit zu, alte arabische Bücher zu lesen, über die genaue Bedeutung gewisser Wörter zu disputieren, oder den Bau von „Idealsätzen" zu vergleichen, und dabei bleiben sie in grober Unwissenheit über die Fragen des Tages und den Fortschritt der Zivilisation.

Nachdem sie ihre langen, nutzlosen Studien beendet haben, werden solche Männer Scheichs oder Professoren in ihren Wohnorten, wo

sie auch nur ihr überflüssiges Wissen verbreiten können. Ich weiß, welch lebhaftes Interesse Se. Hoheit der Chedive an allem nimmt, was die Religion oder die Zukunft seines Volkes betrifft, und ich bezweifle nicht, daß er in dem ihm geeignet dünkenden Momente mit seiner gewohnten Energie an die Frage einer Reform der Universität herantreten wird. Bei der Hundertjahrfeier der Thronbesteigung Mehemed Alis, des Begründers der herrschenden Dynastie, beschlossen mehrere Prinzen aus der Familie des Chedive und andere hochgestellte Europäer, den Betrag zur Gründung einer großen Universität auf moderner Basis zu sammeln. Eine derartige Anstalt würde sicher dem Fortschritt der Zivilisation in Ägypten große Dienste leisten, und es ist daher zu hoffen, daß die Bemühungen der edlen Förderer des Plans von Erfolg begleitet sind. Schon ist von dem Chedive und den Prinzen eine hohe Summe gezeichnet worden, aber da dieselbe noch nicht zur Gründung einer Universität hinreicht, soll damit eine bestimmte Anzahl Stipendien gestiftet werden, welche jungen Ägyptern das Studium in den verschiedenen europäischen Hauptstädten ermöglicht.

So gut der Gedanke an eine Universität ist, so schlecht ist der Plan, die Studenten auswärts zu schicken. Nach der Meinung kompetenter Personen — und ich habe Ägypter, Engländer und Franzosen darüber gesprochen — hat dieser Brauch schlimme Folgen. In der Regel wird dem jungen Ägypter, wenn er nach Europa geht, wo er, fern von der Heimat, der Obhut entbehrt, nur ein oberflächlicher Anstrich von Zivilisation zuteil. Von Vergnügungen angelockt, vergißt er nur zu sehr seine Studien und Pflichten. In Frankreich sind die Versuchungen sehr groß; in England aber, wo das Leben auf Schule und Universität strenger ist, wird der junge Ägypter ohne allen Grund als minderwertig betrachtet, und da die englischen Kameraden ihn schlecht behandeln, kehrt er mit einem Herzen voll Haß und Bitterkeit zurück.

Nein, in Ägypten selbst, im eigenen Lande, muß moderne Erziehung geboten werden. In den höheren Schulen (alles zahlende) ist schon ein großer Fortschritt zu verzeichnen, nicht nur was das Lernen, sondern auch was Betragen, Disziplin, Hygiene und Reinlichkeit betrifft. Meine Besuche in einigen dieser Anstalten haben mir einen höchst erfreulichen Eindruck hinterlassen. Ich fand die Zöglinge sauber, von anständigem Benehmen und vor allem gut genährt; sie sahen hübsch angezogen, zufrieden und glücklich aus. Einige



In der Besserungsanstalt.

Guerville, Ägypten.

waren von Java und Sansibar gekommen, um erzogen zu werden. Natürlich bilden Mohammedaner die große Mehrzahl, aber es gibt auch Christen, Kopten, Griechen, Armenier und Juden. Obgleich niemand zum Studium des Koran gezwungen wird, nehmen doch die meisten Kopten an dem Kursus teil, da er das beste, ja fast das einzige Buch arabischer Literatur ist. Die einheimischen Lehrer schienen zu ihrem Amte wohl befähigt, nur ließ ihre englische Aussprache viel zu wünschen übrig. An Eifer fehlte es ihnen anscheinend nicht.

Ich habe mir erzählen lassen, daß es auf dem Lande anders aussieht. Die kleinen Dorfschulen (Kuttabs) sollen Brutstätten des Schmutzes, der Unwissenheit, ja Roheit sein. Wie man den Kleinen bei uns mit dem Popanz droht, so wird dem Ägypterkind zartesten Alters schon der Schulmeister und sein Stock in Aussicht gestellt; kein Wunder, daß die Schule ihnen als fürchterliches Schreckgespenst vor Augen steht.

Als der Groß-Mufti mir schrieb, daß es in Ägypten keinen Menschenfreund gäbe, der mit seinem Geld für die Förderung der Bildung einspringe, ist ihm sicher die Stiftung nicht bekannt gewesen, die Boghos Nubar Pascha, der Sohn des berühmten Staatsmanns, eben gegründet hat, und über die er folgendes schreibt:

„Ich wollte jenen jungen Männern zu Hilfe kommen, die sich durch die jüngsten Vorkommnisse in der Türkei während der letzten Jahre genötigt sahen, nach verschiedenen Teilen Europas auszuwandern, und von denen nun eine große Zahl ohne alle Mittel in Ägypten Zuflucht gesucht hat. Ich habe einigen von ihnen die Möglichkeit geben wollen, Handel zu studieren, da unser Geschlecht (Armenier) sich besonders dazu eignet. Auf diese Weise, dachte ich mir, würden sie für den Kampf des Lebens besser gerüstet sein, und Aussicht auf eine gute Carriere haben. Ich habe mich daher entschlossen, eine Handelsschule zu gründen, die, obgleich eigentlich für Armenier bestimmt, ihre Tore doch auch nicht jungen Leuten anderer Religion und Nationalität verschließt. Um aber eine armenische Majorität zu sichern, habe ich bestimmt, daß stets zwei Drittel von der Gesamtzahl der Schüler dieser Nation angehören müssen. Der Unterricht soll in englischer und französischer Sprache stattfinden, und der Lehrplan sich an den der Handelsschulen Europas anlehnen. Um meiner Schule das Bestehen zu sichern und ihr bezüglich der nötigen Mittel eine Garantie für die Zukunft zu

geben, will ich ein Kapital in Grundbesitz anlegen, dessen Zinsen der Schule zufallen, und beides, Schule sowohl als Grundstück soll, wie es unser ottomanisches Gesetz nennt, ein ‚Wakf' sein, ein unveräußerliches Eigentum, und seine Verwaltung und Leitung soll in den Händen des Staates liegen.

„Ich schließe mit dem Ausdruck der Dankbarkeit gegen die Regierung und Lord Cromer, die mir ermutigend zur Seite gestanden, die die Erwerbung des Grund und Bodens erleichtern und später die Mitwirkung einiger Professoren der Staatsschulen gestatten wollen."

Boghos Nubar Pascha.

Dieses Vorbild verdient, meine ich, das wärmste Lob. Möchten diesem ersten Schritte edler, menschenfreundlicher Bemühungen, die ganz im Sinne des Groß-Mufti sind, bald weitere folgen.

Eine zweite Anstalt, für die sich Lord Cromer lebhaft interessiert, ist das Besserungshaus, welches auf dem Lande, an dem Wege nach den Pyramiden zu liegt, und junge Strolche oder Knaben aufnimmt, die sich vergangen haben. Die sowohl vorzüglich eingerichtete als geleitete Anstalt ist ein Muster ihresgleichen, sie leistet Vorzügliches und wird bald zu noch Größerem berufen sein.

„Denken Sie nur", sagte Lord Cromer einst zu mir, „die Ägypter halten die Besserungsanstalt für die beste Schule des Landes und wollen ihre Kinder hingeschickt haben."

Ich muß sagen, mein Besuch dort befriedigte mich außerordentlich. Der Direktor, ein vortrefflicher Mann mit freundlichen Zügen, führte mich herum und lieferte den Beweis, daß die Kinder zwar unter strenger Zucht stehen, sich dabei aber vollständig glücklich fühlen und ihre Arbeit gern tun. Außer Lesen, Schreiben und Rechnen lernt jeder ein Handwerk, sie schustern, schneidern, binden

Bücher, zimmern usw. Ich konnte die Arbeiten in den Werkstätten, die ich betrat, nur bewundern. Die Kinder bekommen Geld für das Gefertigte, und wenn sie die Anstalt verlassen, wird ihnen der Betrag eingehändigt.

Nach dem Besichtigen der Gebäude ersuchte mich der Direktor, auf einem Stuhl in dem riesigen Hof Platz zu nehmen, und nun war ich Zeuge einer sehr interessanten militärischen und gymnastischen Übung. Die vorzüglich geschulten Zöglinge entwickelten eine ganz erstaunliche Kraft, Behendigkeit und Ausdauer. Während der Vorführung spielte eine 65 Kopf starke Musikbande, Kinder von 10 bis 12 Jahren, verschiedene Stücke auf. Eben wollte ich applaudieren, denn ich hatte noch nicht etwas Derartiges gehört, und die Begeisterung ging mit mir durch, da marschierten diese kleinen „Gebesserten" in ihren blau und weiß gestreiften Anstaltskleidern an mir vorüber, voran die Musik, angeführt von einem achtjährigen Trommler in der Höhe meiner Reitstiefel.

Seit langer Zeit schon wird in Ägypten über die Polizisten geklagt, und allerdings lassen sie viel zu wünschen übrig. Rauh dem Schwachen, kriechend dem Starken gegenüber, gänzlich unwissend und immer geneigt, die Augen zu schließen und die Hand zu öffnen, — das, glaube ich, wäre eine richtige Beschreibung der Polizisten, wie sie noch jüngst waren. Auch heute noch sind sie keineswegs musterhaft, aber ein Fortschritt ist doch schon bemerkbar, und dank der Tatkraft von Hauptmann Machell, Unterstaatssekretär und Rat im Ministerium des Innern, darf man in allernächster Zeit noch eine große Besserung erwarten.

Der ganze Übelstand kommt daher, daß man, da gegenwärtig die nötigen Geldmittel fehlen, die Polizisten aus den Soldaten wählen muß, die bei dem hier eingeführten abscheulichen Aushebungssystem aus der Hefe der Bevölkerung hervorgehen.

Nach dem gegenwärtigen Gesetz ist jeder Ägypter, der zwanzig Pfund zahlen kann, vom Militärdienst befreit. Als Ägypten noch sehr arm war, konnten nur ganz wenig Familien diesen Betrag aufbringen, und die Regierung war deshalb in der Lage, sich unter den „Verurteilten" die in physischer und geistiger Beziehung besten Rekruten auszusuchen. Ich sage „Verurteilten", denn seiner Familie und seinem Grund und Boden entrissen und dem Heer einverleibt zu werden, war für den Ägypter eine ebenso große Strafe, als wenn er ins Gefängnis kam, mit dem Unterschied, daß

In der Turnanstalt der Polizeischule.

das letztere nur geschah, wenn er ein Verbrechen begangen hatte, während im ersteren Falle sein einziges Verbrechen darin bestand, daß er seine zwanzig Pfund nicht bezahlen konnte.

Man muß bedenken, daß es wirklich kein Wunder war, daß die armen Fellahs, die gezwungen wurden, im Heer zu dienen, eine sehr geringe Meinung von der militärischen Laufbahn bekamen, denn jahrhundertelang wurden die ägyptischen Soldaten schlecht gekleidet, schlecht genährt, schlecht behandelt, bekamen fast nie ihren Sold und wurden nach Zentralafrika gesandt, von wo sie selten zurückkamen. Viele verloren lieber ein Auge oder schnitten sich den Zeigefinger ab, als daß sie dienten. Ist auch heute der Militärdienst dem Ägypter kein solches Schreckgespenst mehr, so tut er doch alles, um ihm zu entrinnen und verkauft oft, was er und seine Familie besitzt. Wenn aber diejenigen, die die Summe nicht bezahlen konnten, eingezogen wurden, so begleiteten sie alle ihre weinenden, schreienden und vor Kummer laut schluchzenden Verwandten.

Es ist die natürliche Folge des immer mehr steigenden Wohlstandes, daß nur die elendesten und allerärmsten ihr Lösegeld nicht haben, und daß die Rekruten für das Heer deshalb nur der blödesten, unwissendsten und tiefsten Menschenklasse entstammen, die es gibt.

Lord Cromer und die ägyptische Regierung kennen die nachteiligen Folgen dieses Gesetzes wohl, welches gerade die ärmsten Familien der nötigsten Arbeitskräfte beraubt, dem Staate aber nur sehr untergeordnete Soldaten zuführt, und möglicherweise wird man in der Kürze Maßregeln ergreifen, um es abzuändern. Es ist leicht begreiflich, daß die Soldaten, die man aus dem Heere in den Polizeidienst herübernimmt, durchaus nicht die nötigen moralischen und intellektuellen Fähigkeiten besitzen. Um diesem Übelstand zu begegnen, hat Hauptmann Machell eine „Polizeischule" gegründet, die von außerordentlichem Erfolg begleitet ist und bedeutend erweitert werden muß. Es ist Ziel dieser Schule, den Offizieren und Unteroffizieren eine gründliche Kenntnis ihres Dienstes beizubringen, so daß sie ihre Untergebenen nicht nur befehligen, sondern auch ziehen und instruieren können. Zum Eintritt ist das Reifezeugnis einer Elementarschule nötig. In den ersten Jahren erhielten die Schüler außer Nahrung, Wohnung und Wäsche noch eine Summe von zwei Pfund monatlich. Da aber Ägypten bekanntlich das

Land der Widersprüche ist, stellte es sich bald heraus, daß die Tatsache einer Bezahlung die Leute, die man anlocken wollte, gerade abstieß. Man änderte deshalb den Plan, und jetzt müssen die jungen Leute für ihre Ausbildung die Summe von dreißig Pfund bezahlen. Der Erfolg ist ersichtlich, denn jedes Jahr drängen sich eine große Menge junger Männer zum Eintritt.

Die Schüler der Anstalt setzen sich jetzt aus 24 Offizieren und 40 Unteroffizieren zusammen; nach Fertigstellung der neuen Gebäude aber werden sich diese Ziffern auf 60 bzw. 100 erhöhen. Der Unterricht wird von Professoren des Juristenkollegs erteilt und ist durchaus praktischer Art. Man lehrt die Pflichten der Polizei, das Gesetz und seine Anwendung, die Art, wie ein Bericht zu erstatten und kriminelle Verhöre abzuhalten sind. Wer die Anstalt verläßt, ist mit einer gründlichen Kenntnis der administrativen und polizeilichen Regulative ausgestattet.

Mit der geistigen Ausbildung geht ein gymnastischer Kursus Hand in Hand. Auch wird Schießen, Reiten und die Pflege der Pferde gelehrt. Ich glaube nicht, daß es ein Volk gibt, das der physischen Ausbildung solche Fähigkeiten entgegenbringt, wie die Ägypter. Die Erfolge der Polizeischule hierin sind wirklich wunderbar. In wenigen Monaten entwickelt sich die Brust und dehnt sich aus; riesige Muskeln erscheinen an Armen und Beinen, und die Männer führen ihre Übungen mit unübertroffener Kraft und Behendigkeit aus. Ich habe ihren Vorführungen beigewohnt und fand sie sehr lobenswert und eines Hypodroms würdig. Die Schüler werden gut behandelt und reichlich genährt; die Schlafräume sind behaglich, und es ist für ausgezeichnete Bäder und Duschen gesorgt, deren täglicher Gebrauch unbedingt gefordert wird.

Man kann sich denken, in welchem Zustande sich die Gefängnisse in einem Lande befanden, wo alles der Verbesserung und Neueinrichtung bedurfte, und dessen Polizei sich in dem oben geschilderten Zustande befand. Die Gefangenen lebten in einer bestialischen Atmosphäre und bekamen nicht einmal Nahrung. Wenn ihre Verwandten oder Freunde daran dachten, ihnen etwas zu essen zu bringen, so hatten sie es gut; wurde es vergessen, um so schlimmer für sie. Manchen dieser Unglücklichen hatte die falsche Anklage eines Feindes ins Gefängnis gebracht.

Also auch hier mußte geändert, verbessert und neuorganisiert werden. Nahezu 220 000 Pfund Sterling sind in den letzten Jahren

auf Verbesserungen in den Gefängnissen verwendet worden, und es wird noch mehr getan. Aber es darf auch keine Zeit verloren werden; denn so seltsam es klingen mag, Verbrechen und Vergehungen haben sich ebenso beträchtlich vermehrt, wie der Reichtum und das Gedeihen des Landes. Es ist dies eins jener Phänomene, um derentwillen Ägypten berühmt ist, und ich will gleich noch ein zweites anführen.

In Kairo bestand früher ein Eingangszoll, der für alle in die Stadt eingeführten Produkte und Lebensmittel entrichtet werden mußte. Als das Leben immer teurer wurde, beschloß man, diese Steuer abzuschaffen. An dem Tage, wo dies geschah, stiegen die Preise für die Lebensmittel bedeutend und sind bis auf den heutigen Tag unaufhörlich angewachsen, wo man für alles 50 Prozent mehr bezahlt, als noch vor kurzem.

Der Athlet der Polizeischule.

Lord Cromer interessiert sich lebhaft für alle Erziehungsfragen, und man kennt seine Ansicht darüber sehr genau. Entgegen der in Frankreich herrschenden Meinung, glaubt er nicht, daß man über ein Volk, wie die Ägypter, irgend einen politischen Einfluß dadurch erlangen kann, daß man ihnen die Sprache der sie beschützenden Nation aufdrängt. Er ist deshalb prinzipiell dagegen, daß in den rein ägyptischen Schulen Englisch gelehrt wird. Auch begünstigt er nicht die Vermehrung der Elementarschulen auf europäischer Basis, denn die aus solchen Anstalten hervorgehenden Schüler pflegen Handel, Gewerbe und Ackerbau zu verachten und streben nur danach, ihre Laufbahn als Schreiber im Staatsdienst, oder als Angestellter einer Firma zu beginnen, wo sie sich als Herren aufspielen können.

Lord Cromers Rat geht dahin, in jedem Dorf oder jedem Viertel einer größeren Stadt einen Kuttab oder Elementarschule zu gründen; in den Hauptstädten aber ebensolche Schulen mit erhöhten Lehrzielen zu errichten, denen Handels- und Gewerbeschulen, sowie Kurse für Ackerbau und Blumenzucht angegliedert werden sollen. Seiner Meinung nach — und sie ist sicherlich die richtige — hat Ägypten nicht Schreiber nötig, sondern Ackersleute, geschickte Gärtner, Mechaniker, Elektrotechniker, Zimmerleute, kurz geschickte Arbeiter, deren Hand von einem denkenden Geiste geleitet wird, der durch eine praktische und moderne Erziehung entwickelt worden ist.

Es befindet sich in Mansurah ein ausgezeichnetes Technikum, wo ungefähr 69 Schüler in Möbel- und Kunsttischlerei unterrichtet werden. Die von den Schülern in den Werkstätten hergestellten Arbeiten werden verkauft und haben im vergangenen Jahre eine Summe von tausend Pfund erzielt.

Zu diesem Thema gehören auch die Musterwerkstätten, die in allen Städten Ägyptens eröffnet werden sollen. Kairo besitzt bereits eine bedeutende, eine zweite, deren Kosten sich auf nicht weniger als 16 000 Pfund belaufen werden, ist in Assiut in Bau begriffen.

Es bleibt noch ein kurzes Wort über das medizinische Kolleg zu sagen, das von dem berühmten Dr. Clot, einem Franzosen, gegründet wurde, der, wie ich glaube, im Jahre 1825 nach Ägypten kam, und dessen Büste im Garten des Instituts Aufstellung gefunden hat. Nach und nach ist die Anstalt anglisiert worden, und der Lehrkörper besteht nun ganz aus englischen Ärzten. Der Grund dieser Veränderung ist wohl darin zu suchen, daß die meisten ägyptischen Studenten es vorziehen, in englischer Sprache zu studieren, die sie unter den obwaltenden Verhältnissen für die nützlichste erachten. Überdies würde es unmöglich sein, Kurse in beiden Sprachen, in der englischen und französischen, einzurichten.

Das unter Dr. Keatinges geschickter Leitung stehende medizinische Kolleg zählt heute hundert Studenten, die einen sehr günstigen Eindruck machen. Alle zum Zweck des Studiums getroffenen Einrichtungen sind vorzüglich, und die Studenten haben einen eigenen Klub, in dem sie für $7\frac{1}{2}$ Schilling täglich verpflegt werden. Alkohol, Karten und Politik sind verpönt.

Neben dem Kolleg befindet sich das große Hospital Kasr-el-Ainy, zu welchem Schulen für Wärterinnen und Hebammen, sowie

ein außerordentlich interessantes Museum gehören. Die Gebäude des Krankenhauses befinden sich in einem jämmerlichen Zustand, und ich kann nicht begreifen, warum man beständig große Summen für Flickarbeit ausgibt, da doch kein Flicken der Welt vom geringsten Nutzen mehr ist. Da gibt es nur eine Lösung: das ganze Gebäude muß niedergerissen und neu aufgebaut werden. Dazu braucht man Geld, aber das ist zu finden. Die verschiedenen Abteilungen des Hospitals sind ganz nach europäischer Weise eingerichtet, die größte Schwierigkeit besteht darin, die Kranken im Bett zu erhalten, viel

Eine Kuttabschule.

lieber möchten sie auf einer Decke zu ebner Erde hocken. Die Männer werden von männlichen Wärtern gepflegt; die Gegenwart von Frauen würde sie, wie man sagt, zu sehr aufregen.

Die meisten unglücklichen Geschöpfe, die zur Behandlung kommen, befinden sich in einem Zustand ekelerregender Unsauberkeit und wimmeln von Ungeziefer. Deshalb müssen die Reviere, immer eins nach dem anderen, geräumt und von oben bis unten neu geweißt werden — was mich an eine Geschichte erinnert, die mir eines Tages ein junger Ägypter erzählte, als wir einem armen Bettler begegneten, der in seinen Kleidern eine passende Öffnung gemacht hatte und emsig nach etwas suchte, was ihn augenscheinlich belästigte — übrigens ein ganz gewöhnlicher Anblick in Ägypten!

„Er sucht sein Glück!“ sagte mein Freund.

„Sein was?“ rief ich.

„Sein Glück natürlich", wiederholte er. „Wissen Sie nicht, daß einer der Rothschilde eine Flohsammlung hat? Es ist ihm bereits gelungen, in Besitz aller Arten zu gelangen. Nur zwei fehlen ihm noch, und für die will er eine ungeheure Summe bezahlen. In der Hoffnung, sie zu finden, kam er kürzlich auch nach Ägypten, dem Flohland par excellence. Trotz der Mithilfe eines bekannten Arztes in Kairo, sind seine Nachforschungen ohne Erfolg geblieben, und Sie werden begreifen, daß jeder flohgeplagte Einwohner im Niltal nun

Knabenschule.

der Hoffnung lebt, daß er eines Tages zwischen seinem Daumen und Zeigefinger den kostbaren Floh finden wird, den er dem ‚Baron des Puces' verkaufen kann, wie man den Herrn hierzulande nennt."

Und da will man sie lehren, wie vorteilhaft es sei, sich von dieser Aussicht auf ein Vermögen zu befreien!

Eins der größten Wohltätigkeitswerke ist das zu Ehren der verstorbenen Lady Cromer gegründete Haus für Findlinge, deren Anzahl in Kairo leider sehr groß ist. Die Mütter setzen die Kinder gewöhnlich gleich nach der Geburt, und ganz nackt, auf einem leeren Grundstück oder in einer Allee aus. Die kleinen unglücklichen Wesen, die man vielleicht erst mehrere Stunden später in einem erbarmungswürdigen Zustand findet, werden in das Findelhaus gebracht und

dort mit einer Güte verpflegt, die das Herz der Dame erfreuen würde, in deren Namen das gute Werk ausgeführt wird. Die auf diese Weise geretteten Kinder werden gewöhnlich von Frauen angenommen, die keine haben. Da die mohammedanische Religion lehrt, daß nur solche Frauen in das Paradies kommen können, die ein Kind gehabt haben, so zögern diejenigen, denen dies aus einem oder dem andern Grund versagt geblieben ist, nicht, eins zu adoptieren, in der Hoffnung, sich dadurch die Pforten des Himmels zu öffnen.

Das Findelhaus der verstorbenen Lady Cromer.

Dr. Keatinge, der mich auf einem Rundgang durch das medizinische Kolleg und das Hospital begleitete und mir auch nicht die geringste Kleinigkeit ersparte, führte mich auch in das Museum. Wir wanderten durch Räume mit Krügen, die alle Organe des Körpers, mit den unwahrscheinlichsten Krankheiten behaftet, enthielten; in anderen Zimmern fanden wir Hunderte ganzer Mumien und durcheinanderliegender Köpfe, Arme, Beine — ein unheimlicher Anblick. Weiterhin lagen in schönen Schaukästen Jahrhunderte alte Zähne und Haare, Mägen und andere mumifizierte, aber vollständig erhaltene Organe. Von da aus besuchten wir die Laboratorien, wo Herren, die in der medizinischen Welt wohlbekannt sind, sich mit blutgefüllten Retorten über elektrischen Flammen in allerlei unliebsamen Kochkünsten versuchten.

Eine Abteilung Scheichs.

„Nun", sagte Dr. Keatinge, „lassen Sie sich auch noch unsere Gehirne zeigen, auf die wir ziemlich stolz sind."

„Gehirne! Himmel! In großen Glaskrügen gab es Tausende, in allen Größen, von allen Farben — ich hätte fast gesagt, in jeder Zubereitungsweise. Ein ganz ungeheures war dem Schädel eines Ägypters entnommen, der im vergangenen Winter von der elektrischen Bahn getötet worden war. Es war das größte bekannte Gehirn und gehörte — zum Schrecken der Gelehrten — einem Manne an, der unbekannt starb, und dessen Persönlichkeit nie festgestellt worden ist.

Aber wozu diese Gehirne? Nur weil der berühmte Professor Elliot Smith, der im Dienste der ägyptischen Regierung steht und die größte Autorität auf diesem Gebiet ist, sich einige Jahre lang wichtigen, diesbezüglichen Studien gewidmet hat. Zwischen all diesen getrockneten*) und in Flaschen aufbewahrten Gehirnen funktionierte das meinige schlecht. Aber ich begriff doch, daß Professor Elliot Smith endlich herausgefunden hat, daß wir an der Basis unseres Gehirns eine Spitze besitzen, die bis jetzt nur noch beim Affen gefunden worden ist (oder vielleicht war die Sache umgekehrt, ich weiß es nicht), und die natürlich endgültig beweist, daß wir zu derselben Familie gehören. Beim Verlassen des Zimmers konnte ich nicht umhin, mit der Hand nach meinem Kopf zu greifen, um mich zu versichern, daß er nicht in einem der Glaskrüge zurückgeblieben war. Die andere aber legte ich — auf den Rücken, in dem geheimen Argwohn, dort einem langen, haarigen Schwanze zu begegnen.

Es schlug 1 Uhr. Dr. Keatinge wandte sich zu mir und sagte in seinem sanftesten Ton: „Wir möchten frühstücken. Sind Sie hungrig?"

„Hm —" erwiderte ich, „es ist mir, als ob mein Inneres mumi — ich meine, leer wäre. Ja, ich glaube, ich kann etwas vertragen. Aber Doktor, wenn's möglich ist, kein Gehirn."

*) Ich sah auch Gehirne auf eine neue Art getrocknet, die ihnen ihre Größe, ihr Gewicht und ihre Elastizität erhält.

Beladene Kamele.

Kapitel 12.

Von Kairo nach Luxor.

Der Nil bei Tage und bei Nacht — Die Fellahs und ihre Felder — Reichtum und Fruchtbarkeit — Die Ruinen, Tempel und Gräber — Alte Skulpturen — Die weibliche Form — Missionare, Katholiken und Protestanten — Einfluß der amerikanischen Mission — Bekehrung und Lebensweise — Der wunderbare See — Alte Geschichte.

„Nilaufwärts!" Seit dem Ursprung der Welt hat dieses Wort in allen Sprachen den Gedanken an das Ideal einer Reise hervorgezaubert. Vor Jahrhunderten träumten die Griechen und Römer davon, und die Millionäre unter ihnen unternahmen die für damalige Zeiten lange, schwierige und teure Reise, um die Ruinen von Theben und die Insel Elephantine zu besuchen. Noch heute lebt derselbe Wunsch im Menschen, und wie könnte man auch seine Wintermonate angenehmer verbringen, als, indem man an Bord eines Nilbootes langsam den berühmten Fluß hinauffährt! Diese Boote, die man in Kairo mieten kann, sind mit jeder Bequemlichkeit ausgestattet. Noch vor wenigen Jahren waren alle Nilboote Segler; man fuhr langsam, je nach der Gunst des Windes, und hielt hier und da, wo man wünschte. Heutzutage, wo es alle Welt eilig hat, sind Dampfschiffe erbaut worden, die ebenso bequem wie jene sind, aber den Vorteil haben, daß man unabhängig vom Wetter ist und an weniger interessanten Gegenden schnell vorüber eilen kann.

Aber Nilboote liegen nicht im Bereich eines jeden Geldbeutels; je nach der Zahl der zusammenreisenden Personen kosten sie, alles inbegriffen, 400—600 Pfund Sterling monatlich. Besteht die Ge-

sellschaft aus acht bis zehn, so kommt die Reise nicht hoch; sind es nur zwei oder drei, so wird sie kostspielig; reist aber eins allein (was sogar in Ägypten manchmal vorkommt), dann ist sie zu teuer und einsam.

Glücklicherweise verkehren außer den Touristendampfern auch noch Cooks bekannte Expreßboote zwischen Kairo, Luxor und Assuan.*) Die ersteren sind sehr beliebt, und das mit Recht, denn man kann kaum größeren Komfort beanspruchen. „Ramses", „Ramses der Zweite" und „Ramses der Große", die den Dienst versehen, sind schöne Schiffe, aber natürlich ganz anders gebaut, als unsre Ozeandampfer. Da ihr Tiefgang fast Null ist, er beträgt, glaube ich, kaum drei Fuß, so erhebt sich das ganze Schiff über den Wasserspiegel und gleicht einem großen, zweistöckigen Hause. Außer Schlafräumen, Eßzimmer, Bibliothek und Rauchsalon befindet sich auf dem Oberdeck, in der Mitte des Schiffes, und dessen ganze Breite einnehmend, ein schöner hallenartiger Raum. Tische, Lehnsessel, Schaukelstühle, weiche, orientalische Teppiche und grüne Pflanzen machen ihn zu einem reizenden Zufluchtsort, der bei allen Passagieren sehr beliebt ist. Hier wird nach den Mahlzeiten der Kaffee gereicht und der Nachmittagstee getrunken, hier plaudert, spielt und musiziert man und kann dabei jeden Augenblick die Ufer des Stromes überschauen. An kühlen Abenden werden große Zelttücher um die Brücke gezogen, und dadurch ist im Nu ein riesiger Salon hergestellt, der von zahlreichen elektrischen Lampen erleuchtet wird und Gelegenheit zu einem improvisierten Tänzchen bietet. Das Essen ist vorzüglich und wird in unbeschränkter Menge verabfolgt.

Überall, wo es etwas Interessantes zu sehen gibt, halten die Schiffe, und Esel, Führer, auf Wunsch auch Chaisenträger, erwarten die Reisenden. Die Unkosten dafür sind im Fahrpreis inbegriffen.**)

Die wichtigste Person an Bord ist der Dragoman, der die Ausflüge anordnet und alle gewünschten Erklärungen in den verschiedensten Sprachen gibt. Ich bringe nachstehend einige Auszüge

---

*) Obgleich diese Expreßboote sehr bequem sind, kosten sie doch viel weniger, und die Fahrt ist kürzer.

**) Seit einigen Jahren hat Cook nicht mehr wie bisher das Monopol der Nilschiffahrt. Die Anglo-amerikanische Nilgesellschaft hat einen ähnlichen Fahrverkehr eingerichtet, der an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Preise sind dieselben und schwanken, je nach der Kajüte, zwischen 40—60 Pfund Sterling für eine ungefähr 21tägige Reise.

aus meinem Tagebuche, die etwas kürzer gefaßt sind, als die vielsprachigen Erläuterungen des Dragomans.

„An Bord des Ramses",
den 20. Dezember 1904.

„Was für ein Wetter! Ist das wirklich Ägypten? Der Himmel ist schwarz, und der Regen stürzt in Strömen. Trotz des

Schiff „Ramses".

Wagendaches bin ich vom Hotel nach dem Landungsplatz bis auf die Haut naß geworden.

Warum zum Kuckuck können sie keine geschlossenen Wagen in Kairo haben? Tage, wie dieser sind ja selten, aber sie kommen doch vor, und hin und wieder werden wir daran erinnert, daß Winter ist.*)

„Nach den herrlichen, sonnigen Tagen plötzlich dieser Wechsel! Ist er auch von kurzer Dauer, so macht er sich doch schmerzlich fühlbar, und niemand sollte nach Ägypten kommen, ohne sich mit warmer Winterkleidung zu versehen. Für Leute mit schwachen Lungen ist es ein abscheuliches Klima, wenigstens was Kairo an-

*) Man muß bedenken, daß der Winter 1904/5 überall sehr streng war. Sogar Tunis und Algier hatten Schneefälle.

belangt: zu viel Staub in der Luft und zu erschlaffend. Ein alter Einwohner sagte gestern zu mir: ‚Schwindsüchtige hierher zu schicken, ist ein Verbrechen.‘ In diesem Jahre gab es viel Nebel in Kairo und man sagt, daß die Bewässerung und die zahlreichen neuen Baumanpflanzungen eine Menge Feuchtigkeit und bisher unbekannten Regen anziehen. Die Nörgler behaupten, daß die englische Besitzergreifung schuld sei und Nebel und Influenza in ihrem Gefolge gebracht habe.“

An der Landungsstelle umdrängen mich eine Menge Araber, die alle behaupten, mein Gepäck gebracht zu haben. Ich habe zwölf Stücke, und es sind vierzig Araber. Sie sind unausstehlich! Schlechte Laune ist sonst nicht mein Fehler, aber jetzt habe ich Lust, ihnen mit meinem Stocke eins über den Kopf zu geben.

* * *

„Mit nassen, melancholisch herabhängenden Flaggen beginnt der ‚Ramses‘ betrübt seine Reise, und Kairo in seinem grauen Nebelschleier bleibt zurück. Es ist eiskalt! In Mäntel und Tücher gehüllt, sitzen wir an Deck und starren auf die trübseligen Ufer. Hier und da beobachtet ein eifriger Fischer seine Angelschnur, ohne des durchnässenden Regens zu achten. Auf den Feldern sitzen die Bauern neben dem geschnittenen Zuckerrohr; sie schauern vor Frost und stoßen wilde Schreie aus, als wir vorüberfahren.

„1 Uhr. Ein ausgezeichnetes Frühstück hat uns erwärmt und getröstet. Soeben sind wir in Bedrachen angekommen. Von hier aus brechen wir auf, um Sakkara und die Ruinen von Memphis zu besuchen. Mit Regenmänteln und Schirmen bewaffnet, verlassen wir tapfer den ‚Ramses‘, und Männer sowie Frauen besteigen rittlings die Esel. Die Lage ist so lächerlich, und es gibt einige so komische Figuren unter uns, daß wir endlich in Lachen ausbrechen. Nach Ägypten zu kommen, um sich durchweichen zu lassen und rote Nasenspitzen davonzutragen — das ist wirklich der Gipfel des Vergnügens. Aber es gibt wenigstens einmal keinen Staub!

„Dieser zweistündige Ritt durch überflutete Felder, an Palmengruppen vorbei, würde ein Genuß sein, wenn nur der ägyptische Sonnenschein uns begünstigen wollte, aber soviel Glück blüht uns nicht. Doch seien wir nicht unbillig, solche Tage sind in Ägypten fast unbekannt.

„Nun sind wir an dem Ort angelangt, den vor Jahrtausenden die berühmte Stadt Memphis einnahm, die, wie man sagt, von

Menes gegründete Hauptstadt der Beherrscher ‚Alt-Ägyptens'. Sie war so ungeheuer groß, daß man eine halbe Tagereise brauchte, um sie zu durchqueren. Heute ist nichts mehr davon zu sehen, als einige von Palmen beschattete Erdhügel. Ehe wir sie erreichen, kommen wir an der unter Palmen liegenden, riesigen, über 8 Meter hohen Statue Ramses' II. vorüber.

„Endlich stehen wir vor einem kleinen, ganz modernen Hause mit einer großen Terrasse. Hier hat Mariette, der berühmte französische Ägyptologe gewohnt, der im Jahre 1851 das Apisgrab und

Statue Ramses' II.

später die ungeheure Totenstadt von Sakkara entdeckte. Mariette, der dreißig Jahre lang die Ausgrabungen in Ägypten leitete und dabei diese Spuren einer alten Zivilisation wieder auffand, hat mehr als irgend ein anderer Mensch dazu beigetragen, Ägyptens Geschichte zu erforschen.

„Apis, dessen Grab jetzt entdeckt worden ist, war der heilige Stier, den die Bewohner von Memphis anbeteten, während an anderen Orten Hunden, Katzen, ja Krokodilen göttliche Verehrung gezollt wurde. Der Geschmack ist verschieden, es läßt sich darüber nicht streiten.

„Die Gräber der heiligen Stiere in Memphis sind berühmte Denkmäler, die man sehen muß. Jedes Grab hat seine Kapelle. Die Geschichte berichtet, daß Apis von einer alten Kuh geboren wurde, deren Zeit eigentlich vorüber war; aber eines Tages zuckte ein Blitz-

ſtrahl vom Himmel auf ſie herab, und ..... Apis erblickte das Licht der Welt. Er war ganz ſchwarz, mit einem weißen Fleck auf der Stirn, einem Adler auf dem Rücken und doppelten Haaren im Schwanz. Heutzutage würde Apis an Barnum geſchickt werden, damals erhob man ihn zum Gott.

„Und das iſt Sakkara, die Stadt der Toten! Dieſer ungeheure, fünf Meilen lange und eine halbe Meile breite Raum iſt mit den ſeltſamſten Monumenten bedeckt, unter denen ſich hier und da, in den Ruinen verſtreut, prächtige Meiſterwerke befinden. Dieſe geſchnitzten und bemalten Basreliefs ſind außerordentlich intereſſant, denn ſie führen uns das ganze Leben eines großen Volkes vor, zeigen, wie man vor dreißig Jahrhunderten ſäte und erntete, Schiffe baute, Möbel herſtellte, wie man Mahlzeiten herrichtete, und — nicht zu vergeſſen — Gänſe ſtopfte! Ja, ich ſcherze nicht; ich ſah wirklich ein reizendes kleines Basrelief, auf dem ein Herr, dem die Schneiderrechnung nicht viel Sorgen gemacht haben kann, mit freigebiger Hand die unglücklichen Vögel ſtopft, deren Lebern ihm die üppige Paſtete liefern ſollten. O Straßburg, die du keine Basreliefs beſitzeſt, um den Handelszweig, der dein Ruhm iſt, unſterblich zu machen, wer wird nach ſechstauſend Jahren noch deiner und deiner Fettlebern gedenken? Höre meinen Rat, du alte Stadt des Elſaß, und verſieh dich augenblicklich mit Basreliefs. Laß dir Memphis zum Muſter dienen! Es wurde 525 v. Chr. von Kambyſes erſtürmt, von den Perſern belagert, von den Chriſten unter Theodoſius geplündert, von den Mohammedanern dem Erdboden gleich gemacht, und wer weiß, was ſonſt noch — die Basreliefs haben alles überdauert und zeigen uns bis auf den heutigen Tag, wie in Memphis der Menſch über die Gans triumphiert hat.

21. Dezember.

„Heute früh hatte ich einen Schreck, einen heftigen Schreck, an dem das Nilwaſſer ſchuld war. Es gibt auf dem ‚Ramſes' vortreffliche Badezimmer, von denen ich mir allmorgentliche angenehme Erfriſchung verſprach. Ich erwachte frühzeitig und beſtellte mein Bad bei dem arabiſchen Diener auf 6 Uhr. Ein paar Minuten ſpäter betrat ich das Badezimmer und da hatte ich den Schreck. Das prächtige Baſſin war gefüllt mit einem dunkelgelben, faſt ſchwarzen, dicken, widerwärtigen Schlamm. Auf meine Frage murmelte der Araber, als er die Tür hinter ſich ſchloß, ‚Nilwaſſer — ſehr rein'. Ja,

Landschaft bei Kairo.

wirklich, sehr rein! Ich drehte den Hahn auf, ihm entströmte derselbe flüssige Schlamm! Und da drängte sich mir ein schwer zu lösendes Problem auf: werde ich reiner sein, wenn ich gar nicht bade, oder wenn ich jeden Morgen in diesen Lehm steige? Es wird vermutlich noch zwölf Tage dauern, ehe wir nach Assuan kommen ..... im ersteren Falle wird sich also auf meiner Haut der Schmutz von 288 Stunden anhäufen, im andern aber werde ich mit zwölf Schichten befruchtenden Schlammes umkleidet werden. Dieser letztere Gedanke macht mir Spaß; da ich die wunderbaren Eigenschaften des Nilschlammes kenne, fange ich an, darüber zu spekulieren, was für Frucht ich wohl hervorbringen werde, ob ich vielleicht auf meiner Person seinerzeit kleine Zuckerrohrplantagen und hier und da einen verstreuten Pilz dazwischen finden werde. Ich zögere nicht länger, sondern stürze mich hinein. Es ist keine unangenehme Empfindung, aber unglücklicherweise kommt mir plötzlich der Gedanke, daß der von Natur träge Araber sich vielleicht gar die Mühe sparen könnte, das Wasser zu erneuern, das es also immer denselben Schlamm geben wird. Das ist keine angenehme Vorstellung, und ich springe aus dem Bade.

„Da noch niemand in der Nähe ist, wage ich mich mit meinen Pyjamas an Deck. Es hat aufgehört zu regnen, aber noch ist alles in dichten Nebel gehüllt. Plötzlich sehe ich in der grauen Ferne wie in einem dichten Schleier die großen Schornsteine einer Fabrik auftauchen,*) darauf eine Anzahl Dächer und endlich einen wahren Wald von Masten. Augenscheinlich nähern wir uns einer Stadt von Bedeutung, und wirklich möchte man sich eher auf der Themse, als auf dem Nil wähnen.

„Kaum hat sich mir diese Ansicht aufgedrängt, als plötzlich ein Sonnenstrahl durch den Nebel bricht und auf einem hohen, glänzendweißen Minaret haften bleibt. Gott sei Dank, der allein die Szenerie so wandeln konnte! Wie durch ein Wunder zerteilt sich der Nebel, und so weit das Auge reichen kann, liegt das Land Ägypten voll regen Lebens und wie in Sonnengold gebadet vor uns da.

„Von Grün eingerahmt, breitet sich die Stadt in ihrem glänzenden Weiß aus; nur hier und da, wo die Mauern großer Gebäude zarte Farbentinten durch das Grün der Bäume werfen, erscheinen bläuliche oder zartrosa Flecke. Ägyptische Städte betrachtet man am besten aus der Ferne. Was sich von weitem wie ein präch-

*) Zuckerfabriken.

tiger Palast ausnimmt, erweist sich, in der Nähe gesehen, oft als ein elendes Gebäude mit baufälligen Mauern, aus dessen Fenstern man ohne Staunen plötzlich und unerwartet den gehörnten Kopf einer Ziege blicken sehen kann.

„Hunderte von Kähnen liegen an den Ufern verankert, und von allen Seiten bringen Esel, Kamele und schwerbeladene Männer Korn, Zwiebeln, Gemüse, Zuckerrohr und allerhand andere Güter herbei; sogar große Ballen alter Lumpen fehlen nicht, die den Nil hinab-

Kähne.

fahren und Kairo, Alexandria, Europa und Amerika zum Reiseziel haben.

Ja, die Agenten der großen Papierfabriken der Vereinigten Staaten finden ihren Weg sogar bis hierher, um die elenden Lumpen der ärmsten Bauern aufzukaufen; und diese Überreste werden eines Tages wieder zu uns, zu dir und zu mir, in Gestalt eines parfümierten Briefchens oder einer Zeitung kommen. So geht nichts in der Welt verloren. Denke zum Beispiel an die riesigen Taubenhäuser, die du zu Tausenden an den Ufern des Nils wahrnehmen kannst. Wird es dich wunder nehmen, zu hören, daß diese Millionen Vögel nur gezüchtet werden, damit sie uns fruchtbar machenden Guano liefern?

„Die Stadt ist hinter uns zurückgeblieben. Zur linken zeichnen sich in der Ferne seltsame, tief eingeschnittene kahle Berge in steilen, glatten Umrissen vom Himmel ab. Sie tragen keine Spitze, ihre Gipfel sind flach wie Tische. Vom Flusse bis zu ihrem Fuße erstreckt sich nichts als Wüste, die hier zu hoch liegt, um von dem belebenden Wasser des Nils überflutet zu werden. Zur Rechten dagegen breitet sich flach und eben das liebliche ägyptische Land aus, das, soweit das Auge reicht, die Felder trägt, die Ägyptens Reichtum ausmachen. Männer und Frauen arbeiten emsig, während Scharen ganz nackter Kinder sich am Ufer des Flusses vergnügen. Überall herrscht intensives Leben, außergewöhnliche Tätigkeit.

„Hier und da kommen wir an kleinen Dörfern aus palmenbeschatteten Erdhütten vorüber, Hütten, die sich inmitten dieser reichen, fruchtbaren Gegend so elend und armselig ausnehmen. Über die Felder oder an den Ufern des Stromes entlang ziehen lange Reihen von Eseln, Büffeln und Kamelen, und Frauen, in schwarze Tücher gehüllt, kommen und gehen unaufhörlich, ungeheure Krüge auf dem Kopf tragend; ihre Umrisse heben sich mit seltsamer Schärfe vom Horizont ab.

Zur Linken die Wüste und unberührte Natur .... tot; rechts angebaute Felder ..... Fruchtbarkeit und Reichtum. Mehr als je befinden wir uns im Land der Gegensätze. Neben einem zierlichen Minaret stoßen hohe Schornsteine schwarze Rauchwolken aus; hier versorgt eine moderne Dampfpumpe die benachbarten Felder mit Nilwasser, dort sind nackte Männer rastlos bemüht, das kostbare Naß mittels veralteter Sakiehs zu heben. Weit hinten verschwindet ein Güterzug in rasender Eile in einer Staubwolke, und langsam windet sich auf der Karawanenstraße ein langer Zug gemächlich trottender Kamele dahin.

Wenige Meter von einer modernen Fabrik entfernt bearbeitet der Bauer angelegentlich sein Land mit einem veralteten Karren, dem ein Ochse und ein uraltes Kamel vorgespannt sind. Wunderbare Zusammenstellung! Hier steht eine Moschee Wand an Wand mit einem christlichen (koptischen) Kloster, auf dessen rundlicher Kuppel das Kreuz schimmert. Auf dem Nil selbst ist der Kontrast nicht geringer: der „Ramses" mit seinen Dampf- und elektrischen Dynamomaschinen, seinem Komfort und Luxus begegnet dem bis zur äußersten Grenze beladenen einheimischen Fahrzeug oder überholt es, dasselbe Fahrzeug, das schon seit zwanzig bis dreißig Jahrhunderten den Nilstrom auf- und abwärts fährt.

„‚Ich bin sicher, daß es genau so ist, wie zu den Zeiten unseres Heilandes!‘ Dieser Ausruf kam ein paar Schritte von mir entfernt aus dem Munde einer ältlichen, sehr bigotten Amerikanerin, die seit unserer Abfahrt Ägypten fleißig im Lichte der alten Bibelbeschreibung studiert hatte. Plötzlich fiel ihr Auge auf meine Pyjamas, und sie warf mir einen entrüsteten und ärgerlichen Blick zu, den der Heiland sicherlich nicht gebilligt haben würde, der mir aber die etwas spärliche Beschaffenheit meines Kostüms zu Gemüte führte und mich in den Schutz meiner Kajüte zurücktrieb.

Gespann von Kamel und Ochsen.

„Eine Stunde später fuhren wir an einem großen Nilboot vorbei, das auf einer Sandbank festsaß. Die ganze vollständig nackte Besatzung war aus allen Kräften bemüht, es wieder flott zu machen, und meine Amerikanerin setzte ihre Brille auf, um besser sehen zu können. Da wandte sich der Doktor des ‚Ramses‘ zu mir und sprach: ‚Mein lieber Freund, Ihre Sünde von heute morgen bestand darin, daß Sie in Pyjamas waren. Hätten Sie gar nichts angehabt, Sie wären vielleicht mit einem zweiten Blick durch die Brille beehrt worden.‘ Das erinnert mich an die Geschichte von dem reichen Bostoner, der vor einigen Jahren ein großes Nilboot mietete, auf dem er unter anderen Gästen auch fünf oder sechs hübsche junge Mädchen hatte. Kurz nach der Abfahrt geriet das Boot auf eine Sandbank, und sofort versuchte die Mannschaft ohne jede Bekleidung, es wieder frei zu machen. Die Passagiere standen an Deck und sahen zu. Unser Amerikaner, der nie zuvor einen

Araber im Naturzustand gesehen hatte, war über den Anblick entsetzt, rannte zu dem Bootführer und rief: ‚Sehen Sie nur die Männer! Wie dürfen sie das wagen, wo junge Damen an Bord sind!‘ — ‚Aber mein Herr‘, sagte der Führer, ‚wir beachten so etwas hier nicht.‘ — ‚Nicht beachten?‘ entgegnete der andere wütend, ‚wie kann man das! Lassen Sie sofort von Kairo Badehosen für diese Männer besorgen!‘ Damit sammelte er die Schar junger Damen unter seine Flügel und zog ihre Aufmerksamkeit auf andere, weniger aufregende Dinge. Ich glaube, die Braut des Herrn befand sich an Bord, und das hat seine Angst vermehrt.

Taubenhäuser.

22. Dezember.

„Das war ein idealer Tag! Wir waren bis 6 Uhr abends an Deck und haben ein köstliches Sonnenbad genossen. Man hätte sich in den Juni versetzt glauben können. Ich begreife die Leute nicht, die den Nil monoton finden; für mich ist er jede Minute von neuem Reiz. Ich könnte Wochen auf seinen Fluten dahinfahren, ohne zu ermüden.

„Unser Dragoman hat sich eben neben mich gesetzt. Er ist ein schöner Mann, der Typus eines Arabers, und sehr klug. Er spricht vier oder fünf Sprachen geläufig und war im vergangenen Jahr mehrere Monate auf der Weltausstellung in St. Louis. Die Yankees versuchten alles, um ihm zu imponieren, aber ohne Erfolg. Nachdem sie ihm Schlafwagen, Aufzüge und Maschinen jeder Art — alles Erzeugnisse des amerikanischen Genies — von denen einige auch für Ägypten bestimmt waren, gezeigt hatten, bemerkte er ruhig: ‚Ja, ja; mir scheint, ihr macht das, und wir kaufen es. Ihr seid

die Arbeiter, die die Dinge herstellen, wir die Herren, die sie bezahlen.'

„Als man ihm eines Tages eine besonders gewaltige Maschine gezeigt hatte, sagte er kopfschüttelnd zu den entsetzten und entrüsteten Amerikanern: ‚Ich versichere euch, das ist alles nichts, gar nichts im Vergleich zu der natürlichen Stärke, die Gott uns gegeben hat. Er hat uns zu Männern, kraftvollen Männern gemacht, neben denen ihr nichts als schwache kleine Kinder seid. Deshalb verachten euch auch eure Frauen, wenn sie nach Ägypten kommen, und erheben uns zu Göttern!' Und dieser schreckliche Mann begann, mir Ge-

Taubenhäuser.

schichten von den verschiedenen schönen Fremden zu erzählen, denen er begegnet war; er zog ein Taschenbuch heraus und zeigte mir Briefe von Frauen mit wohlbekannten Namen und von guter Familie, die der Welt zu reden geben würden, wollte er sie veröffentlichen.

„‚Uns ist die Frau alles in allem', sprach er, ‚sie ist es, die uns schon auf Erden Augenblicke himmlischen Glückes gibt!'

„Dann sprachen wir vom Haschisch, jenem Zaubermittel, das die Sinne erregt und die Gesundheit seiner Verehrer zerstört. Welche Verwüstungen hat der Haschisch nicht schon in Ägypten angerichtet! Es ist der Extrakt aus einer in Griechenland wachsenden Pflanze und wird trotz aller Vorsichtsmaßregeln seitens der ägyptischen Regierung doch in das Land eingeschmuggelt. Er tötet Tausende menschlicher Wesen oder bringt sie um den Verstand, und Ägypten hat Griechenland vergeblich angefleht, den Anbau der Pflanze zu unterlassen. Es kümmert den Griechen nicht, was mit einem Volke geschieht, solange er seine Tausende einstreicht.

„Es war ein prächtiger Morgen; wir haben an Deck des ‚Ramſes' ſeine Schönheit voll genoſſen und mit jedem Atemzuge neue Lebensfreudigkeit eingeſogen. Scharen wilder Vögel, Tauſende von Enten tummeln ſich auf dem Waſſer oder fliegen in dichten Scharen über unſeren Köpfen dahin. Das erregt einen jungen Belgier, der ein großer Sportsmann zu ſein ſcheint, denn er wiederholt unaufhörlich, ‚ach, hätte ich nur meine Flinte!' — ‚Was würde Ihnen denn die Flinte helfen, auch wenn Sie ſie hätten?' ſprach ich zu ihm, ‚der ‚Ramſes' wartet doch nicht, bis Sie Ihre Vögel aufgehoben haben!' Er ſah mich erſtaunt an und antwortete in der unbefangenſten Weiſe: ‚Aber ich hätte doch die Befriedigung, ſie zu töten! Sehen Sie nur, den großartigen Schuß!' Da zeigte ſich der wahre Menſch mit ſeiner angeborenen Freude am Töten und Zerſtören . . . . ‚die Befriedigung, ſie zu töten!'

„Gegen Mittag überzog ſich der Himmel, der Wind begann zu wehen, und drohend erhoben ſich ungeheuere Sandwirbel aus der Wüſte. In dieſem Augenblick erreichten wir Beni Haſſan, wo uns Eſel und Eſeltreiber am Ufer erwarteten, dazu auch eine große Menge Einwohner, Erwachſene und Kinder, die mit ihrem Ruf ‚Backſchiſch! Backſchiſch!' an Bord des Bootes zu gelangen ſuchten.

„Ach, dieſer Backſchiſch! Das iſt wirklich eine der Plagen des Oſtens im allgemeinen, und Ägyptens im beſonderen. Es iſt das Trinkgeld, das Almoſen, das jeder mit offener Hand erwartet. Es iſt die Beſtechungsſumme, die früher immer und jetzt noch oft von dem Paſcha, dem Miniſter und jedem anderen, der ein Projekt fördern oder fallen laſſen kann, in die Taſche geſteckt wurde. Backſchiſch, das iſt das Wort, das von einem Ende Ägyptens bis zum andern die ausgeſtreckte Hand begleitet; und der gedankenloſe, lebensfreudige Touriſt ſtreut rechts und links die kleinen weißen Münzen aus, ohne zu bedenken, wie töricht er handelt. Denn Tauſende, die auf dieſe Weiſe im Winter die kleine Summe einernten, mit der ſie ihren Lebensunterhalt im ganzen Jahre beſtreiten können (der Eingeborene braucht ja ſo wenig in Ägypten), geben alle Arbeit auf und leben in Trägheit und Vagabundentum.

„Lord Cromer, dem nichts zu entgehen ſcheint, hat kürzlich ein Zirkular drucken laſſen, welches an alle Touriſten verteilt und überall angeſchlagen wird, und das dem Reiſenden die Größe des Übels auseinanderſetzt und ihn um der Eingeborenen willen bittet, ſeiner Großmut Zügel anzulegen und nur für geleiſtete Dienſte etwas zu geben."

„Sakieh“ (Schöpfrad).

„Der Wind bläst nun in eiskalten Stößen daher, und die Esel, die mit dem Gesicht nach dem Dampfer aufgestellt worden sind, weigern sich Reihe zu halten und kehren immer wieder den Schwanz nach dem Sturm. ‚Backschisch!‘ gellen die Araber, bis endlich zwei oder drei Polizisten mit ungeheuren Knütteln im erhobenen Arm über sie herfallen und sie mit unbarmherzigen Schlägen in die Flucht jagen.

„Gleich nach dem Frühstück besteigen wir unsre Esel und machen uns trotz des schrecklichen Sturms nach den Gräbern auf, die hier oben in die Felsen eingehauen sind. Es sind im ganzen 39, die auf eine Terrasse auf dem Gipfel des Berges münden und gegen 4500 Jahre alt sind. Sie sind sehr interessant, nicht nur wegen ihrer merkwürdigen Bauart, sondern vor allem wegen der Szenen aus dem ägyptischen Leben, die in die Wände eingemeißelt und heute noch so frisch sind, als da sie vor vierzig Jahrhunderten aus der Hand ihres Schöpfers hervorgingen. Einige lassen uns eine Wüstenjagd, einen Tanz oder einen Angriff auf eine Festung erblicken; andre schildern eine militärische Heerschau oder einen bewaffneten Überfall. Frauen weben, Hirten führen ihre Herden zum Opfer; wir sehen Barbiere, Künstler, Tänzer, Ringkämpfer und endlich auch Bilder aus dem Leben des Mannes, den man hier zu seinem letzten Schlaf niedergelegt hat. Das Interessanteste ist, meiner Meinung nach, das Grab von Ameni, der 2400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Gemälde und Skulpturen auf Säulen und Wänden zeigen uns alle Ereignisse aus seinem Leben, auf die er stolz war. Auch viele Inschriften sind darauf, und in einer ersucht er die Besucher seines Grabes, zu bitten, daß seinem Schatten zahlreiche Opfer dargebracht werden möchten. ‚O ihr, die ihr das Leben liebt und den Tod haßt, bittet, daß Tausende von Broten und Krügen voll Bier, Tausende von Ochsen und Hühnern zur Erinnerung an den siegreichen Fürsten und Herzog geopfert werden!‘ Etwas weiterhin singt er sein eignes Lob und erzählt uns ‚daß er gütig und großmütig war, daß er sein Land liebte, daß alle großen Taten unter seiner Leitung unternommen wurden, und daß sein Erfolg so groß gewesen, daß das Lob seines Volkes bis zum Himmel stieg.‘

„Ameni, mein Freund, ich will dir alles glauben, aber unglücklicherweise gestatten meine Mittel mir nicht, deinen Manen Tausende von Ochsen zu opfern; aber wenn du in deinem Himmel droben, in dem du doch sicherlich sitzest, wenn du nicht ein schreck-

licher alter Lügner bist, wenn du diesen abscheulichen Wind, der uns zerschneidet, zum Schweigen bringen und den Staub, der uns blendet, beruhigen willst, so werde ich, sobald ich sicher auf den ‚Ramses' zurückgekehrt bin, dir zu Ehren eine Flasche vom Besten trinken. Das gelobe ich dir."

„Ach, Ameni wußte meine Großmut augenscheinlich nicht zu schätzen, denn der Sturm verdoppelte seine Heftigkeit, und wir erreichten nur mit Mühe unser Schiff wieder.

„Während wir auf dem wohlgeschützten Deck unsern Tee tranken, verbreitete sich das Gerücht, daß die Passagiere am Abend einem Nationaltanz der Eingeborenen beiwohnen würden. Große Erregung! Der Dragoman wurde zitiert, erklärte aber mit traurigem Kopfschütteln, daß solche Tänze nicht mehr existierten. Vor wenigen Jahren noch wurden auf jeder Reise zwei oder drei Abende dieser Art Vergnügen gewidmet; aber viele Tänze waren so unschicklichen Charakters, daß die Behörden sie ganz untersagten. Es wird erzählt, daß ein junger Engländer, der unterwegs in die Fesseln einer jungen Amerikanerin gefallen war, sich über den Realismus eines gewissen Tanzes entsetzte. Mit Furcht und Zittern erwartete er, daß seine Dame ihm einige bittere Bemerkungen machen werde, weil er sie mitgenommen hatte. Als sie hinauskamen, öffnete sie in der Tat die Lippen und bemerkte ruhig, ‚Waal, ich muß gestehen, daß diese Frau ihre Rumpfmuskeln wirklich außerordentlich in der Gewalt hat!'

„Gegen Abend ließ der Wind nach, die Palmenbäume hörten auf ihre gefiederten Häupter zu schütteln, und uns wurde das zauberhafte Schauspiel eines Sonnenuntergangs zu teil, wie man ihn nur auf dem Nil finden kann. Keines Dichters Feder, keines Malers Pinsel kann diese Szene wiedergeben, die die Natur unsern staunenden Augen, unsern bangen und demütigen Herzen vorführte. Nach und nach schwand das Tageslicht, und die Schatten der Nacht fielen, am Horizont aber sank die Sonne in einem Schein von strahlendstem Glanz, einem Schein, der allmählich immer mehr verblich und in sanftere Töne überging. Tiefe Stille lagerte über dem dämmernden Land, selbst die Vögel unterbrachen ihren Flug und ließen sich nieder; ihr letzter Blick galt der scheidenden Sonne. Der Osten lag schwarz da, denn von dort kam schon die Nacht gezogen, der Westen aber war in rosige Glut getaucht, die sich langsam in schimmerndes Gold verwandelte, das nach und nach zu einem glän-

zenden Weiß verblich, bis auf einmal, und das ist ein seltsamer, wunderbarer Anblick, ganz plötzlich vollständige Dunkelheit die Erde bedeckte.

24. Dezember.

„Heute sind wir in Siut, einer großen Stadt von 45 000 Einwohnern angekommen, die außerordentlich günstig an einer der breitesten Stellen des Niltales gelegen und von reichen, fruchtbaren Feldern umgeben ist. Hier erstreckt sich ein wichtiger Damm über den Fluß, der zur selben Zeit wie das Sammelbecken von Assuan gebaut wurde, und mit dessen Hilfe das Nilwasser kontrolliert wird. An der Landungsstelle wimmelt es von arabischen Händlern, die uns die zahlreichen Produkte ihres Landes zum Kauf anbieten: rote Topfwaren, außerordentlich feine, mit Gold oder Silber gestickte Schals, Ebenholzstöcke mit Elfenbeingriffen und eine erstaunliche Menge von Antiquitäten, die meist aus Birmingham oder Deutschland kommen.

„Unser Dragoman erklärt uns, daß Siut die schönsten Esel von ganz Ägypten aufweist, und in der Tat fanden wir einige prächtige Exemplare und vorzügliche Sättel. Die ägyptischen Esel sind außerordentlich elegant, und ich bewundere sie sehr. Und was für Arbeiter! Sie scheinen mit einer Ausdauer begabt, die jeder Ermüdung Trotz bietet, und sind so genügsam. Das letztere ist leider nötig. Mir hat oft das Herz geblutet, wenn ich die magere Nahrung und die schweren Schläge sah, die die armen Tiere bekamen. Die Eseltreiber sind rohe Menschen, und oft hätte ich sie von Herzen gern ebenso behandelt, wie sie ihre Tiere.

Wagen sind auch zu haben, Landauer mit mutigen kleinen Rossen, und in einem derselben machte ich eine Rundfahrt durch die Stadt, ein Gemisch von großen Palästen, baufälligen Häusern und elenden Erdhütten, in welch letzteren halbnackte Männer, Frauen und Kinder mit ihren Schweinen, Hunden, Ziegen und Hühnern in buntem Gemisch durcheinander leben.

Fast alle Läden zeigen Schilder in verschiedenen Sprachen — gewöhnlich wetteifert abscheuliches Englisch mit unmöglichem Französisch — in der ganzen Stadt aber kündeten ungeheuer große Anschläge in augenfälligen Lettern an, daß „der größte Hypnotiseur der Welt" eben von Paris angekommen sei! Die Bazare sind groß und enthalten fast alle Produkte des Orients. Die heiteren Ge-

sichter der Kaufleute, die in türkischer Weise da hocken und gänzlich unbekümmert rauchen und ihren Kaffee trinken, bilden einen wohltuenden Gegensatz zu den Hausierern an der Landungsbrücke, die uns verfolgten und belästigten.

„Der Araber kann ein Witzbold sein. Ich handelte mit einem um einen Schal für den er viermal mehr verlangt hatte, als er wert war, und wir waren gerade bei dem Preise angelangt, den ich gutwillig geben wollte, als er plötzlich eine Halskette nahm, sie

Siut.

schnell in den Schal wickelte und mir beides mit den geflüsterten Worten hinreichte: ‚Hier — nehmen Sie — Backschisch!‘ Dann fügte er als Anspielung auf den berühmten Ministerialerlaß hinzu: ‚Aber bitte, nicht Cromer Pascha sagen!‘

„Natürlich gibt es auch Gräber in Siut. Wo in Ägypten wären die nicht zu finden! Hier liegen sie hoch oben in einem kahlen Gebirge, an dessen Abhängen man schon von weitem die klaffenden Höhlen sehen kann, die von verschiedener Größe sind, je nachdem sie die Gräber von Menschen, Katzen, Hunden oder Wölfen sind, welche Tiere früher in Siut angebetet wurden. Unter den glühenden Strahlen der Sonne bestiegen wir den mit gebleichten Knochen bedeckten Hügel und erreichten den Eingang des ersten

großen Grabes. Am Gatter lehnte eine häßliche Mumie aufrecht. Einer der Wächter legte den rechten Arm um sie, streckte die linke Hand aus und rief uns zu: ‚Photographie zweier Generationen..... fünf Piaster, wenn ich bitten darf!‘ Die Gräber von Siut sind wirklich der Mühe eines Besuches nicht wert. Es sind gewöhnliche Höhlen, in denen Löcher die Stellen bezeichnen, wo die Mumien gelegen haben. In einem Winkel lag ein Haufen Mumienhüllen, und der Dragoman bot mir ein Stück zur Erinnerung an. ‚Ganz wunderbar‘, sagte er dabei, ‚wie dieser Stoff sich jahrhundertelang gehalten hat.‘ Als wir hinaustreten, zieht ein Bündel schmutziger Lappen unsere Aufmerksamkeit auf sich, und einer aus der Gesellschaft fragt den Führer: ‚Das sind wohl auch Mumiengewänder?‘ — ‚O nein‘, lautete die prompte Antwort, ‚das sind Lumpen von Birmingham!‘

Eins der Gewölbe wies an den Wänden fast verwischte Zeichnungen auf, und wir hörten den Dragoman mit der Stimme eines Kindes, das eine Lektion aufsagt, erklären: ‚Das sind Haremsfrauen, die den Duft der Lotosblume einatmen.‘ — ‚Geh, du Pinsel!‘ — Und etwas weiterhin ruft er: ‚Das hier, das ist der tote Mann mit seiner Mutter hinter sich ..... es zeigt, daß er seine Mutter ehrte und stolz war, ihr Sohn zu sein. Die alten Ägypter achteten die Frauen ..... die Ägypter von heute tun es auch ..... aber sie stehen in einem schlechten Ruf!‘ — ‚Ja, mein Lieber‘, konnte ich nicht umhin zu mir zu sagen, ‚kein Rauch ohne Feuer‘.

„Wir stiegen auf einem anderen Wege wieder hinab und gelangten in die Stadt der Toten, den großen arabischen Kirchhof, der mit seinen Tausenden von schönen Denkmälern weißschimmernd in der Sonne glänzte. Aus der Ferne war der Anblick prächtig, etwas näher aber weniger angenehm. Manche Gräber sind offen, und der Geier hoch oben in der Luft späht nach bloßgelegtem Gebein herab.

„Ich nahm die Gelegenheit meines kurzen Aufenthalts in Siut wahr, um der amerikanischen Mission dort einen Besuch abzustatten, die eine Kirche, ein Krankenhaus und zwei große Schulen für Knaben und Mädchen besitzt. Der Direktor, Dr. Alexander, Ehrwürden, begrüßte mich herzlich, und unter seiner Führung besichtigte ich die sehr zweckentsprechenden Gebäude. Es ist zweifellos, daß diese presbyterianischen Missionen, die seit einem halben Jahrhundert in Ägypten bestehen, die Zivilisation sehr gefördert haben.

Nildamm bei Siut.

Ja, ihre humanitären und zivilisierenden Bestrebungen sind von ungeheurem Erfolg begleitet, wenn die Mission auch, wie ich immer noch behaupte, vom rein religiösen Standpunkte aus so viel wie nichts gewirkt hat. Die Anstalten in Kairo und Siut zählen je 700 Schüler, die Mädchenschule in Kairo 400. Alles in allem gewähren die der amerikanischen Mission in Ägypten gehörigen verschiedenen Unterrichtsanstalten 12387 Knaben und 3521 Mädchen eine vortreffliche, praktische Ausbildung.

„Im Kolleg von Siut dauert der Kursus sechs Jahre. Von den Entlassenen werden einige — aber sehr wenige — Missionare, andere Lehrer; die große Mehrzahl aber kehrt in ihren Heimatsort zurück, wo sie Stellen an der Post, den Telegraphen- oder Telephonämtern usw. erhalten.

„Und diese Tausende von Orientalen, die sechs Jahre lang in täglichem Verkehr mit ihren abendländischen Lehrern gestanden, tragen nicht wenig dazu bei, die Beziehungen zwischen Muselmännern und Christen zu bessern. Noch vor zwanzig Jahren war es unmöglich, mit einem Muselmanne von der Bibel zu reden, heutzutage wird sie von manch einem studiert, hier aus Neugierde, dort um der Belehrung willen, und man scheut sich nicht, religiöse Fragen mit Christen zu erörtern. Den Bemühungen amerikanischer, französischer, österreichischer und anderer Missionare ist es zum großen Teil zu verdanken, daß der Verkehr zwischen Eingeborenen und Ausländern weit offener und freundschaftlicher geworden ist. Auch indirekt hat die Mission Gutes geschafft. Viele unserer Anschauungen und Gebräuche haben Anerkennung gefunden, was zu einem besseren und gesünderen Leben führt. Die in diesen Anstalten erzogenen Männer kehren der Polygamie den Rücken, es geht ihnen ein besseres Verständnis für die Bedeutung des Familienlebens auf, für das Band der Liebe, das Eltern und Kinder verbindet. Auch die Frauen aus diesen Schulen wissen besser, ihre Stellung mit Bescheidenheit und Festigkeit zu wahren; ihr Haushalt ist besser geleitet und sauberer.

„‚Wir bezwecken', sagte Dr. Alexander zu mir, ‚die Menschen zu bessern aber nicht zum Christentum zu zwingen. Natürlich lassen wir kein Mittel unversucht, um ihnen alles, was schön und edel in unserer Religion ist, nahe zu legen, und mancher ist überrascht davon. Können wir sie nicht zum Christentum bekehren, so gelingt es uns doch wenigstens, sie zu unseren Freunden zu machen und

ihnen Achtung und Wertschätzung für unsere Anschauungen einzuflößen.'

„Ich glaube, die meisten amerikanischen Missionare sind verheiratet, und sie scheinen mir alle eine außerordentlich große Schar Kinder zu haben. Liegt das am Klima, oder daran, daß — ich glaube, es ist wirklich der Fall — ihr Einkommen mit jedem Neuankömmling erhöht wird? Wenn die Missionare zahlreiche Sprößlinge haben, so folgen sie darin, freilich in etwas moralischerer Weise, dem Beispiel ihrer Vorgänger, der ersten römischen Mönche,

Windstille auf dem Nil.

die unter Theodosius' Regierung nach Ägypten kamen. Sie waren schlaue Burschen, diese Mönche, und glaubten fest an den göttlichen Befehl: ‚Seid fruchtbar, mehret euch und füllet die Erde!'

„In Siut wird dem Touristen ein kleiner See gezeigt, dessen Lob in alten Zeiten die Dichter sangen, weil sein wunderbares Wasser ‚die darin badenden Frauen fruchtbar machte'. Aber die alten Schriftsteller haben vergessen, eine Erklärung des Wunders hinzuzufügen, die uns der Dragoman folgendermaßen gab: ‚Zu jener Zeit', sprach er, ‚lebten viele Mönche in den Höhlen am Fuße des Berges. Da diese heiligen Männer in allen Dingen um Rat gefragt wurden, so war es nur natürlich, daß auch die kinderlosen Frauen um ein Heilmittel zu ihnen kamen. Diese geriebenen Kunden empfahlen ein Bad im See, hatten aber wohl acht, daß sie zur selben Zeit auch ihre Taucherkünste übten. Ja, ja, sie waren Schelme,

diese Mönche, und Kinderlosigkeit hielt nicht stand, wenn sie da waren!' Mir schwebte auf der Zunge zu sagen: ‚Und wie steht's mit den Dragomanen?'

„26. Dezember.

„Gestern war Weihnachtstag, und der ‚Ramses' hatte seine Feier. Die beiden Decks waren mit Blumen, Pflanzen und Girlanden bedeckt, und die Gesellschaft bot den Passagieren ein vorzüglich zubereitetes Monstre-Diner. Wir hatten Toaste und Reden, aber es ist wirklich schade, daß meine schon oben erwähnte Amerikanerin ihre Stimme nicht etwas erhob, so daß die Allgemeinheit von dem Geschichtchen profitieren konnte, das sie einer neben ihr sitzenden Dame erzählte, und das ich notgedrungen mit anhören mußte. Ich gebe nur eine Stelle wieder: ‚Madame B., eine meiner besten Freundinnen. Wenn ich wieder nach Kairo komme, wird sie mir die Harems zeigen, denn ihr stehen alle Türen offen, müssen Sie wissen; sie hat einen Pascha, einen vermögenden und einflußreichen Mann geheiratet, dessen Großvater ein Eunuche des Chedive war.'

Heute morgen frühzeitig landeten wir in Keneh (420 Meilen von Kairo). Dort erwarteten uns Esel, und fort ging's im Galopp nach dem berühmten Tempel von Dendera, den die alten Ägypter der Göttin Hathor geweiht hatten. Welch köstlicher Ritt in der Morgenfrische über das Land, das eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen wurde. Hunderte von Männern und Frauen waren auf den Feldern beschäftigt, den ägyptischen Mais zu schneiden, dessen starke, 12—15 Fuß hohe Stämme sich unter dem Gewicht der riesigen, birnenförmigen Häupter bogen, und der keinerlei Ähnlichkeit mit der indischen Pflanze aufweist. Zwischen den Feldern und den am Ufer verankerten Booten liefen Scharen schwerbeladener Esel hin und wieder. Alles schien glücklich und zufrieden. Welche Veränderung aber auch für den Bauer zwischen einst und jetzt! Nicht nur, daß er nicht mehr unterdrückt und niedergetreten ist, nein, er kann sich sogar zu einem niedrigen Zinsfuße Geld borgen, um sich aus dem Griff der Wucherer zu befreien. Zur Zeit des großen Elends gab es nur wenig Bauern in Ägypten, die nicht in die Hände der griechischen und armenischen Geldverleiher gefallen waren — eine weitere Landesplage, die nun beseitigt ist.

„Als die Regierung der Cassel-Suarès-Gesellschaft die Genehmigung zur Gründung der Nationalbank erteilte, geschah dies unter

der Bedingung, daß eine gewisse Summe zu 7prozentigen Darlehen für die Bauern ausgesetzt würde, ein geringer Zinsfuß im Vergleich zu den Forderungen der Geldverleiher. Trotz der argwöhnischen Veranlagung der Fellahs begegnete diese Einrichtung großem Wohlwollen, und die Nationalbank beschloß, die „Bodenkulturbank" ins Leben zu rufen, deren Zweck es ist, den in Geldnot befindlichen Bauern zu helfen, die Wucherer zu befriedigen oder Hypotheken auf ihre Ernten aufzunehmen. Unter der vortrefflichen Leitung von Mr. G. Scott Dalgish ist diese Bank von großem Erfolg begleitet. Die

Der Tempel von Dendera.

jährlich ausgeliehene Summe beträgt 112000 Pfund Sterling zu 7 Prozent, der Totalbetrag der vorgestreckten Gelder aber beläuft sich auf 840000 Pfund. Unzweifelhaft ist viel Gutes durch diese Einrichtung geschehen.

„Da ich von den ärmeren Klassen rede, will ich eines menschenfreundlichen Werkes Erwähnung tun, das Ägypten der Großmut Sir Ernest Cassels verdankt. Wie bekannt, wird eine große Anzahl Ägypter von Augenübeln befallen. Es ist dies eine wirkliche Geißel, die Tausende der Möglichkeit beraubt, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Vor zwei oder drei Jahren stellte Sir E. Cassel Lord Cromer eine Summe von 40000 Pfund zur Verfügung, deren Zinsen zur Behandlung Augenkranker verwendet werden. Sir Horace Pinching, der berühmte Direktor des Gesundheitsamtes, riet die Einrichtung von Reisecapotheken, die von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf

ziehen und den Leidenden Hilfe bringen sollten. Zwei sind bereits organisiert worden und stehen unter der Leitung von Dr. Mac Callan und Dr. Miller. Tausende unglücklicher Dulder sind schon unentgeltlich behandelt oder operiert worden. Und die wohltätige Folge dieser Einrichtung ist so groß gewesen, daß die Behörden nicht zögern würden, die Zahl der Reiseapotheken zu vermehren, wenn sie nur die nötigen Gelder aufbringen könnten.

„Der Tempel von Dendera ist einer der interessantesten von Oberägypten. Diese vorzüglich erhaltenen Ruinen sind prächtig und großartig, und man kann nur in banger Scheu vor diesem ungeheuren Bauwerk stehen. Ich werde nicht versuchen, es zu beschreiben, hat doch selbst Mariette in seiner „Description générale de Dendérah" darüber gesagt, es würde mehrere Jahre erfordern, diese Steinmasse zu kopieren, und zwanzig Bände, sie zu beschreiben. Zu einer derartigen Arbeit aber reicht mein Reiseinventar nicht aus, und ich werde mich damit trösten, daß ich auf das Klagelied einer Dame an Bord höre, die schwer unter dem Mangel einer Zofe seufzt. ‚Es ist schrecklich für mich', sagte sie, ‚denn alle meine Kleider werden im Rücken geknöpft, gehakt oder geschnürt. Da ich das nicht selbst besorgen kann, muß ich den Araber rufen, und nun wandern seine kalten, feuchten Finger mir über den Rücken, daß es mich schaudert!" Arme Dame! Ich kann mit Ihnen fühlen, da ich den Ruf dieser Araber kenne".

Karnak.

Kapitel 13.

Luxor, Karnak und die Königsgräber.

Das alte Theben — Ein Besuch des Tempels von Karnak mit M. Legrain — Der Königsgräber mit M. Quibbell — Eine neue Entdeckung — Ein unveröffentlichter Vortrag des M. Maspéro.

„Sehen Sie dort diese ungeheuren Mauertrümmer?“ sprach eine sanfte Stimme zu mir, „das sind die alten Mauern von Theben! Wenn ich als Knabe las, daß Wagen mit vielen Pferden bespannt auf diesen Wällen dahingaloppierten, einander begegneten und überholten, dann besah ich mir die ungefähr einen halben Meter dicken Mauern unsrer Villa in einer Vorstadt zu Paris und sprach zu mir: ‚Das ist Spaß‘.“

So sprach M. Legrain, dieser liebenswürdige, gelehrte und hervorragende Ägyptologe, der zehn Jahre lang mit großem Verständnis an dem Wiederaufbau des berühmten Tempels von Karnak gearbeitet hat und weiter daran arbeiten wird.

„Aber“ — fuhr er fort — „jetzt glaube ich an diese Mauern, denn noch heute, nach Jahrhunderten, kann ich mit meinem kleinen Wagen auf ihren Ruinen fahren.“

Ich wußte nicht, wen ich am meisten bewundern sollte — die Alten, die solche Wunderwerke geschaffen haben, oder die Heutigen, die wie M. Legrain, den besten Teil ihres Lebens daran wenden, um sie wieder ans Licht zu fördern. Man muß Luxor, das alte Theben und den Tempel von Karnak besuchen, um einen Begriff von der schöpferischen Kraft der alten Ägypter zu erhalten, um aber auch die Energie und Geduld des Mannes würdigen zu können, der ganz

allmählich, Schritt für Schritt das wieder aufbaut, was vielleicht der größte Tempel der Welt ist.

Wieviel Bände würde Mariette wohl brauchen, um uns einen richtigen Begriff von Karnak zu geben, wenn er schon zur Beschreibung von Dendera zwanzig für nötig erachtete? Karnak sind die wunderbarsten Ruinen Ägyptens, wie sie ja auch zur Zeit ihres vollen Glanzes eins der Weltwunder waren. Stellen Sie sich einen ungefähr 900000 Quadratmeter großen Raum vor, der durch mehr als zwei Jahrtausende der geheiligte Ort war, wo Ägypten, seine Herrscher und sein Volk zusammenkamen, um ihre Schätze auf den Altären ihrer Götter niederzulegen! Tempel voll Statuen aus Gold und Elfenbein, mit kostbaren Steinen verziert, Granitobelisken, aus einem einzigen massiven, den Steinbrüchen von Assuan entstammenden Block, Hunderte von Meilen lange, mit Basreliefs und Gemälden bedeckte Mauern, zahllose riesige, vom Fuß bis zum Gipfel gemeißelte Säulen, Alleen aus geheimnisvollen Sphinxen ..... denken Sie sich das alles und tausendmal mehr, und noch werden sie sich kein Bild davon machen können, was Karnak vor vierzig Jahrhunderten war.

In der Mitte dieses Tempels befindet sich eine so ungeheuer große Halle, daß St. Paul's leicht darin Platz finden könnte. Es ist dies die Halle, in welcher ein wahrer Wald von hohen, mit Bildhauerarbeit bedeckten Säulen die zierlichen Kapitäle zum Himmel hebt. Im Mittelpunkt stehen zwölf, die eine Höhe von 60 Fuß und einen Umfang von 34 Fuß zeigen, an den Seiten aber 122 von 37 bzw. 28 Fuß. Es ist ein prächtiger und wunderbarer Anblick.

Seit dem Tage, wo Kambyses Theben zerstörte, haben sich die Ruinen von Karnak allmählich mit Sand, Erde und Schutt bedeckt, und verschwanden endlich ganz, bis der Tag kam, wo die Ägyptologen ihre Ausgrabungen begannen. Als sie die Sphinxenallee und die große Halle freigelegt hatten, begannen die ungeheuren Säulen sich zu neigen, und im Jahre 1899 stürzten elf mit schrecklichem Krachen zusammen. Der Grund war von dem wechselnden Wasserstand des dicht daneben fließenden Nils unterwaschen und hielt nicht mehr stand. Der Schaden schien nicht wieder gutzumachen; aber M. Legrain war da und gelobte, daß diese gestürzten und zerschmetterten Säulen wieder stehen sollten, koste es, was es wolle. Und heute stehen sie.

„Wie in aller Welt haben Sie das fertig gebracht?" fragte ich.

„Das war wirklich die einfachste Sache der Welt", erwiderte er lächelnd, „es kostete nur viel Zeit und viel Mühe. Zuerst haben

wir die Trümmer der Säulen gesammelt, numeriert und aufgeschichtet. Danach wurde der Grund befestigt, und als das fertig war, die Stücke eins nach dem andern wieder aufgesetzt. Darauf mußten wir die Säulen, die Einsturz drohten, niederreißen und den Grund erneuern. Das war das Schwerste von allem."

Verwundert sah ich diesen Mann an, der zehn Jahre lang Maurer, Ingenieur, Zimmermann, Architekt und Archäologe in einer Person gewesen ist. Dann erhob ich meine Augen zu diesen un-

Pylone vom Ptolemäertempel zu Karnak.

geheuren Steinhaufen und fragte, welche Kraft sie zu solcher Höhe errichtet haben könnte.

„Auch das war einfach genug, und überdies benutzten wir weder mechanische Mittel noch mechanische Kraft. Wir taten nur, was die alten Ägypter jedenfalls auch getan haben ..... wir benutzten die Erde."

„. . .?"

„Gewiß — Erde. In demselben Maße, wie die Wand oder die Säule wuchs, häuften wir Erde darum; wir brachten Erde, Erde, immer mehr Erde, bis langsam aber sicher eine schiefe Ebene entstand, über welche starke Seile und kräftige Arme allein die Blöcke an Ort und Stelle zu befördern imstande waren. So bewegten wir Mauerstücke von 50 t ohne den geringsten Unfall. Diese ungeheure Halle hier ist während des letzten Jahres dreimal mit Erde gefüllt

und wieder geleert worden. Die Arbeit des Herbringens und Fortschaffens besorgen Hunderte von Kindern, denen wir täglich $3\frac{1}{2}$ Pence bezahlen, die Männer erhalten fünf. Wenn drei Kinder einer Familie jedes $3\frac{1}{2}$ Pence verdienen, so zieht sich der Vater vom Geschäft zurück."

„Aber woher nehmen Sie alle diese Erde?"

„Ah — das ist ein interessantes Kapitel! Sie entstammt den Teilen Karnaks, die noch nicht bloßgelegt sind; und so töten wir zwei Fliegen mit einem Schlag, denn wir finden im Verlaufe der Ausgrabung zahllose kleine Gegenstände, die wir verkaufen, und deren Ertrag unsere Arbeiten fördern hilft. Kommen Sie, ich will Ihnen ein Versteck zeigen, aus dem wir schon 698 Figuren aus Granit, Gips, Alabaster, versteinertem Holz usw. und 12000 bronzene Statuen und Statuetten genommen haben."

Ich folgte M. Legrain, der mich an den Rand eines ungeheuren Loches führte, auf dessen Grund einige nackte Männer in Schlamm und Wasser wühlten und gruben. Das war das berühmte Versteck, das sich aber in der Tiefe mit Wasser gefüllt hat, wodurch die Arbeit natürlich sehr erschwert wird. Weiter warf ich einen Blick auf die Ausschachtungsarbeiten. Die Männer lösten die Erde mit Hacken und füllten sie in Körbe, welche von einer laufenden und singenden Kinderschar nach dem Ort gebracht wurde, wo man mit der Errichtung der Säulen beschäftigt war.

Die Geschichtschreiber sind immer der Meinung gewesen, daß Theben und Karnak aus derselben Zeit stammen. Es scheint dies aber doch nicht der Fall zu sein.

„Wir haben jetzt", sprach M. Legrain, „unter den Grundmauern von Karnak die Ruinen eines viel älteren Tempels entdeckt, der auf die Zeit 5—6000 vor Christus zurückweist. Er war augenscheinlich ein Tempel von Bedeutung, und wir haben auf seinen Steinen die schönsten Skulpturen gefunden. Sehen Sie hier z. B. das kleine Stück eines Basreliefs."

Und der Direktor von Karnak zeigte mir ein allerliebstes Stück Meißelarbeit, welches einen reizenden Kopf, Blumen und eine kleine, vortrefflich modellierte Henne darstellte.

„Wir numerieren das alles", fuhr M. Legrain fort, „und werden uns bemühen, diesen unterirdischen Tempel ebenso wieder aufzubauen, wie Karnak. Im vergangenen Jahr entdeckten wir in der Ecke dort einen kleinen, einer alten, schrecklichen Göttin geweihten

Große Säulenhalle bei Karnak.

Tempel, die anscheinend Kinder zu essen pflegte. Ich habe ihn wieder zusammengesetzt — kommen Sie, und sehen Sie ihn sich an, Sie werden staunen."

Da stand in der Tat inmitten eines Tempelchens ein häßliches, in phantastischer Weise erleuchtetes Bild.

„Die Araber fürchten sich schrecklich davor", fuhr M. Legrain fort, „und keiner meiner Männer betritt diesen Raum, wenn ich nicht da bin. Sie sind nichts als große Kinder, die fest an Feengeschichten und Geister glauben. So behauptet z. B. einer meiner Arbeiter, daß er jedesmal, wenn er über den Kirchhof geht, von schrecklichen Wesen ohne Kopf, deren Körper Feuer speien, geschlagen wird, und die anderen glauben es ihm. Es geht auch eine Legende von einem Boot, das über den heiligen See fuhr, und sie sind überzeugt, daß ich es noch auffinden werde."

Es ist kaum verwunderlich, wenn die armen Araber ihren Direktor, den einzigen Europäer in ihrer Mitte, für ein über dem Gewöhnlichen stehendes Wesen erachten. Braucht er doch bloß eine Stelle zu bezeichnen, und es werden dort Dinge entdeckt, von deren Dasein vorher niemand eine Ahnung hatte. Als M. Legrain voriges Jahr von seinem Urlaub zurückkehrte, sprach er zu einem seiner Vorarbeiter: „Seht euch hier um, es muß eine Treppe in der Nähe sein." Und es wurde eine Treppe gefunden.

„Ja", sprach der Direktor, „ich wußte von dem Vorhandensein dieser Treppe aus einigen alten Dokumenten im Louvre!"

In diesem Augenblick erreichten wir einen prächtigen Obelisk dessen goldene Lettern uns davon in Kenntnis setzten, daß ihn die Königin Make-Ria errichtet hatte, und daß die Riesenarbeit, den massiven Block im Steinbruch von Assuan loszulösen, ihn nach Theben zu bringen, (er wiegt gegen 1800 t), die Zeichen einzugravieren und den Stein aufzurichten, sieben Monate beanspruchte. Es steht beinahe fest, daß man es heutzutage, sogar mit unsern modernen Hilfsmitteln, nicht fertig bringen würde. Die Königin war, wie es scheint, auf das ungläubige Staunen kommender Generationen auch ganz vorbereitet, denn sie erklärt auf dem Obelisk, daß sie die Arbeit unternommen habe, damit die Leute in künftigen Zeiten ausrufen sollten: „Ist es möglich? Was für ein großartiges Werk!"

„Kommen Sie, sehen Sie sich meinen Garten an!" sagte M. Legrain; aber als ich ihm nach einem mit Mauern umgebenen Platz gefolgt war, sah ich mich vergebens nach Blumen um.

„Nein, nein“, sprach er. „Sehen Sie nicht auf den Boden, betrachten Sie die Mauern!“

Und wirklich fand ich auf dem Gestein eine vollständige Sammlung aller nur denkbaren Pflanzen in zartester Ausführung, eine richtige „Gartenbau-Ausstellung“.

Es war zu erwarten, daß alle Diebe sowohl als auch die Händler mit falschen oder gestohlenen Antiquitäten ein Auge auf

Obelisken von Karnak.

die in Karnak gemachten Entdeckungen haben würden, und es ist wahrlich nicht leicht, alle dort beschäftigten Arbeiter zu überwachen. Vergangenes Jahr durchbrachen in einer Nacht mehrere Diebe unter Mithilfe einiger Wächter die Mauer zu M. Legrains Studierzimmer und entwendeten aus demselben zwei sehr wertvolle Statuen, die nur nach vielen Nachforschungen wieder erlangt werden konnten. Ich möchte den Reisenden anempfehlen, mit diesen Antiquitätenhändlern sehr auf ihrer Hut zu sein. Einer derselben verfährt nach einem schlauen Plan.

Als Konsul irgend eines Landes in Luxor, ladet er einen reichen Ausländer, den er trifft, zu einem Diner in echt arabischem Stil ein. Beim Dessert hört man an der Pforte läuten, und die Diener melden, daß Eingeborene draußen stehen, die merkwürdige,

soeben gefundene Antiquitäten haben. Sie werden hereingeführt, und der reiche Fremde, der der Versuchung nicht widerstehen kann, kauft auf den Rat des Konsuls Dinge, die in Wirklichkeit dem Wirt selbst gehören.

Als Karnak noch auf der Höhe seiner Pracht stand, war es mit dem großen Tempel von Luxor durch eine von Sphinxen eingefaßte Allee verbunden, die über eine englische Meile lang und hundert Fuß breit war. Dem letzteren Tempel entstammt jener Obelisk, der auf dem Place de la Concorde errichtet ist, und ein ganz gleicher befindet sich noch inmitten der Ruinen.

Die an und für sich uninteressante Stadt Luxor ist, dank der Nähe der Königsgräber sowie anderer altertümlicher Monumente, einer der anziehendsten Orte von Ägypten. Das Klima des Winters ist köstlich, und man findet mehrere gute Hotels, von denen das beste und besuchteste das „Grand" ist, welches M. Pagnon, einem sehr gefälligen Franzosen, gehört. Es liegt in einem schönen, schattigen Garten, was man in Ober-Ägypten selten findet, und ist das Gebäude auch nicht gerade neu, so ist es doch sehr behaglich, und Beköstigung sowohl als Bedienung könnten nicht besser sein. Luxor liegt wunderbar schön; die Alten hätten in der Tat keine herrlichere Lage für eine Stadt finden können, die durch mehrere Jahrhunderte die Residenz der Herrscher von Ägypten sein sollte. Der Nil fließt hier majestätisch durch ein breites, fruchtbares Tal, welches von hohen, unbebauten Bergen umsäumt wird.

Nach Diodorus war Theben die älteste Stadt des Niltales und soll, wie Memphis, von Menes im Jahre 4400 v. Ch. gegründet worden sein. Homer hat seinen Ruhm gesungen und uns seine Größe und seine Pracht, seine hundert Tore und 20 000 Kriegswagen beschrieben. Die berühmte Stadt erstreckte sich nicht nur auf dem rechten Ufer des Nils, wo wir heutzutage Luxor und die Ruinen von Karnak finden, sondern auch auf dem linken, wo inmitten fruchtbarer Felder noch heute prächtige Ruinen zu sehen sind.

Das Rameſſeum, ein ungeheurer, von Ramses II. erbauter Tempel, die Kolosse von Memnon, zwei außerordentlich hohe Statuen, deren Häupter den Himmel selbst zu bedrohen scheinen, der berühmte Tempel von Medinet Habu, sie alle stehen noch und sind von dem größten Interesse. In Thebens Blütezeit befand sich die Totenstadt diesseits des Nils, ebenso die Wohnungen der Priester, der Ein-

balsamierer, der Handwerker und der an den Gräbern beschäftigten Arbeiter; auch die Schulen und Bibliotheken und die Gebäude mit den heiligen Tieren hatten hier Platz gefunden. Aus dem Tal erheben sich die lybischen Berge, deren Abhänge wabenartig mit Gräbern bedeckt sind. Zur Linken befinden sich in einem kleinen Tal die Gräber der Königinnen, während die der Könige auf der rechten Seite in einem anderen kahlen und engen Tale liegen. Diese Gräber

Landungsplatz von Luxor.

sind, meiner Meinung nach, die interessantesten und merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten ganz Ägyptens, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den sie mir hinterlassen haben.

In Mr. Quibbells, eines Schotten, Begleitung, der Generalinspektor der Antiquitäten und ein liebenswürdiger Gesellschafter ist, brach ich eines Morgens zeitig vom „Ramses“ auf. Der Tag war sonnig und die Luft köstlich. Nachdem wir den Nil in Segelbooten überschritten hatten, bestiegen wir die uns erwartenden Esel und galoppierten fast eine Stunde lang durch das fruchtbare Land dahin, bis wir den engen und von kahlen, gelben Felsen versperrten Eingang zu dem Tale der Könige erreichten. Der Gegensatz zwischen dem blühenden Land, das wir eben verlassen, und dieser Straße zum Tode, wo kein Vogel, kein Insekt, nicht der Schatten eines

lebenden Wesens sich zeigte, berührte höchst eigentümlich. Ja, das war die Pforte des Todes, das Todesschattental, an dessen Ende die klaffenden Gräber der einst so mächtigen Könige lagen, die, um ihren letzten, langen Schlaf in Frieden tun zu können, in die Abhänge der kahlen, steilen Felsen wunderbare, gemeißelte, bemalte und mit Skulpturen bedeckte Höhlen hatten graben lassen, wo ihre sterblichen Überreste endlich Ruhe finden sollten.

„O, ihr Fürsten der Welt! Es ist alles eitel! Du König, der du dich mit deinen Juwelen und Edelsteinen, mit deinen Gegenständen aus Gold und Elfenbein hier hast niederlegen lassen, es hat dir nicht geträumt, daß ein Tag kommen könnte, wo deine Priester, die Hüter deines Grabes, verschwunden, und dein Volk zerstreut sein würde, ein Tag, wo Diebe eindringen, die Tore aufsprengen und die Mauern niederreißen, ja selbst den Sarg aufbrechen würden, um deinen königlichen Leib aus dem Heiligtum des Grabes mit sich fort in die Welt zu führen!"

Aber so geschah es. Nach M. Maspéros Meinung waren gegen das Jahr 966 v. Chr. die Räuber so mächtig geworden und konnten der Regierung so leicht Trotz bieten, daß sie mehrere Gräber entweihten, bis Oserkon, der Sohn von Scheschonk, alle Grüfte öffnen und die Särge mit den Toten in eine große, gemeinsame Höhle bringen ließ, wo sie etwa dreißig Jahrhunderte später auf seltsame Weise wieder entdeckt werden sollten.

Es scheint, daß im Jahre 1871 ein Araber mit Namen Abd er Rasul Ahmed durch Zufall den Eingang zu dieser Höhle auffand und sich, im Bewußtsein, einen reichen Fund gemacht zu haben, entschloß, Nutzen daraus zu ziehen.

Er machte seinen zwei Brüdern und seinem Sohn Mitteilung von der Entdeckung, und mehrere Jahre lang verkauften er und seine Mitschuldigen an die Touristen Gegenstände von großem Wert aber geringem Umfang, die sie leicht aus dem Versteck in ihre Wohnungen tragen konnten. Im Jahre 1881 ermannten sich endlich die Ägyptologen, und M. Maspéro, zu der Zeit Direktor des Museums in Kairo, begab sich nach Luxor, um Nachforschungen anzustellen. Nach zahlreichen Schwierigkeiten, die hier aufzuzählen zu weit führen würde, entdeckte er das Versteck, und die königlichen Mumien wanderten nun nach Kairo, wo sie in Glaskästen endlich vor die Augen der Welt traten. Zwei Jahre später begann die Mumie der Königin Mes-hent Themebu einen Geruch auszuströmen,

der nichts weniger als angenehm war, und es wurde für nötig erachtet, sie aus ihren Hüllen zu nehmen. Bald kam die Reihe an die Königin Nefartari, die aber gänzlich in Fäulnis überging, so bald sie ausgewickelt war, und begraben werden mußte. Dann entschloß man sich, alle Mumien aufzurollen und zu lüften. Der Anfang wurde mit Ramses II. gemacht. Er war der erste ägyptische Herrscher, dessen Körper die Welt erblickte, und zwar 3200 Jahre nach seiner Einbalsamierung.

Mumie der Königin Teje.

Die Königsgräber bieten noch sehr viel Interessantes, obgleich sie der sterblichen Überreste, des Hausgeräts und der Werkzeuge, die sie einst schmückten, beraubt sind. Die Skulpturen und Basreliefs sind vorzüglich erhalten, und manches Gemälde zeigt nach diesen vielen Jahrhunderten noch wunderbare Frische und Klarheit.

Von den einigen fünfzig Königsgräbern, die die Geschichtschreiber erwähnen, sind, soviel ich weiß, dreiundvierzig aufgefunden worden und stehen nun den Besuchern offen. Alle sind in das feste Gestein gehauen und bestehen aus langen Gängen, die in große Räume führen, deren letzter, der gegen 300—500 Fuß vom Eingange entfernt ist, das Grab enthält.

Das Grab war den alten Ägyptern nicht nur ein in die Grube gesenkter Sarg, sondern ein riesiges Gemach, welches von den größten Malern und Bildhauern der Zeit ausgestattet und ausgeschmückt wurde, und in welchem der Tote ganz nach Belieben umhergehen und die altgewohnten Bequemlichkeiten genießen konnte. Darum finden wir auch an den Wänden und Säulen jene prächtig entworfenen Szenen aus dem Leben, das er geführt hatte, und aus dem zukünftigen, wie er es sich vorstellte.

Goldmaske der Mumie der Königin Teje.

Mr. Quibbell führte mich zuerst an das Grab von Merneptah, welches erst vor einigen Monaten aufgefunden und bis jetzt dem Publikum noch nicht gezeigt worden war. Elektrisches Licht erhellte die Gänge und Vorräume, so daß man alle Einzelheiten bewundern konnte, aber das Heiligtum selbst, das Grab, lag, als wir eintraten, in vollständiger Dunkelheit. Da füllte sich plötzlich das düstere Gewölbe mit Licht, und in dem blendenden Schein der elektrischen Lampen erblickte ich eine riesenhafte, schöne Granitfigur in zartem Grau, die, auf dem Rücken liegend, die Hände über der Brust gekreuzt hatte.

Die Wirkung, die dieses wundervolle Bildwerk — der Tote auf dem Deckel seines Sarges — hervorbringt, ist unvergeßlich.

Mir jedoch hat von allen Gräbern, die ich gesehen habe, das von Amenhotep den größten Eindruck hinterlassen, wahrscheinlich weil es das einzige war, welches die Mumie noch enthielt. In der Mitte des Heiligtums steht ein ungeheurer, prächtiger Sarg aus rotem Marmor; der Deckel ist entfernt, und man erblickt den Körper.

Die Hüllen sind zum Téil abgewickelt, und Kopf, Hals und Schultern sehen schwarz und vertrocknet aus. Es ist unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die der Anblick dieses mächtigen Monarchen hervorruft, der 3500 Jahre nach seinem Tode so klein, so verdorrt unter den Strahlen der Edison-Lampen ruht. O, Verhöhnung der menschlichen Wünsche! Nachdem er den Berg bis ins tiefste Innere durchbohrt, um friedlich und unerreichbar seinen letzten Schlaf zu tun, ist der große König heute den Blicken von Tausenden neugieriger Touristen ausgesetzt.

Kurze Zeit, nachdem ich Luxor verlassen hatte, wurde noch ein Königsgrab, und zwar von Mr. Theodore Davis, einem Amerikaner, entdeckt, der ebenfalls ein berühmter Ägyptologe ist und die Wintermonate archäologischen Forschungen widmet. Man kann sich seine Freude denken, als er seine langen, ernsten und kostspieligen Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt sah, und ein Königsgrab vor ihm lag.

Koffer in blauer Emaille und Gold mit König Amenhoteps III. Namen. (Königin Tejes Grab).

Hatte ich das Mißgeschick, Luxor vor der neuen Entdeckung zu verlassen, so war ich wenigstens so glücklich, kurze Zeit darauf einen Vortrag von M. Maspéro über den Gegenstand zu hören. Mit seiner sanften, gewinnenden Stimme erklärte uns der Museums-Direktor in klarer, leichtfaßlicher Ausdrucksweise und größter Einfachheit, daß es der Königin Teje Grab war, der Gemahlin von Amenhotep III., der 1500 v. Chr. gelebt hat. Nachdem M. Maspéro den reichen Ausländern wohlverdientes Lob gespendet hatte, die, gleich Mr. Davis, ihm mit ihrer Zeit und ihrem Geld in seinem Wirken behilflich gewesen, fuhr er fort:

„Die von Mr. Davis unternommenen Ausgrabungen fanden in einer Ecke des Tales der Könige statt, wo die meisten Ägyptologen das Auffinden von irgend etwas Interessantem für nicht wahrscheinlich hielten. Aber das Geschick wollte es, daß Mr. Davis gerade hier eine der wichtigsten und interessantesten Entdeckungen unserer Zeit machen sollte. Königin Tejes Grabstätte war unver-

letzt, obgleich sie augenscheinlich in der Römerzeit von Räubern heimgesucht worden war, die die Juwelen an sich genommen, alles übrige aber nicht berührt hatten. Wir waren so begierig, dieses Grab ganz unverändert zu sehen, daß wir durch ein kleines Loch hineinkrochen, welches eben nur groß genug war, ein Kind, einen Dieb ..... oder einen Archäologen durchzulassen.

„Nahe dem Eingange fanden wir einen prächtigen Käfer und zwei kunstvoll geformte Vasen, — ein schlechtes Zeichen, denn es bewies, daß das Grab geöffnet worden war. Augenscheinlich hatten Diebe diese Gegenstände unterwegs verloren. Aber wie groß war unsere Freude, als wir das Heiligtum unerbrochen und von tausend Gegenständen angefüllt fanden, die die Vergangenheit zurückriefen. Auf der Ziegelmauer, die es bis auf den heutigen Tag von der Welt getrennt, sahen wir noch die Spuren von lehmigen Händen, — von Menschenhänden, schon seit Jahrhunderten tot, die die Wand, wie sie meinten, für alle Ewigkeit verschlossen hatten.

Ein in Königin Tejes Grab gefundener Stuhl.

Die verwichenen Jahrhunderte erstanden in lebendiger Frische vor unserm geistigen Auge. In der Mitte des Sarges lag ein rosafarbenes Kissen nachlässig hingeworfen; daneben stand ein anscheinend moderner, sich dem Empirestil nähernder Stuhl, welcher jedoch ein gewisses ägyptisches Gepräge trug. Weiterhin war ein vergoldeter Armstuhl mit geraden Beinen, der an den Stil Louis XVI. erinnerte, ihm gegenüber ein ganz ägyptischer. Hier ein mit Blattgold überzogener, vollständiger Wagen mit Rädern, Deichsel und Joch, ferner eine ganze Möbeleinrichtung, große Truhen aus schwarzem Holz und 72 Krüge, die allerlei Opfergaben und Vorräte enthielten, Enten, Wildschlegel, getrocknetes oder balsamiertes Fleisch, Brot,

Weizen, und in anderen Spuren des Weins und der Wohlgerüche, die darin aufbewahrt worden waren. Als ein großer Krug zufällig umgeworfen wurde, lief eine dicke, gelbe Masse, Honig, heraus. Und wie sonderbar! In demselben Augenblick sahen wir eine Biene, die von draußen hereingekommen war, darauf zufliegen. An den

Vergoldetes Ende einer Bettstelle mit Darstellung des Gottes Bes. (Grab der Königin Teje).

Seiten lagen goldene, silberne und elfenbeinerne Gegenstände und, nicht zu vergessen, ein riesiges Bündel Zwiebeln."

Danach erzählte M. Maspéro uns einige interessante Details aus dem Leben dieser alten Ägypter im allgemeinen und der Königin Teje im besonderen, die eine merkwürdige Frau gewesen sein muß.

* * *

Ich habe mein Möglichstes getan, um eine Photographie von M. Maspéro zu erhalten, denn natürlich war ihm in meinem Buch über Ägypten ein Platz reserviert. Aber ach, ich habe nur einen Teil des Kopfes vom Altertumsdirektor erhalten können. Als ich

ihn zum ersten Mal um sein Bild ersuchte, erwiderte M. Maspéro: „Ich bedaure, Ihrer Bitte nicht entsprechen zu können; meine letzte Photographie stammt aus dem Jahre 1883. Seitdem bin ich höchstens einmal im Husch aufgenommen worden, in einer gelegentlichen Gruppe, oder neben einem Denkmal, um dessen Größe zu veranschaulichen. Da bin ich dann gewöhnlich ungefähr drei Millimeter groß, und das würde Ihnen wohl nicht genügen, fürchte ich."

Nein, wirklich nicht. M. Maspéro ist ja kein Riese, aber drei Millimeter ist doch etwas zu wenig; man würde ja ein Vergrößerungsglas brauchen, um ihn in der Mitte der Seite herauszufinden. Da ich aber etwas hartnäckig veranlagt bin, kam ich auf das Thema zurück und bat M. Maspéro, sich doch bei Dittrich in Kairo photographieren zu lassen. Seine Antwort ist charakteristisch für den Mann, ich gebe sie deshalb nachstehend wieder:

„Kairo, den 3. Juli 1905.

Hochgeehrter Herr!

Wenn Dittrich mich für Sie photographiert, so werden morgen meine Bilder in allen Photographieläden Kairos zum Verkauf ausliegen. Ich habe aber ein Bild gefunden, das M. X. vergangenen Winter von mir in Karnak aufgenommen hat. Ich bin ganz gut getroffen, aber da das Bild schlecht eingestellt gewesen ist, fehlt die eine Seite meines Kopfes. Ihr Photograph wird das leicht in Ordnung bringen können. Schön ist das Porträt ja nicht — ich bin es aber auch nicht, und jedenfalls ist es natürlicher, als wenn ein Berufsphotograph es gemacht hätte.

Ihr sehr ergebener

G. Maspéro."

„Ach, mein lieber Herr Maspéro! Selbst der geschickteste Photograph kann nicht Stücke eines Kopfes einsetzen, die nicht vorhanden sind, besonders wenn er sein Original nie gesehen hat. Ich ziehe vor, Ihr Bild mit dem halben fehlenden Kopf nicht zu veröffentlichen, als möglicherweise einen Klumpen ansetzen zu lassen, der in den Augen eines Phrenologen den großen Ägyptologen zu einem ganz außergewöhnlichen schrecklichen Wesen machen würde.

Assuan und das Katarakt-Hotel.

Kapitel 14.

Assuan.

Der erste Wasserfall — Gesellschaft — Das berühmte Wasserbecken, welches Ägypten Wasser und Reichtum gibt — Ist es stark genug? — Mögliche Verheerung des ganzen Niltales — Sir William Wilcox und die Lieblingsideen eines großen Ingenieurs — Zukunftspläne von Sir William Garstin — Soll Philä, das anmutigste Denkmal Ägyptens, gänzlicher Vergessenheit anheimfallen?

Obgleich die Entfernung zwischen Luxor und Assuan nur 130 Meilen beträgt, so nimmt die Fahrt auf der schmalspurigen Bahnlinie und durch eine Gegend, wo König Staub sein Zepter unbarmherzig schwingt, doch nicht weniger als acht Stunden in Anspruch.

Ich kehrte per Bahn von Assuan nach Kairo zurück und habe meines Wissens noch nie so viel Staub geschluckt als zwischen der ersteren Station und Luxor. Zwischen Kairo und Luxor dagegen verkehrt der höchst bequeme Luxuszug der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft. Es ist einer der besten mir bekannten Züge. Er verläßt Kairo abends und erreicht Luxor am nächsten Morgen. Ihm ist ein vorzüglicher Speisewagen beigegeben, und die Betten sind erstklassig. Ich glaube, zwischen Luxor und Assuan ist der Ausbau zu einer normalspurigen Bahn bereits in Angriff genommen, so daß man diesen oder spätestens nächsten Winter auch die letztere Stadt auf bequeme Weise wird erreichen können.

Natürlich machte ich die Reise von Luxor nach Assuan an Bord des „Ramses", der, nachdem er uns drei Tage zu einem Besuch Thebens gegeben hatte, seine Fahrt bei schönstem Wetter fortsetzte, einem

Wetter, welches Oberägypten inmitten des Winters herrliche Frühlingstage beſchert. Während wir uns im Sonnenſchein wärmten, verkündigten Telegramme, daß ganz Europa vor Froſt zitterte, daß der Süden mit Schnee bedeckt war, und daß die weißen Flocken ſelbſt Algier einen Beſuch abgeſtattet hatten.

Schaduf (Ziehbrunnen).

Auf dem Nil herrſchte außerordentlich reges Leben. Große Boote ſchwammen hinauf und herab, und an den Ufern waren, immer nur wenige Meter voneinander entfernt, Männer, nur mit einem Stück Tuch um die Lenden bekleidet, raſtlos beſchäftigt, das Waſſer mittelſt alter Schadufs zu heben. Können Sie glauben, daß dieſe armen Burſchen täglich bis zu 8000 Gallonen heben? Freilich arbeiten ſie von Sonnenaufgang bis zum Niedergang .... für fünf Pence pro Tag.

Cooks große Boote legen die Entfernung zwiſchen Luxor und Aſſuan in zwei Tagen zurück, den Aufenthalt in Esneh, Edfu und Kom Ombo inbegriffen. Der erſte dieſer Orte iſt eine ziemlich bedeutende Stadt mit großen Häuſern, von Menſchen wimmelnden Straßen, guten Bazaren und Märkten. Der Tempel iſt nur zum Teil ausgegraben, und nur eine einzige Halle wird von den Touriſten beſucht.

In Edfu gibt es jedoch einen ungeheuren Tempel, der unter der Regierung Ptolemäus' III. im Jahre 237 v. Chr. begonnen wurde,

und dessen Bau nicht weniger als 180 Jahre, 3 Monate und 14 Tage dauerte. Er war von Sand, Erde und Schutt vollständig überdeckt, auf denen Hütten und Ställe errichtet worden waren, als ihn Mariette auffand und zu Tage förderte.

Die Skulpturen am Tempel zu Edfu sind sehr interessant, einige davon aber mir rätselhaft. Da befanden sich zum Beispiel auf den dortigen Basreliefs, wie auch auf denen, die wir anderen Tages in Kom Ombo sahen, Männer in Profil mit der Brust einer Frau; während aber die Brust der auf den Skulpturen dargestellten Frauen

Tempel von Kom Ombo.

herabhing, lang und schlaff war, zeigte die der Männer gerade und feste Formen.

Unser Dragoman erklärte, daß die seltsame Mannesgestalt den Nil versinnbildlichte, die Brust aber das Symbol der Fruchtbarkeit sei.

Ich muß sagen, wenn jene Bildwerke der alten Ägypter naturgetreu sind, haben die Damen damaliger Zeit etwas zu wünschen übrig gelassen! Arme und Beine keulenförmig, kolossale Schultern und keine Hüften! Ein schöner Typus weiblicher Schönheit! Ich habe so meinen Argwohn, daß die Bildhauer jener Epoche ihren Grund hatten, uns über die wahren Formen ihrer Weiblichkeit im unklaren zu lassen. Die Zahl der Frauen, die auch ohne Schneiderkünste einen guten Eindruck machen konnten, ist höchst wahrscheinlich sehr beschränkt gewesen. Genau wie heute noch. Trotz allem, was diese Schlauköpfe, die alten und modernen Dichter, uns über dieses Thema

vorgesungen haben, und obgleich Maler und Bildhauer sich bemühen, uns Ausnahmen vorzuführen, danke ich doch meinem Stern, daß ich zu einer Zeit lebe, wo die Damen nicht mehr unbekleidet gehen, sondern Künstlern, wie Doucet und Redfern, erlauben, all ihre Unvollkommenheiten mit ihrer Kunst zu bedecken. Als ich, wie im Sudan, die Negerinnen ihre empörende Blöße zur Schau tragen sah, malte ich mir mit Kummer den Anblick eines Paris oder London aus, wo alle Frauen ohne Ausnahme, junge und alte, hagere und beleibte, große und kleine, herumwandelten, wie ihr Schöpfer sie gemacht hatte, und unseren entsetzten Augen ihre Ecken oder ihren Mangel daran darboten. Wir haben an Bord des „Ramses" ein prächtiges Exemplar der zuletzt erwähnten Gattung. Da die Betten ziemlich schmal sind, muß sie jeden Abend hineingezwängt werden ..... und so liegt sie die Nacht über, ohne sich rühren zu können, und am Morgen stellt sie ihr Gatte mit Hilfe des Arabers wieder auf ihre Füße. Sie sitzt konsequent rittlings auf ihrem Esel, und das arme Tier verschwindet fast unter dem Fleischkoloß, der, nebenbei gesagt, von einem riesigen Hut mit einem absonderlich gefiederten Vogel darauf gekrönt ist. Aber wenn auch: ich ziehe sie so jedenfalls dem „au naturel" vor. Und ihr Gatte kann sich beglückwünschen, daß er nur die eine Frau hat! Ich kenne einen Engländer, den seine vier Schwestern, alles unschöne Mädchen, zu begleiten pflegten, und er gab erst diese Gewohnheit auf, als eines Tages ein Eseltreiber in Assuan zu ihm sagte:

„Drei von Ihren Frauen sind eben ausgegangen. Die vierte habe ich nicht gesehen."

Der Tempel Kom Ombo, wo die Boote sich nur eine Stunde aufhalten, ist voll interessanter Skulpturen, auf denen Frauen ohne Hüften und Männer mit Busen, mit Zwitterwesen wetteifern; sie bieten Schüsseln, die mit allerhand Dingen gefüllt sind, Persönlichkeiten — Königen oder Göttern — dar, die die offene Hand entgegenstrecken.

Ach, diese offne Hand! .... Man sieht sie durch ganz Ägypten, auf den Straßen sowohl als in den Tempeln. Backschisch war offenbar den Pharaonen selbst angenehm.

Einige Meter abseits von den Ruinen Kom Ombos erhebt sich, von häßlichen, modernen Gebäuden umgeben, ein riesiger Schornstein; er bereitet auf den Anblick des neuen Unternehmens vor, welches eine Anzahl Geldmänner, Messrs. Cassel & Suarès an der

Insel Elephantine.

Spitze, ins Leben gerufen haben. Kein Mensch hatte je daran gedacht, das Land um Kom Ombo herum zu kaufen, weil man bei seiner hohen Lage über dem Nil eine Bewässerung für unmöglich hielt. Aber wozu gibt es denn heutzutage Dampfpumpen von solcher Kraft, daß es ein Kinderspiel ist, Wasser 15 Meter hoch zu heben? Die Kom Ombo Co. kaufte von der Regierung 30000 Feddan (za. 27250 Acker) für vier Schillinge pro Feddan (gegen 4400 Quadratmeter). Eine der Bedingungen war, daß die Gesellschaft das zur Bewässerung dieser Ländereien nötige Geld geben sollte. Dagegen verpflichtete sich die Regierung, während eines Zeitraumes von fünf Jahren keine Steuern auf das übrige Land zu erheben und der Gesellschaft, sobald diese es verlangte, weitere 35000 Feddan Land zu verkaufen. Man hat bereits sehr bemerkenswerte Vorkehrungen getroffen, die bis jetzt 30000 Pfund Sterling gekostet haben, und man ist noch auf 30000 mehr gefaßt, ehe das Land ertragfähig sein wird. Der bewässerte Feddan würde demnach auf 2 Pfund, 4 Schilling zu stehen kommen, und man kann wohl annehmen, daß er nach einigen Jahren 12 Pfund und mehr wert sein wird. Von dem übrigen Lande wird die Regierung einige 30000 Pfund Sterling jährlich aus Steuern ziehen, sobald die 65000 Feddan ertragfähig geworden sind.

Zwölf Tage nach unsrer Abreise von Kairo erreichte der „Ramses" endlich Assuan, die berühmte, am ersten Nilfall gelegene Stadt. Zu allen Zeiten haben Assuan und die ihm gegenüberliegende Insel Elephantine zu den wichtigsten und interessantesten Orten Ägyptens gezählt. Es ist die Grenzstadt, der äußerste Süden, wo Ägypter, Perser, Römer und endlich auch die Anglo-Ägypter Garnisonen errichtet haben. Jenseits des Katarakts liegt Nubien, und darüber hinaus der ungeheure, immer noch geheimnisvolle Sudan.

Heute ist Assuan eine moderne und bedeutende Stadt, welche im Winter nicht nur voll von Touristen ist, die die Züge und Schiffe täglich bringen, sondern die auch eine immer mehr anwachsende Zahl Fremder aufweist, die den Winter da verleben. Der Ruf des Klimas ist etwas übertrieben. Es ist sehr trocken, warm und sonnig, Regen und Nebel sind fast unbekannt. Aber man muß bedenken, daß diese große Trockenheit der Luft erschlaffend wirkt, und daß oft kalte, scharfe Winde herrschen. Für zarte Personen ist die Gefahr sehr groß. An einem sonnigen, windgeschützten Ort kann man im Monat Januar ganz gemächlich „braten", aber wenn der Wind geht, so

bläſt er durch die Kleider, daß man ſchauert. Oft genug ſieht man Leute in Flanellanzügen mit Tropenhelm und Sonnenſchirm, die einen Überzieher und ein dickes Plaid auf dem Arm tragen. Mit etwas Umſicht läßt ſich eine Erkältung ja vermeiden; aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß ſelbſt der Stärkſte größte Vorſicht üben ſollte.

Abgeſehen von dieſen Mängeln will ich gern zugeben, daß

Grab eines Scheichs in der Wüſte bei Aſſuan.

Aſſuan im Winter ein idealer Aufenthaltsort für ſolche Leute iſt, die ihre Zeit gern im Freien verbringen. Was man auch den Tag über vornehmen will, ob man eine Segelfahrt auf dem Nil macht, oder die Inſeln Elephantine und Philä einer genauen Beſichtigung unterzieht, ob man Tennies, Cricket oder Golf ſpielt oder auf Eſeln oder Kamelen in die Wüſte hinein reitet — nirgends braucht man ſich zu langweilen, man kann jeden Augenblick des lebenſpendenden Sonnenſcheins voll ausnützen.

Es gibt in Aſſuan drei vorzügliche Hotels, zwei davon ganz modernen Stils. Das Cook gehörige „Katarakt-Hotel“ wird von M. Pagnon (Inhaber der Hotels von Luxor) vorzüglich geleitet. Es liegt in idealer Lage auf ſanft anſteigendem Terrain nach Süden

zu. Die Salons, Hallen, Terrassen, Bibliotheken, Billardsäle usw. sind prächtig möbliert, und der ungeheure maurische Speisesaal wirkt entzückend. Man wird leicht verstehen, welch große Schwierigkeiten bewältigt werden müssen, um ein solches Etablissement zeitgemäß zu führen und um, 600 Meilen von Kairo entfernt, Hunderten von Gästen, deren Appetit der Aufenthalt im Freien geschärft hat, täglich ein vorzügliches und abwechselungsreiches Menü zu bieten, das der besten Pariser Restaurants würdig ist. Wie erstaunlich, daß man an der Grenze von Nubien zu einem vernünftigen Preise all den Komfort und Luxus findet, an den wir gewöhnt sind, und den wir in Ostende Baden-Baden, Nizza und Monte Carlo gern mit schwerem Gelde aufwiegen.

Auf Elephantine liegt inmitten eines herrlichen Gartens ein anderes palastähnliches Gebäude, das „Savoy-Hotel", das der Anglo-Amerikanischen Gesellschaft gehört und sich gleicher Beliebtheit erfreut wie der „Katarakt".

Endlich finden wir noch in der Stadt selbst, in der Nähe des Landungsplatzes, das M. Pagnon gehörige „Grand Hôtel d'Assuan! Es ist weniger anspruchsvoll, weniger teuer als die anderen, aber trotzdem sehr behaglich. Wie in Kairo, so sind auch hier die Hotels Mittelpunkt aller Veranstaltungen. Tagsüber beschäftigt man sich mit allen Arten von Sport, am Abend finden Konzerte, Bälle und Bridge-Partien statt. Von Zeit zu Zeit gibt es Esel- und Kamelrennen, Schnitzeljagden usw., an denen jung und alt, Herren, Damen und Kinder mit großer Begeisterung teilnehmen.

Als ich eines Nachmittags bei weitgeöffneten Fenstern in meinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt war, hörte ich plötzlich einen schrecklichen Lärm und wurde, nachdem ich auf den Balkon geeilt war, Zeuge eines Schauspiels, das ich nie vergessen werde. Hunderte von Eseln kamen herangesprengt, Esel von jeder Farbe und Größe, die auf ihren Rücken die verschiedenartigsten Reiter trugen, denen man unter demselben Himmelstrich begegnen kann. Alle waren sie zu einer Schnitzeljagd herbeigekommen, die ihren Ausgangs- und Endpunkt am „Katarakt-Hotel" haben sollte. Nie in meinem Leben habe ich eine so außergewöhnliche Versammlung von Männern jedes Alters gesehen. Ihre Köpfe waren mit Tropenhelmen, Panama-, Stroh- und Filzhüten bedeckt; die Füße umschlossen Schuhe, Gamaschen und wunderlich geformte Reitstiefel. Die Frauen trugen seltsamen Kopfputz, von dem lange Schleier

Nubiſches Dorf auf der Inſel Elephantine.

herabwallten, und kurze Röcke, die sich wohl vorzüglich zum Gehen eignen mochten, für den Sattel aber etwas zu luftig waren. Diese ganze, aus allen vier Weltgegenden zusammengeströmte Menge gestikulierte und schrie in allen Sprachen, und ich wunderte mich nur über die Ruhe der Esel, dieser unübertrefflichen Tiere.

Etwas weiter hin hockten mit ausgestreckten Hälsen die Kamele im Sand und betrachteten das aufregende Schauspiel mit dem größten Interesse; als aber das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, und der riesige Zug mit Schreien und Peitschengeknall davonstürmte, stießen einige voll Wut, daß man sie zurückgelassen hatte, das schrecklichste Geheul aus — und das Heulen eines Kamels ist nicht besonders musikalisch.

Wenn ich nicht irre, sind alle Hotels von Assuan und Luxor jetzt zu einer einzigen Gesellschaft, der „Oberägyptischen Hotelgesellschaft", zusammengeschlossen worden, die von M. Pagnon und den beiden großen Hotelbesitzern in Kairo, den Herren Rungovich und Baehler geleitet wird. Die Zahl der Touristen ist in so schnellem Steigen begriffen, daß das „Katarakt" und das „Savoy-Hotel" mit Vergrößerungsbauten beschäftigt sind, die fast nur Zimmer mit einem Bett enthalten werden. Es scheint, daß die Touristen mehr und mehr von Zimmern mit zwei Betten abkommen, und man braucht wohl nicht nach einem Grund für diese Tatsache zu suchen. Zweifellos fühlen sich zwei Personen behaglicher in zwei aneinanderstoßenden Räumen, von denen jeder Bett, Tisch, Kleiderschrank, Toilettentisch usw. enthält, als in einem einzigen Raum; und da der Preis für zwei Einzelzimmer nicht mehr beträgt als für einen Doppelraum, so ist das Publikum nicht so töricht, die letzteren zu verlangen.

Niemand fragte vergangenen Winter in Assuan nach Zimmern mit zwei Betten, selbst ganz unzweifelhaft verheiratete Paare nicht. Dagegen fand ein wahrer Sturm auf die Einzelräume statt. Ein gliederkranker Franzose, der mit einer stämmigen Wärterin reiste, wurde mit ihr in ein zweibettiges Zimmer quartiert; er beklagte sich täglich über diesen Umstand und sprach zum Direktor:

„Aber mein Herr, das geht doch nicht! Denken Sie doch an meinen Ruf . . . . . ich bin Familienvater. Was werden die Leute sagen, wenn sie hören, daß ich diese junge Person nachts in meinem Zimmer gehabt habe?"

„Aber, mein Herr", erwiderte der Direktor, „das schadet doch nichts! Sie muß Sie ja doch an- und auskleiden und zu Bett bringen."

„Schadet nichts?“ schrie der Franzose, „es schadet wohl!“

„Und bedenken Sie nur“, flüsterte der Direktor und blickte nach gewissen Gruppen hinüber, „daß es manche gibt, die gern mit ihr tauschen würden!“

Assuan ist unstreitig der malerischste Ort Oberägyptens. Auf beiden Seiten des Nils strecken hohe, felsige Berge ihre schwärz-

Beschärinenlager.

lichen Gipfel zum Himmel empor. Sie sind hier und da mit alten Ruinen gekrönt und beinahe ganz mit goldenem, in warmen, fast unbeschreiblichen Farbentönen schimmerndem Sande bedeckt.

Zwischen der Stadt und der mit Grün bedeckten Insel Elephantine fließt der Nil in schnellem Laufe dahin. Er ist wie besät mit Hunderten von Nilbooten und anderen Fahrzeugen, deren Mannschaften ihre ewige monotone Melodie singen. Etwas höher hinauf liegt der erste Wasserfall mit seinen Stromschnellen, wo das Wasser brüllend zwischen den Felsen herabstürzt.

Nirgends habe ich prächtigeren Sonnenuntergang gesehen, als in Assuan, aber es bedarf einer fähigeren Feder, als die meinige ist, um die wunderbaren, phantastischen Farben zu beschreiben, in die Himmel, Erde, Fluß und Berge getaucht sind. Kamele sind hier sehr begehrt. Besonders scheinen Damen diese riesigen Reittiere zu lieben, die sicherlich ihre Vorzüge haben, aber es ist eine gewaltsame Bewegung, die nicht jeder aushalten kann.

Auf dem Rücken des Kamels oder des Esels sind die Ausflüge, die man von Assuan unternehmen kann, sehr interessant. Ein besonders beliebter ist das Lager der Bescharinen, das nach einem halbstündigen Ritt zu erreichen ist und dicht neben dem arabischen Kirchhof liegt. Diese Araber (im Lager, nicht auf dem Kirchhof) mit langem Haar und seltsamen Gesichtern, wohnen in elenden Hütten aus Flechtwerk und von so primitiver Bauart, daß sie wahrhaft malerisch wirken.

Unnötig zu sagen, daß es in Assuan, wie überall in Ägypten, auch berühmte Gräber gibt; hier befinden sich auch jene bekannten Granitbrüche, aus denen die Ägypter das Material zu ihren Obelisken, ihren Statuen und Sarkophagen genommen haben. Heutigestags noch ist ein unvollendeter, einige dreißig Meter langer Obelisk zu sehen.

In einiger Entfernung von Assuan liegt, nicht weit vom oberen Teile des Kataraks, der Tempel von Philä, jener eleganteste und zierlichste aller ägyptischen Tempel. Auf der Insel gleiches Namens gelegen, befindet sich die „Perle Ägyptens" eigentlich auf nubischem Gebiet. Die Eingeborenen nennen den Tempel „Gesiret Anas el Wogud", nach dem Helden einer der Geschichten aus Tausend und einer Nacht, der, ägyptischer Überlieferung nach, seine Braut hier gefunden hat. Die Insel Philä liegt im Mittelpunkt des Raumes, der das ungeheure Wasserbecken von Assuan bildet, von dem ich schon gesprochen habe. In den Zeiten, wo es ganz gefüllt ist, verschwindet die ganze Insel und ein großer Teil des schönen Tempels unter dem schlammigen Nilwasser.

Als man sich über den Bau der Talsperre schlüssig geworden war, griffen die Gelehrten und Archäologen der ganzen Welt zu den Waffen und forderten, daß eine andere Gegend gewählt werde. Es war jedoch unmöglich, im ganzen Niltal eine andere, gleich günstige Stelle zu finden, und als es zu wählen galt zwischen dem zierlichen Tempel und jenem Werk, das den Ertrag des Ackerbaues

in Ägypten verdoppeln sollte, zögerten die Ingenieure nicht — Philä wurde geopfert. Es muß jedoch erwähnt werden, daß zur Erhaltung dieses denkwürdigen Bauwerks sehr wichtige Arbeiten vorgenommen wurden, auf die die Regierung nicht weniger als 22000 Pfund Sterling verwendete.

Und seltsame Tatsache: gerade das Wasser, das, wie zu befürchten stand, den berühmten Tempel zerstören würde, hat ihn aller Wahrscheinlichkeit nach gerettet. In seinem Bericht von 1904 bemerkt Lord Cromer, daß er während der Ausführungen der Arbeiten

Säulenhalle von Philä während der Flut.

den Tempel besucht habe und über den schlechten Zustand der alten Grundmauern erschrocken sei, der binnen kurzem den Zusammensturz gewisser Gebäudeteile bewirkt haben würde.

Vor ungefähr zwei Jahren schrieb M. Naville im Journal de Genève:

„Ich gehöre zu denen, die bei vielen Gelegenheiten — sei es in der Presse oder auf wissenschaftlichen Kongressen — gegen den Bau des Staudammes von Assuan geredet haben ..... ich glaube aber, daß die Archäologen jetzt Grund haben, zufrieden zu sein. Auf Jahre hinaus ist das Bauwerk außer aller Gefahr, auch scheint das Wasser keine schlechte Einwirkung auf den Stein auszuüben, höchstens in einigen Räumen, die als einzige Öffnung eine niedrige Tür besitzen und deshalb notwendigerweise feucht bleiben und sich mit Salpeter überziehen. In gewisser Hinsicht kann man sogar an-

nehmen, daß der Tempel von Philä sich heute in einem besseren Zustand befindet, als die meisten anderen geschichtlichen Denkmäler Ägyptens. Seit einigen Jahren machen die großen Tempel eine Krisis durch, die ich „Altersverfall" nennen möchte. Sind die Ausgrabungen daran schuld? Man wird es nicht leugnen können. In der Eile, diese großartigen Überreste ans Licht zu bringen, hat man es zu häufig unterlassen, genügend zu untersuchen, ob sie auch stark genug waren, allein zu stehen, oder ob sie nicht des Haltes ganz nötig bedurften, denen ihnen die Schuttberge oder die Dörfer boten, die mitten zwischen die Säulen hineingebaut worden waren. In Philä hätte dasselbe geschehen können wie anderwärts. Der Tempel wäre allmählich gesunken, hier und da eine Säule oder ein Bogen eingestürzt, und man hätte warten müssen, bis genügende Kapitalien verfügbar waren, ehe man die Grundmauern befestigen konnte. Jetzt aber ist dies ganz gründlich geschehen, und wir sind der ägyptischen Regierung nicht nur für die Bereitwilligkeit dankbar, mit der sie das pekuniäre Opfer gebracht hat, sondern wir leben auch der Überzeugung, daß die von uns erhobenen Einwände nicht ohne Einfluß auf ihre Entscheidung geblieben sind."

Endlich erklärt M. Maspéro in seinem letzten Bericht: „Ich freue mich, konstatieren zu können, daß der Zustand von Philä ein ganz befriedigender ist. Statt, wie zu befürchten stand, unter dem Einfluß des Wassers abzubröckeln, hat sich der Sandstein verdichtet und verhärtet; er ist fester geworden und wird sich deshalb widerstandsfähiger erweisen können, als früher."

Man hatte also Grund zu hoffen, daß Philä trotz seines jährlichen Bades noch manches Jahrhundert überdauern würde, und die Archäologen waren glücklich darüber; aber ach, ihr Friede ist nur von kurzer Dauer gewesen, denn die Ingenieure haben angefangen davon zu reden, daß der Wasserstand in dem Becken um zwanzig Fuß erhöht werden soll. Das wäre Philäs Ende.

Die Erhöhung des Reservoirs ist für Ägypten eine Frage von der größten Bedeutung, und obgleich ich von diesen Dingen nicht viel verstehe, muß ich doch versuchen, den Grund kurz zu erklären. Es sind die beiden großen Ziele des Departements der öffentlichen Arbeiten (an dessen Spitze Se. Exzellenz Fachri Pascha, ein sehr intelligenter Ägypter, und sein Unterstaatssekretär, Sir William Garstin, stehen), erstens, durch die bereits in Kapitel 4 erwähnten Mittel die Wassermenge des Nils, von der der Bodenreichtum abhängt, zu ver-

Philä vor Erbauung des Wehrs von Aſſuan.

größern, und zweitens, zur Zeit der Überschwemmung Millionen Kubikmeter Wasser aufzustauen, die während der trocknen Jahreszeit abgelassen, den Boden doppelt so ertragfähig als früher machen werden.

Fernstehende, die von dem Sammelbecken zu Assuan reden hören, stellen sich darunter gewöhnlich eine Art riesigen Behälters vor, der eine größere oder geringere Wassermenge birgt. Das ist natürlich kaum richtig; aber es ist außerordentlich schwer, denen, die es nicht gesehen haben, die Großartigkeit des Werkes zu beschreiben. Kurzum: man hat am oberen Teile des Ersten Falles quer durch den Fluß ein kolossales, riesiges Wehr, einen wirklichen Granitberg, errichtet. Das durch diesen mächtigen Damm zurückgehaltene Wasser breitet sich nun in dem Raum zwischen den Bergen aus, die sich auf beiden Seiten in einiger Entfernung erheben, und bildet so einen ungeheuer großen See, unter dem die Ebene und die früher hier befindlichen Dörfer gänzlich verschwunden sind. Hier und da zeigen sich die Wipfel hoher Palmbäume über der Wasserfläche von der Insel Philä sind nur die Spitzen der Pylone und einige Säulen zu sehen. Der Damm wird von 180 riesigen Schleusen durchbrochen, durch welche der Überschuß an Wasser mit donnerähnlichem Getöse herabströmt. Die aufgestaute Wassermenge beträgt über eine Billion Kubikmeter, und Mr. Mac Donald, der berühmte Ingenieur, der die Werke leitet, erzählte mir, daß durch Verdunstung allein binnen 24 Stunden 100 Kubikmeter verloren gehen. Man kann leicht verstehen, welch furchtbarer Druck durch diese riesige Wassermenge auf den Damm ausgeübt wird, und welche Widerstandskraft er ihr entgegensetzen muß.

Fachri Pascha, Minister der öffentlichen Arbeiten.

Wie schon oben erwähnt, möchten die Ingenieure nun den Wasserspiegel um etwa zwanzig Fuß erhöhen, ein Unternehmen, welches

Das Wehr bei Assuan.

Schleusentor bei Assuan.

die zurückgehaltene Wassermenge fast verdoppeln würde. Schreit doch ganz Ägypten nach Wasser, immer mehr Wasser! Die Erhöhung des Dammes von Assuan würde Millionen zu dem Reichtum des Landes hinzufügen.

Der wohlbekannte Ingenieur Sir William Wilcox hat erst im vergangenen Jahre seine Stimme laut zu gunsten der Unternehmung erhoben. Als Mann von großem Talent und im Besitz des energischen, erfinderischen Geistes, der zu großen Taten gehört, scheint sein Motto zu sein: „Nur Mut, Mut, zum Kuckuck mit den Folgen!“ Und alle, die Land in Ägypten besitzen oder damit spekulieren, treten in seine Fußstapfen und fordern, daß das Werk unverzüglich in Angriff genommen werde. Aber Fachri Pascha und Sir William Garstin sind vorsichtige Leute und obgleich sie selbst dem Plane geneigt sind, der den bisherigen Erfahrungen nach auch ausführbar ist, so sind sie doch nicht geneigt, das Wagnis zu unternehmen, ehe sie die Angelegenheit von den größten einschlägigen Autoritäten an Ort und Stelle haben untersuchen lassen, besonders da zwei wohlbekannte Gelehrte, die Herren L. W. Atcherley und Karl Pearson, kürzlich mit Theorien hervorgetreten sind, die alle in bezug auf die Festigkeit und Widerstandskraft eines Dammes bisher bestehenden Grundsätze gänzlich über den Haufen geworfen haben.

Nach einer gründlichen Beleuchtung der Frage hat man sich entschlossen, den Plan vorläufig fallen zu lassen, mit gewissen Befestigungs- und Schutzarbeiten an der Basis des Dammes fortzufahren, und erst nach zwei Jahren zu entscheiden, ob die geplante Erhöhung ausführbar oder nicht. Wird sie für unmöglich erachtet, so soll oberhalb Assuans, an einer noch zu bestimmenden Stelle, ein zweiter Staudamm errichtet werden. Die Ingenieure beschäftigen sich augenblicklich mit der Prüfung der verschiedenen in Frage kommenden Örtlichkeiten.

Ägypten wird deshalb noch zwei oder drei Jahre warten müssen, ehe es eine größere Wassermenge für seine Ländereien erhält. Aber ich glaube nicht, daß das ein Fehler ist. Sein gegenwärtiger Wohlstand ist so groß, daß ihm eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe nur von Nutzen sein kann, um sich von dem Spekulationsfieber zu erholen, unter dem es gegenwärtig leidet.

In gewissen Kreisen wird die Talsperre von Assuan viel besprochen und ihre Festigkeit in Zweifel gezogen. Ein berühmter Archäologe sagte zu mir: „Es ist ein Fehler, ein schrecklicher Fehler, daß man diesen ungeheuren Wall gebaut hat, der eines schönen Tages

Die Inſel Philä.

von dem Waſſer durchbrochen werden wird. Mehrere kleine Dämme wären von demſelben Nutzen geweſen, ohne die gleiche Gefahr in ſich zu bergen, und überdies wäre der an Philä begangene Akt der Barbarei unterblieben. Die engliſchen Ingenieure wollen die Möglichkeit nicht zugeben, ein Wehr auf anderem als felſigem Untergrund zu erbauen. Sie haben deshalb die gegenwärtige Lage gewählt, weil das Nilbett dort aus Stein beſteht; aber die Felſen von Aſſuan ſind nur an der Oberfläche hart — was ſie der Einwirkung des Waſſers verdanken —, weiter unten zeigen ſie ſich weich, ja gewiſſermaßen morſch. Seit zwei Jahren haben ſich die Felſen unter dem beſtändigen Druck der darauf ruhenden Grundmauern geſenkt, und der Damm ſelbſt hat ſich um acht Fuß verſchoben. Meiner Meinung nach wird es nicht dabei bleiben, und wenn man ſich nicht entſchließt, ihn aufzugeben und mehrere kleine Wehre zu errichten, ſo wird die Welt eines Tages Zeuge der ſchrecklichſten Kataſtrophe werden. Stellen Sie ſich das Unglück vor, wenn der Damm bricht, wenn hunderttauſend Millionen Kubikmeter Waſſer das Niltal hinabſtürzen, ganze Städte und Dörfer mit ſich fortreißen und die Einwohner vernichten! Und das iſt die Gefahr, die Ägypten bedroht ... Aber ein zweites Damoklesſchwert hängt über Aſſuan. Ich bin feſt überzeugt, daß die Fahrſtraße, die jetzt von dem Reſervoir (Schellah) nach Aſſuan führt, ein ehemaliger Nilarm iſt. Ich habe das Land ſtudiert, und jeder Zweifel iſt bei mir ausgeſchloſſen, ja ich kann ſogar behaupten, daß beträchtliche Durchſickerungen auf dieſer Seite bereits ſtattfinden. Nun, dann iſt es auch leicht möglich, daß der Nil, von dem Damm aufgehalten, bei einer Hochflut in jenes ehemalige Nebenbett ſchießt, und ..... Aſſuan wird von einer Rieſenwoge weggefegt werden, die keinen Stein auf dem anderen läßt."

Sir William Garſtin.

Als ich diese entsetzliche Prophezeiung Sir William Garstin mitteilte, zuckte er ruhig die Schultern und erwiderte:

„Auf meine persönliche Ansicht, daß für den Damm nicht die geringste Gefahr besteht, gehe ich nicht ein, aber hören Sie eine andere Meinung, die ganz denselben Wert hat, wie die Ihres geschätzten Archäologen. Es ist ein Bericht, den mir Benjamin Baker, der berühmte Ingenieur, zugeschickt hat, der als Autorität in diesen

Stoßzähne des Elefanten, der von W. Garstin erlegt wurde.

Fragen der ganzen Welt bekannt ist. Sie können seinem Gutachten folgende Stelle entnehmen: ‚Ich verlasse den Staudamm (nach einem vierzehntägigen Studium) in der festesten Zuversicht, daß seine Solidität Ihnen weder für die Jetztzeit noch für kommende Jahrhunderte den geringsten Anlaß für Befürchtungen gibt'."

Vergangenen Sommer rettete der Damm von Assuan Ägyptens Ackerbau und damit das ganze Land vor der Hungersnot. Denn 1905 trat die Überflutung des Nils so spät ein und war so unbedeutend, daß die Reis- und Baumwollenernte ohne das im Becken angesammelte Wasser verloren gewesen wäre. Es verhalf zu einer derartig hinlänglichen Bewässerung, daß der Baumwollenertrag sogar vorzüglich war.

Sir William Garstin hat letzthin eine Forschungsreise in Oberägypten, dem Sudan und Bahr-el-Gazal gemacht. Der eifrige Sports-

mann verbindet das Vergnügen der Jagd mit jenen Studien, die ihm einen Namen gemacht haben. Dabei hatte er das Glück, den größten Elefanten, der je im Sudan geſchoſſen worden iſt, zu erlegen. Von den ungeheuren Stoßzähnen des Rieſen maß der linke 2,41 Meter und wog 135 Pfund, der rechte, 2,51 Meter mit einem Gewicht von 158 Pfund, demnach 293 Pfund Elfenbein von einem einzigen Tier.

Ein letztes Wort über Philä. Ich höre, daß ein Amerikaner 40000 Pfund Sterling für den Tempel geboten hat, und daß er ihn nach Chicago bringen will. Ein derartiges Anerbieten wird natürlich ausgeſchlagen werden. Aber warum geſchieht denn nicht in Ägypten, was dieſer unternehmende Geiſt in Amerika vor hat? Als ich es M. Maſpéro erzählte, ſchüttelte er erſt den Kopf, ſagte dann aber: „Geben Sie mir 40000 Pfund Sterling, und ich werde es auf mich nehmen.“ 40000 Pfund! Nun, dieſe Summe läßt ſich leicht beſchaffen, und wenn man mir freie Hand ließe, ſo würde ich, um Philä zu retten, das Geld in ſehr kurzer Zeit zuſammenbringen.

Überfluteter Palmenhain.

Kapitel 15.

Von Assuan nach Chartum.

Von dem Ersten Katarakt zum Zweiten — Abu Simbel — Rückkehr der Kaiserin Eugenie — Eine letzte Pilgerreise — Herrscherin und Frau — Im Luxuszug von Wadi Halfa nach Chartum — Die berühmten Bäder für Reisende in der Wüste — Wie die Eisenbahnlinie entstand — Ihre Zukunft — Ohne sie wären Frankreich und Abessinien heute vielleicht im Besitz der Nilquellen.

Mit derselben Leichtigkeit wie heute nach St. Petersburg oder Chicago kann man jetzt in das Herz des Sudans, nach Chartum oder Omdurman gelangen, welch letztere Stadt noch vor wenig Jahren die Hauptstadt der Derwische war. Ich muß sogar sagen, daß im Winter die Fahrt von Assuan nach Chartum eine der interessantesten, angenehmsten und bequemsten Reisen ist, die man sich vorstellen kann. Die Temperatur ist köstlich — weder zu heiß noch zu kalt, Regen und Feuchtigkeit sind unbekannt, und vom Morgen bis zum Abend kann man im hellsten Sonnenschein träumen, den nie das geringste Wölkchen verdunkelt.

Die Reise vollzieht sich in zwei Teilen: die erste bis Wadi Halfa auf dem Nil, die zweite von hier bis Chartum auf der Eisenbahn. Drei verschiedene Gesellschaften stellen ihre Schiffe dem Reisenden zur Verfügung, er braucht bloß zu wählen.

Cook hat zwei prächtige Dampfer, die an allen sehenswerten Punkten unterwegs halten und die Entfernung in vier Tagen zurücklegen. Der „Prinz Abbas", den ich benutzte, ist das hübscheste und besteingerichtete aller Schiffe, auf denen ich in Ägypten gefahren bin. Ich ziehe ihn selbst den großen Booten der Linie Kairo-Assuan vor. Er hat größere Kajüten, die Bedienung ist ausgezeichnet, und die Nahrung unübertrefflich.

Die Anglo-Amerikanische Nilgesellschaft hat einen ähnlichen und ebenso beliebten Fahrverkehr eingerichtet, und endlich besitzt noch die Regierung des Sudans zwei erstklassige Schiffe, die Assuan zweimal wöchentlich verlassen und die Fahrt in zwei statt vier Tagen vollenden. Statt wie die Schiffe der zwei Gesellschaften abends zu halten und die Reise am andern Morgen fortzusetzen, fahren sie Tag und Nacht durch und halten nur einmal, nämlich in Abu Simbel, dem einzigen wirklich interessanten Punkt zwischen dem ersten und zweiten Nilfall*). Wer es eilig hat, kann die Reise von Kairo nach Chartum in $4^1/_2$ Tagen zurücklegen, wenn er von Kairo nach Assuan die Eisenbahn, von Assuan nach Wadi Halfa den Regierungsdampfer, und von hier bis Chartum den Luxuszug benutzt.

Cooks Schiffe verlassen Schellah, in der Nähe von Philä, am Morgen, überschreiten den von der Talsperre gebildeten See und fahren am jenseitigen Ende in den Nil ein, der zwischen steilen Ufern dahinfließt. Die durch den Damm erhöhte Wasseroberfläche ist so hoch, daß die früher an den Ufern liegenden Dörfer nun ganz bedeckt sind. Hier und da tauchen Palmbäume, die augenscheinlich an erhöhten Orten standen, auf, und ihre gefiederten Häupter ruhen gleich riesigen Farnbüscheln auf der Wasserfläche. Die unglücklichen Nubier, die diese Dörfer bewohnten, sind von der Regierung entschädigt worden; aber was ist ihnen die geringe Geldsumme, die sie erhalten haben, im Vergleich zu dem Heim, das sie durch Generationen hindurch innegehabt und mit dem sie durch so starke Bande verknüpft waren?

Das Niltal ist hier malerischer als zwischen Kairo und Assuan.

Drei Stunden hinter Philä bahnt der Dampfer sich seinen Weg durch Schluchten, die von steilen und wilden Bergen eingeschlossen sind. Hier und da fällt das Auge zwischen Steinblöcken und kahlen Felsen hindurch auf eine kleine Oase, eine Gruppe im Winde wehender Palmbäume. Die Szenerie ist prächtig und, behaglich auf Deck sitzend, bewundern die Passagiere sie nach Belieben. Unter ihnen befindet sich der Marquis de Rudini, der berühmte italienische Staatsmann, der mit einem liebenswürdigen und außerordentlich sympathischen Wesen einen idealen Reisegefährten abgibt.

*) Ich habe die Rückfahrt an Bord eines dieser Regierungsdampfer gemacht und war ganz entzückt davon. Der Preis der Rückfahrtkarte beträgt 13 Pfund Sterling, statt 20—23, wie auf den anderen Schiffen, und die Reise ist kürzer, vier Tage statt sieben.

Trotz der Jahre, die seinen Bart gebleicht haben, ist seine hohe Gestalt noch aufrecht und kraftvoll. Durch sein Opernglas bewundert er die Gegend, denn ach, an Bord des Schiffes gibt es nichts zu bewundern, und wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß neun Zehntel aller reisenden Damen häßlich sind. Es ist wirklich merkwürdig, wieviel Frauen mit Durchschnittsgesichtern es auf der Welt gibt. Die Männer sind ja alle nicht schön — aber wen kümmert das?

Der zweite Nilkatarakt.

Bei Sonnenuntergang fahren wir durch ein großes, zwischen grünen Feldern und Palmengruppen liegendes Dorf. Der Nil hat es noch nicht verschlungen, wird es aber sicherlich tun, sobald der Damm von Assuan erhöht wird. Plötzlich kommt Mahmud, mein schwarzer Diener, den ich bisher immer für einen Sudaner gehalten habe, der sich nun aber als Nubier ausweist, zu mir gerannt und ruft: „Das ist mein Dorf! Hier wohnen meine Frau und meine Kinder!“ Ich begleite ihn auf die Brücke, und von hier aus schreit er aus Leibeskräften zu den auf den Feldern arbeitenden Leuten hinüber: „He, ihr da! Ich bin da — Mahmud!“ Und sie ihrerseits rufen zurück: „Da ist Mahmud! Da ist Mahmud!“

Und von allen Seiten erschallt es aus dem Munde von Männern Frauen und Kindern! „Mahmud! Mahmud!“

Aber seine Frau und seine Kinder sind nicht da, denn sein Haus liegt weit, dort oben auf dem Hügel. Stolz zeigt er daraufhin und auf die Palmen, die, wie er sagt, ihm auch gehören, und fügt hinzu: „Es ist das schönste und reichste Dorf in ganz Nubien.“ Er sah ganz bewegt aus, der arme Schelm, und unwillkürlich stieg mir die Frage auf, warum der weiße Mann stets so geneigt ist, den schwarzen schlecht zu behandeln. Ich habe Mahmud seit sieben Monaten um mich gehabt, und er hat mir mit einer Ergebenheit und Ehrlichkeit gedient, die man zu Hause heutzutage nur selten findet.

Kurz nachdem ich ihn engagiert hatte, verbarg ich eines Tages eine gewisse Summe in Gold, die ich um ihrer Schwere willen nicht bei mir tragen wollte, zwischen meinen Hemden. Als ich einige Tage später auswärts speiste, ließ ich in einem Fach mehrere Silbermünzen liegen; bei meiner etwas verspäteten Rückkehr zeigte sich, daß sie verschwunden waren. Besorgt begann ich, nach meinem Beutel mit Gold zu suchen. Aber obgleich ich jedes Hemd herausnahm und tüchtig schüttelte, fand ich nichts.

Ist es der elende Neger, der mich bestohlen hat? dachte ich.

Als Mahmud am nächsten Morgen erschien, fragte ich ihn mit strengem Blick:

„Hast du Geld aus diesem Fach genommen?“

„Ja, Herr“, antwortete er ruhig, „und einen Beutel mit Gold aus dem dort, und einige Krawattennadeln von dem Nadelkissen. und Manschettenknöpfe aus dieser Schachtel. Sehr schlimm. Jemand kommen und stehlen, und mein Master sagen, es ist Mahmud.“

„Und“ — fragte ich etwas beschämt — „was hast du damit gemacht?“

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und sagte, indem er auf einen Koffer wies, einfach: „Alles geschlossen hinein.“

Mahmud ist schwarz wie die Nacht, aber ich habe bemerkt, daß er sich dessen nicht bewußt ist. Nachdem wir an seinem Dorf vorüber waren, fuhr er fort, von sich und seinen Habseligkeiten zu reden und erzählte, „Mein Frau weiß.“

Ich muß gestehen, daß ich erstaunt war.

„Was? — weiß, sagst du?“

„Ja, Herr, weiß, nicht braun, wie ich, ganz weiß!“

Mahmud braun? Das war köstlich! Und wenn er schwarz

wie Ebenholz braun nennt, so hat seine Frau, die vielleicht um einen Schatten heller ist, sicherlich keine Schwierigkeit, „weiß“ auszusehen.

Ich fragte ihn, warum er nur eine Frau hätte. „Oh“, antwortete er, „ich kann nicht mehr füttern!“

Ich glaube, Mahmud hat mich wirklich gern, obgleich ich nicht immer bester Laune bin. Als ihn eine Dame einst fragte, ob ich gut gegen ihn wäre, antwortete er mit sehr ernstem, sehr feierlichem Gesicht: „Master nicht Kupfer, Master nicht Zinn, Master nicht Silber, mein Master ganz rein Gold!“

Lieber alter Mahmud! Nie hat mir jemand ein hübscheres und weniger verdientes Kompliment gemacht.

Am zweiten Tage erweitert sich das Tal, und man erblickt in der Ferne einen hohen, felsigen Gebirgszug, der kahl und schwarz und von der Sonne verbrannt daliegt. Hier und da verstreut befinden sich elende, fast von Sand verwehte Dörfer. Die Einwohner nähren sich kümmerlich von dem, was sie auf dem schmalen, vom Nil befruchteten Landstreifen erbauen können, der an gewissen Stellen nicht mehr als drei oder vier Fuß breit ist. Einem etwas bedeutenderen Dorfe, das aber von außen ebenso armselig aussah, statteten wir einen Besuch ab. Die Kinder waren nackt, die Männer in Lumpen gekleidet, die Frauen in lange, schwarze Schals gehüllt, mit denen sie sich auch den Kopf bedeckten. Die Männer sahen ebenso schwarz aus wie Mahmud, aber ich habe nicht bemerkt, daß die Frauen es weniger waren!

Der Sonnenuntergang ist prächtig, und die wilden Berge in einen wunderbar schönen Schimmer getaucht. Nach den warmen, sonnigen Tagen sind die Nächte kalt, fast zum Gefrieren. Am Abend hüllen sich die Männer der Besatzung in große, mit Kapuzen versehene Mäntel, die ihnen das Aussehen von Mönchen verleihen. Natürlich sind es Araber, und wir haben an Bord gewisse ältliche weibliche Wesen ..... genau betrachtet, sind sie gar nicht so sehr ältlich ..... die sich gegen diese Araber ganz merkwürdig betragen. Gestern verließen zwei, jede in Begleitung eines Matrosen, das Boot und machten sich im Mondschein auf ..... das Unbekannte zu erforschen. Vom Deck aus sahen wir sie verschwinden. Wenn diese weißen Frauen, die so mit den Arabern verkehren, nur einen Augenblick den Schaden bedenken wollten, den sie dem Werk der Zivilisation in Ägypten zufügen, so würden sie vielleicht zögern. Sie

scheinen nicht zu bedenken, daß die Eingeborenen, in der Überzeugung, daß alle ausländischen Frauen sich ebenso betragen, sie gründlich verachten und zu sich sagen: „Wenn das das Resultat einer christlichen Erziehung, der Zivilisation des Westens, der Emanzipation der Frauen ist — nein, wir danken! Lieber bleiben wir, wie wir sind und schließen unsre Frauen im sichern Harem ein."

Am dritten Tage unsrer Reise fuhr ich noch vor sechs Uhr morgens plötzlich aus dem Schlafe auf. Jemand pfiff „Viens! Poupoule!". Beim Hören dieser abscheulichen Töne wurde es mir schwer, zu glauben, daß ich mich inmitten Nubiens, zwischen dem ersten und zweiten Nilfall befand. Aber nicht lange, so segnete ich die unbekannte Person, die mich geweckt hatte, denn als ich meine Kajüte verließ, sah ich ein Bild von wunderbarer Schönheit vor meinen erstaunten Augen ausgebreitet. Keine wilden, zerklüfteten Berge mehr, kein gelber, dürrer Sand, sondern üppigste Vegetation. Es war ein prächtiger Anblick, und ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß man beim Anschauen einer frischgrünen Landschaft ein derartiges Vergnügen empfinden könnte. Es wunderte mich nicht mehr, daß Grün das Symbol der Hoffnung ist. Welche Freude müssen diejenigen fühlen, die unter den brennenden Strahlen der Sonne auf dem Rücken ihrer Kamele die endlose Sandwüste durchmessen haben und nun endlich die langersehnten Bäume erblicken, die ihnen kühlenden Schatten und erfrischendes Wasser verheißen.

Ist es Einbildung oder liegt es im Gegensatz zu der Wüste, die wir eben verlassen haben, daß wir meinen, noch nie etwas so ideal Schönes gesehen zu haben?

Lange gleiten wir zwischen den herrlichen Ufern dahin, bis uns plötzlich wieder felsige Hügel umgeben. An einer Stelle, wo sie sich bis in die Wüste hinein erstrecken, erheben sie sich gleich Wällen und tragen auf ihrem Gipfel ungeheure Befestigungswerke. Es sind dies die Ruinen der alten römischen Festung, auf denen Ibrahim Forts errichtete, um den räuberischen Überfällen der Nubier Einhalt zu tun. Das Wetter ist prächtig, und wer sich heute nicht seines Lebens freut, der muß düsterer Gemütsart oder sehr traurigen Herzens sein.

Um vier Uhr nachmittags erreichten wir Abu Simbel, einen der interessantesten Orte im Niltal. Auf dem rechten Flußufer erhebt sich eine ungeheure Felswand, aus welcher Ramses II., der größte aller ägyptischen Herrscher, vor zweiunddreißig Jahrhunderten jene Tempel aushauen ließ, die mit Recht eins der Weltwunder

Nubierin.

genannt wurden. Kein anderer ägyptischer Tempel hinterläßt einen großartigeren Eindruck, und wer das Glück gehabt hat, ihn in einer lieblichen Mondnacht zu sehen, wird diesen einzigartigen Anblick nie wieder vergessen. Am Eingang zu dem großen Tempel stehen vier über zwanzig Meter hohe Kolossalstatuen Ramses' II., die aus dem Felsen selbst herausgehauen sind. Trotz ihrer riesigen Proportionen ist das Bildwerk sehr schön und der Ausdruck lebenswahr.

Im Innern sind an den Wänden Szenen aus dem Leben des großen ägyptischen Königs abgebildet, und Götter, Männer, Frauen und Pferde in den festen Stein geschnitten oder herausgehauen. Es ist ein phantastisches Werk, und man kann die Bewunderung und Verehrung verstehen, die die Alten dem Manne zollten, der während seiner 67jährigen Regierung diese wunderbaren Bauwerke in Ägypten und Nubien hat errichten lassen, die Tempel von Abu Simbel, Luxor, Rameſſeum, Abydos, Bubastis und zum größten Teil auch die von Karnak und Memphis.

Burckhardt entdeckte das unter Sandbergen begrabene Abu Simbel, und 1817 förderte Belzoni die Ruinen ans Licht. Jedoch trug der Sand abermals den Sieg davon, bis endlich 1844 Lepsius und 1869 Mariette selbst die vollständige Freilegung bewirkten. Um diese Zeit stattete die Kaiserin Eugenie, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht, auf der Höhe ihrer Schönheit stand, ihnen einen Besuch ab.

Vergangenen Winter kam sie abermals nach Ägypten und setzte ihre Reise diesmal bis Chartum fort. Ich werde nie den einen Abend meiner Rückreise aus dem Sudan vergessen. Es war gegen Sonnenuntergang, als unser Schiff etwas oberhalb Abu Simbels einem großen, mit grünen Pflanzen bedeckten Nilboot begegnete. Mitten auf dem Deck stand eine Dame in weißem Haar und blickte träumerisch auf das nubische Land hernieder, auf dem vor nun 36 Jahren ihr Blick bereits einmal geruht hatte. Es war die Kaiserin. Wer vermag zu sagen, welcher Wunsch diese Frau veranlaßt hat, an der Neige ihres Lebens hierher zu kommen und, fast unbekannt und unerkannt, die Stätten wieder zu besuchen, die einst Zeugen waren ihrer Schönheit, ihrer Macht und der Verehrung Tausender sie umgebender Schmeichler? Wer kennt den Gemütszustand, der sie, der alles genommen worden, worauf sie stolz war, an diese Orte geführt hat, die die Tage ihres Triumphes gesehen? ..... Suez, Ismaïlia, Kairo, Abu Simbel, Paris! Hast du sie je an dem Fenster des „Continental" stehen und das Schloß betrachten sehen, in dem

sie einst geherrscht? Hast du sie, mit Kummer und Sorgen als ihren Begleitern, in den Gärten wandeln sehen, die Zeugen der ersten kindlichen Spiele des kaiserlichen Prinzen gewesen? Ach, was für ein Calvarienweg muß das sein ..... oder sollte mit den schwindenden Jahren die große Trösterin Zeit diesem schmerzenden Herzen die Kraft gegeben haben, alle Trauer, allen Kummer zu vergessen und sich der Freuden allein zu erinnern?

Das waren die Fragen, die ich mir vorlegte, während das weiße, mit Blumen und Grün geschmückte Nilboot die einstige Kaiserin von Frankreich langsam westwärts trug, wo am schnell verbleichenden Abendhimmel die Sonne langsam sank, die einstige Kaiserin von Frankreich, die heute nur eine am Abend ihres Lebens stehende Frau ist, eines Lebens, das der Weltgeschichte angehört.

Dahabijeh (Nilboot) der Kaiserin Eugenie.

Am vierten Tage erreichten wir gegen vier Uhr nachmittags Wadi Halfa, die Anfangsstation der sudanischen Eisenbahn. In Begleitung mehrerer junger Offiziere holte mich der Eisenbahndirektor, der Kommandant Midwinter Bei ab und lud mich freundlich ein, mit ihm Tee zu trinken und darauf, nicht die Stadt, denn sie ist uninteressant, wohl aber das militärische Lager und die Eisenbahngebäude zu besichtigen. Hierher kommen die Maschinen zur Reparatur, hier werden alle Arbeiten vorgenommen, die zur Instandhaltung der Linie nötig sind, welche Chartum mit der zivilisierten Welt verbindet. Man machte mich auf einen jungen Lehrling unter den Arbeitern aufmerksam, einen Neffen des Kalifen (Nachfolger des Mahdi), jenes mächtigen Anführers der Derwischhorden. Es war ein kleiner, spärlicher Neger, kaum zehn Jahre schien er alt, aber er

feilte ganz emsig an einer Eisenstange. Unter den fünfzig Sträflingen, die hier für ihre Verbrechen büßen, befand sich einer, der seine Frau ermordet hatte. Sie scheinen sich gut zu führen, ja manche sind mit ihrem Leben so zufrieden, daß sie noch länger dazubleiben wünschen, wenn ihre Zeit um ist.

In Wadi Halfa befindet sich eine Kompagnie Pioniere, die fast ganz aus Verstümmelten besteht. Wie schon anderwärts erwähnt, schneiden sich viele Ägypter den Zeigefinger der rechten Hand ab, was sie in früheren Jahren vom Militärdienst befreite. Seit dem Bau der Eisenbahn aber haben sich die Dinge geändert, und wenn sich diese schlauen Betrüger auf ihr fehlendes Glied berufen, sagt der Beamte lächelnd: „Ja gewiß; zum Schießen sind Sie ganz untauglich, aber die Spitzhacke können Sie schwingen!“ Und schleunigst werden sie den Pioniere zugeteilt.

Der Luxuszug verläßt Wadi Halfa acht Uhr abends und braucht zu seiner Fahrt nach Chartum 27 Stunden. Er besteht aus Schlafwagen, einem Restaurationswagen und Wagen dritter Klasse für die Dienerschaft. Die Abteile sind viel geräumiger als in den europäischen Zügen; die Schlafkojen gleichen kleinen Schlafzimmern und enthalten außer dem Bett auch einen Tisch und bequeme Armstühle. Der Zug wird durchweg elektrisch beleuchtet und in jedem Abteil sorgt ein elektrischer Fächer beständig für frische Luft. Das Restaurant ist erstklassig, die Mahlzeiten sind gut zubereitet und alle möglichen Getränke, Wein, Bier, Likör und Mineralwasser zu vernünftigen Preisen zu haben ..... glücklicherweise, denn in keinem Lande der Welt trinkt man so viel wie im Sudan. Ob die Trockenheit der Luft oder irgend etwas anderes daran schuld ist, weiß ich nicht; aber soviel ist sicher, sobald Wadi Halfa zurückgelassen ist, werden die nüchternsten Leute von dem brennenden Wunsch, zu trinken, ergriffen und entwickeln einen Durst, der mit keinem je dagewesenen zu vergleichen ist. Ich stimme ganz der Meinung des verstorbenen G. W. Steevens, des vorzüglichen englischen Kriegskorrespondenten, bei, der da behauptet, daß niemand weiß, was Durst ist, ehe er im Sudan gewesen ist. Anderswo würde ein solcher Durst einen Mann in wenig Tagen töten, aber hier kann man, wunderbarer- und unerklärlicherweise, ohne die geringste Gefahr, Flasche um Flasche leeren. Ich glaube tatsächlich, daß selbst der größte Säufer niemals im Sudan wirklich betrunken werden kann.

Gleich nach der Abfahrt von Wadi Halfa wird das Diner serviert, und man ist eigen berührt, wenn man sich von einer mächtigen Lokomotive durch Wüsten getragen fühlt, die noch vor acht Jahren in gänzlicher Unberührtheit dalagen, und dazu bei einem Diner sitzt, das dem besten modernen Hotel zur Ehre gereichen würde. Der Merkwürdigkeit wegen lasse ich das Menü folgen.

Potage Julienne.
Poisson bouilli, Sauce hollandaise.
Grosse pièce de boeuf garni.
Petits pois à l'Anglaise.
Poulet rôti.
Salade de laitue.
Crême renversée.
Dessert et Café.

Ein solches Menü erwartete ich, 850 Meilen von Kairo entfernt, wirklich nicht. Jeder Tisch ist besetzt, und die Passagiere unterhalten sich außerordentlich lebhaft. Am nächsten Tische sitzt der Groß-Mufti von Ägypten, der sich auf dem Wege nach Chartum befindet, um einer Einladung des Generalgouverneurs vom Sudan Folge zu leisten, und neben ihm ein untersetzter Mann mit langem, buschigem Bart. Es werden Erziehungsfragen erörtert, und der kleine Herr erzählt sehr aufgeregt die Erfahrungen, die er bei seinen Besuchen in ägyptischen Schulen gemacht hat. Mit stark englischem Akzent ruft er auf französisch: „Nein, nein! Englisch darf nicht gelehrt werden. Ich kann es nicht genug wiederholen und habe es auch jedermann in Kairo gesagt: ‚Ich bin durchaus dagegen, daß in den Schulen Englisch gelehrt wird.“ Ich glaubte natürlich, den Minister des öffentlichen Unterrichts zu hören .... aber das war ein Irrtum. Der etwas redselige, entschieden angriffslustige Herr war Mr. Gibson Bowles, ein Mitglied des englischen Parlaments.

Während der Nacht durchflog der Zug 230 englische Meilen Wüste und erreichte um sieben Uhr morgens das in einiger Entfernung vom Nil liegende Abu Hamed, wo die Reisenden zu ihrem freudigen Erstaunen eine zu ihrem Gebrauch in Bereitschaft gesetzte Badegelegenheit fanden. Eilig kamen Männer und Frauen, die sich in Schlafröcke gehüllt oder Mäntel über ihre Pyjamas geworfen hatten, aus den Schlafwagen und stürmten die Baderäume. Die Zellen waren sehr komfortabel. Von der Größe eines gewöhnlichen Schlafzimmers, enthielten sie außer einer riesigen Wanne, auch einen

Waſchtiſch mit Spiegel darüber; heißes und kaltes Waſſer entſtrömte den Hähnen, und ſchöne, weiche Badetücher lagen bereit.

Da der Zug hier länger als eine Stunde hält, iſt genügend Zeit zu einer gründlichen Säuberung, eine Gelegenheit, die, wie wohl kaum erwähnt zu werden braucht, gebührend gewürdigt wird. Während des Aufenthaltes werden auch die Wagen gereinigt; nach der großen Wäſche verfügt man ſich wieder in den Speiſewagen,

Tempel von Abu Simbel.

wo auch kein Stäubchen mehr zu ſehen iſt, und der Zug ſetzt ſich in Bewegung.

Trotz der Eintönigkeit der Fahrt vergeht der Tag ſchnell. Zuerſt ſpielt faſt alles Bridge, aber beſtändig wird man durch den Ruf unterbrochen: „Eine Luftſpiegelung! Sehen Sie nur — eine Luftſpiegelung!“ Und jedermann betrachtet das merkwürdige Schauſpiel. Man möchte ſchwören, daß dort drüben in der Wüſte Seen erglänzen. Wir erblicken ihre welligen Ufer, das ruhige Waſſer und hier und da maleriſche kleine Inſelchen auf der Oberfläche verſtreut . . . . . und doch iſt es nur eine Luftſpiegelung, befindet ſich dort in Wirklichkeit nichts als Sand, endloſer Sand.

Gegen zwei Uhr nachmittags kommt der Zug in Berber an, einer Stadt, die ſeit den früheſten Zeiten ein wichtiges Handels-

zentrum Afrikas gewesen ist. Hier wurden den Nil herunter Gummi, Elfenbein, Ebenholz, Gold und Sklaven aus dem Sudan gebracht, und von hier aus unternahmen riesige Karawanen die lange Reise nach Suakin am Roten Meer. Berber liegt nur gegen achtzehn Meilen von dem Zusammenfluß des Nils und des Atbara entfernt, letzterer ein bedeutender Fluß, der auf dem Hochplateau von Abessinien entspringt und an dieser Stelle gegen 600 Meter breit und zur Regenzeit 8—10 Meter tief ist.

Das Land um Berber hat reichen Boden, der sich bei Bewässerung außerordentlich fruchtbar erweisen würde. Mr. Leigh Hunt, ein reicher Amerikaner, der in Korea und der Mandschurei, wo er große Kapitalsanlagen besitzt, wohlbekannt ist, hat bei Berber eine riesige Bodenfläche erworben und bemüht sich nun, sie in große Anpflanzungen zu verwandeln. Er will nicht nur die einheimischen Landesprodukte anbauen, sondern auch, wie man sagt, Baumwolle und Kakao in großem Maßstabe. Dem durch Hunger, Epidemien und den Kriegen des Mahdi entvölkerten Sudan fehlt es heute vor allem an Arbeitskräften. Es heißt, Hunt beabsichtige, Neger aus den Vereinigten Staaten einzuführen. Er glaubt, daß das Klima ihnen zusagen wird, und daß sie als Arbeitskräfte den Sudanern überlegen sein werden. In einem Staate, wo Vielweiberei erlaubt ist (wenn Mr. Hunt sie nicht auf seiner Besitzung verbietet), würden die Neger in nicht zu verachtender Weise zur Wiederbevölkerung des Landes beitragen.

Sudanische Kinder.

Zu der Zeit, da dieses Buch erscheint, wird auch die Bahnlinie zwischen Berber und Suakin beendet sein, die für den Sudan ein schnelles Verkehrsmittel nach dem Meere zu ist und ihn von den ägyptischen Bahnlinien unabhängig macht. Es ist dies ein wichtiges Ereignis in seiner Geschichte, auf das ich in einem anderen Kapitel zurückkommen werde. Die knapp 250 Meilen betragende Entfernung zwischen Suakin und Berber werden die Personenzüge

ſicher in weniger als 12 Stunden zurücklegen. Reiſende, die bis Suakin, oder vielmehr bis Port Sudan*) den Dampfer benutzen werden künftig alſo Chartum in weniger als zwanzig Stunden erreichen können.

Wie nichts in der Welt vollkommen iſt, ſo hat auch die Reiſe von Wadi Halfa nach Chartum, trotz der Vortrefflichkeit der Züge, eine nicht zu überſehende Schattenſeite. Der Staub iſt ſchrecklich und dringt ſelbſt bei geſchloſſenen Fenſtern in die Wagen ein. Wer einen empfindlichen Hals oder eine ſchwache Bruſt hat, ſollte dieſe Fahrt nicht unternehmen. Die Wagen, deren Größe und innere Ausſtattung ſoviel zur Behaglichkeit beitragen, könnten wohl etwas beſſer gegen Staub geſichert ſein.

In den Vereinigten Staaten verkehren in den großen Sandwüſten zwiſchen Omaha und San Francisco Züge, deren Wagen ganz beſonders gebaut ſind, um den Staub auszuſchließen, die aber gleichzeitig gründlich gelüftet werden können. Aber ich ſchäme mich faſt zu tadeln. Man kann mitten in das Herz des Sudans hinein gelangen, und zwar vermittelſt eines Luxuszuges mit Schlafwagen, Reſtaurant, Bädern und eisgekühlten Getränken . . . . iſt das nicht ſo wundervoll, daß man großmütigerweiſe des Staubes nicht gedenken ſollte? Überdies wird dieſe Plage, wie ich glaube, nur eine vorübergehende ſein, und die Regierung des Sudans wird eines Tages andere Wagen einſtellen, in die kein Körnchen Staub dringen kann. Es muß auch erwähnt werden, daß die Sudanbahn eine militäriſche, nur zu Kriegszwecken erbaute Linie iſt, die eigentlich nicht für den Perſonenverkehr und für Touriſten beſtimmt war, ſondern zum Gebrauch der anglo-ägyptiſchen Armee, als dieſelbe zur Wiedereroberung des Sudans vorrückte.

Der Bau einer Eiſenbahnlinie durch die Nubiſche Wüſte ſchien ein Traum, ein Luftſchloß. Es bedurfte der ganzen Energie Lord Kitcheners, des Sirdar des ägyptiſchen Heeres, und des Genies des Kanadiers Girouard, um die Angelegenheit erfolgreich zu Ende zu führen. Überzeugt, daß die Macht des Kalifen und der Derwiſchſcharen nur dann gebrochen, und die verlorenen Provinzen zurückerobert werden könnten, wenn ein Heer ins Feld geſtellt würde, das nicht bereits durch lange, ermüdende Märſche erſchöpft war,

*) Da der Hafen von Suakin ſo gefährlich iſt, haben die Behörden beſchloſſen, die Linie bis Scheich Borghut zu führen, das ganz nahe bei der Stadt liegt und künftig den Namen „Port Sudan“ führt.

ein Heer, das nicht nur auf sofortige Verstärkungen rechnen, sondern dem auch ohne den Ballast von Tausenden von Kamelen und Trägern jederzeit Vorräte zugeführt werden konnten — überzeugt, daß dieses allein den Sieg sicherte, bestand Lord Kitchener auf dem Bau der Bahn, und sie wurde gebaut. Er hatte das Glück, bedeutende Männer hinter sich zu haben, unter ihnen den Ingenieur Girouard, der das Werk mit außerordentlicher Tatkraft und Intelligenz betrieb. Dieser Schienenweg war es, der der von Kitchener befehligten Armee dort zum Erfolg verhalf, wo andere vernichtet worden waren; er siegte, aber es war auch die höchste Zeit, denn was hätte sich wohl ereignet, wäre Kitchener unterlegen oder hätte er auch nur gezögert?

Marchand hatte die französische Flagge in Faschoda aufgepflanzt: er hatte einen Vertrag mit dem machtvollen Schilluk-Stamm geschlossen und hätte vielleicht Verstärkungen von Abessinien oder dem französischen Kongoland erhalten; wohin er vorgedrungen war, konnten andre auch gelangen, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß er sich in seinem verschanzten Lager nicht hätte halten können. Wußte England das alles, und tat Lord Kitchener deshalb den großen Schritt und führte seine Truppen mitten im Sommer vorwärts, statt den Herbst abzuwarten?

Was auch der Grund gewesen sein mag, sicher ist, daß das anglo-ägyptische Heer seinen glänzenden Sieg vor den Toren von Omdurman am 12. Sep. 1899 nur dieser militärischen Linie verdankt, die heute von Touristen im Luxuszug so eifrig befahren wird. Dieser Sieg gab Ägypten seine sudanischen Besitzungen wieder, erhob es, mit England zusammen, zu Herren des ganzen Nils, machte Marchands Stellung bei Faschoda unhaltbar und setzte den Träumen derer ein für alle Mal ein Ziel, die die Nilquellen in den Händen der Franzosen und der Abessinier, ihrer Freunde, ja fast Verbündeten, gesehen hatten.

Und das alles liegt kaum sechs Jahre zurück. Welche Veränderungen seitdem! Der Sudan ist beruhigt, zwischen Menelik und der Republik ist Spannung eingetreten, ein freundschaftliches Einverständnis besteht zwischen England und Frankreich!

Während ich das alles in dem Restaurationswagen des Luxuszuges erwog, fielen meine Augen auf eine große Karte an der Wand, worauf augenfällig zu lesen stand „Karte des anglo-ägyptischen Sudan" — ein Sudan „anglo-ägyptisch" ein Land, das zwei Staaten zugleich gehört, das gibt zu denken!

Grand Hotel in Chartum.

Kapitel 16.

Chartum.

Eine moderne Stadt auf alten Ruinen — Gordons Ende und die Glanztage der Derwische — Schrecken und Hunger regieren — Die Schlacht bei Omdurman und die Eroberung des Sudans — Slatin Pascha, der frühere Gefangene des Mahdi, der jetzige Generalinspektor der sudanischen Regierung — Anekdoten und Erinnerungen.

Gegen sieben Uhr morgens erblickt der Reisende zum erstenmal die Stadt Chartum. Da der Luxuszug spät abends ankommt, wird die Nacht im Schlafwagen verbracht, welche Einrichtung allen um so angenehmer ist, als die Endstation sich nicht in Chartum selbst, sondern gerade gegenüber, auf dem anderen Nilufer befindet.

Weißer Nil, Blauer Nil, und Nil schlechthin; da außer Ägyptern und Geographen nur wenige genau wissen, welcher es ist, will ich den Unterschied hier in Kürze auseinandersetzen. Der Blaue Nil entspringt auf dem Hochland von Abessinien, fließt durch den nordöstlichen Teil des Sudans und vereinigt sich nach einem 420 Meilen langen Lauf, gerade unterhalb Chartums mit dem Weißen Nil. Dieser letztere ist der Abfluß der großen Seen Zentralafrikas und durchströmt in einer Länge von 1500 Meilen den ganzen Sudan von Süd nach Nord. Durch den Zusammenfluß der beiden wird der Nil gebildet, der seinen Weg durch Ägypten dem Mittelmeere zu nimmt, in welches er sich etwa 2700 Meilen weiter nordwärts ergießt.

Chartum ist am Blauen Nil erbaut und zwar kurz vor dessen Zusammenfluß mit dem Weißen Nil. Der Verkehr zwischen der

Station auf dem einen Flußufer und der Stadt auf dem anderen wird durch Dampfer vermittelt. Der Reisende, der seinen staubigen Schlafwagen verläßt, atmet in langen Zügen die frische, trockene und belebende Luft und wundert sich, daß mitten im Winter und zu einer so frühen Stunde schon die Sonne die liebliche Szenerie vor ihm mit ihren Strahlen vergoldet.

Auf dem breiten Fluß schießen Boote mit weißen Segeln pfeilschnell dahin, in anderen kämpfen die schwarzen Ruderer gegen den Strom an und singen ihr einförmiges Lied dazu, die weißgestrichenen Dampfer, deren Decks sich hoch über den Wasserspiegel erheben, erfüllen die Luft mit dem Stampfen ihrer Maschinen, dem Heulen ihrer Sirenen.

Gegenüber liegt Chartum gleich einer grünen Oase. Man erblickt das weiße, stattliche Schloß des Generalgouverneurs, auf dem die englische und die ägyptische Flagge wehen, den langen Ziegelbau der Regierungsämter, die riesige Hochschule und die reizenden kleinen, in Gärten gebetteten Villen. Das Boot hält an der Landungsstelle des „Grand Hotel, Chartum", das, wenn ich nicht irre, vor zwei Jahren eröffnet wurde. Es ist ein langes, zweistöckiges Gebäude und ist von großen Galerien umgeben, auf welche alle Zimmer münden — eine schätzenswerte Einrichtung für solche, die im Vorübergehen gern erspähen, was ihre Nachbarn machen, und die es leicht macht, sich im Dunkeln im Zimmer zu irren. Für solche aber, die ein ruhiges Leben vorziehen und Späheraugen abhold sind, hat die Sache weniger Reiz.

Vergangenen Winter wurden ernste Klagen über dieses Hotel laut. Die Preise sind hoch, die Bedienung schlecht und das Essen abscheulich. Man muß natürlich dem Umstand Rechnung tragen, daß man sich im Sudan befindet, aber da die Stadt Hilfsquellen hat, die die Offiziere und die ständigen Einwohner recht wohl zu benutzen wissen, ist es durchaus unentschuldbar, daß das Hotel seinen Gästen so Geringes bietet. Ich habe jedoch guten Grund, anzunehmen, daß die Regierung, die der Gesellschaft den schönen, großen Garten, in dem das Hotel erbaut ist, zu dem lächerlich geringen Preis von 50 Pfund Sterling jährlich verpachtet, den Direktoren die Wahrheit gesagt hat, und es steht zu hoffen, daß man binnen kurzem große Verbesserungen vornehmen wird. Der Übelstand kommt ohne Zweifel nur daher, daß die Männer, die das Unternehmen leiten, ebenso wenig vom Hotelwesen verstehen, wie der Schah von Persien.

Es sind dies Kapitalisten, die unmittelbar nach der Wiedereinnahme des Sudans von Lord Kitchener die Genehmigung zur Ausbeutung gewisser Minen erbaten, an deren Vorhandensein sie damals glaubten. Der durchaus praktische Oberbefehlshaber antwortete: „Ich will Ihnen die Konzession unter der Bedingung geben, daß Sie ein erstklassiges Hotel bauen.“ Da die Bergwerke sich als Legende erwiesen haben, versuchen die Aktionäre nun, aus dem Hotel die ungeheure Dividende zu ziehen, die sie von den Bergwerken erträumt hatten, und geben ihren Gästen möglichst wenig für möglichst viel Geld. Die Preisfrage ist dabei ziemlich nebensächlich. Es kommt Leuten, die eine derartige Reise unternehmen, nicht darauf an, ob sie täglich ein paar Franken mehr oder weniger bezahlen, sie würden sie gern dahingeben, wenn sie dafür den Komfort eintauschen könnten, den Cook und die sudanische Regierung ihnen an Bord ihrer Dampfer und in ihren Zügen gewähren.

Auf dem Boot, das mich von Chartum nach Zentralafrika brachte, genoß ich jede mögliche Bequemlichkeit, und das Essen war ausgezeichnet. Tatsächlich ist das „Grand Hotel“ in Chartum der einzige Ort zwischen Alexandria und Faschoda, wo ich schlecht gegessen habe und schlecht bedient worden bin. Es heißt, daß der Direktor, der an sich ein ganz liebenswürdiger Mann ist, von der Gesellschaft nicht genügende Geldmittel erhält.

Die Hauptstraße von Chartum läuft etwa zwei englische Meilen lang am Ufer des Blauen Nils dahin: sie ist breit, mit jungen Bäumen bepflanzt, des Nachts elektrisch beleuchtet und wird von den Gärten der bedeutendsten öffentlichen und Privatgebäude eingesäumt. Wenn man ihr folgt, so gelangt man zuerst an den Botanischen und Zoologischen Garten, wo inmitten eines herrlichen Parkes, der mit den schönsten Exemplaren der afrikanischen Flora bepflanzt ist, Löwen und andere wilde Tiere in Käfigen gehalten werden. Dann kommt das Hotel, zahlreiche, von englischen Offizieren bewohnte Privathäuser, das Post- und Telegraphenamt, das große Gebäude, in dem die Bureaus der verschiedenen Regierungsdepartements untergebracht sind, das Schloß des Gouverneurs, die italienische Katholische Mission, der Klub, weitere Privathäuser, das Gordonkolleg usw.

Auf dieser schönen Straße herrscht reges Leben. Man trifft khakifarbene Vertreter des englischen Regiments, lange, kohlschwarze sudanische Soldaten, deren Körper auf wadenlosen Beinen von un-

glaublicher Länge und Dünne ruhen, Araber und Neger in Geschäften und Negerinnen, die, aufrecht wie die römische I auf ihren Köpfen große Wasserkrüge oder riesige Körbe tragen, und deren Gestalten anmutig in lange, schwarze Baumwollenschals gehüllt sind, denn es gilt ja in Chartum die Vorschrift, daß alle Eingeborenen bekleidet sein müssen. Zweifellos ist es die Gewohnheit, schwere Lasten auf dem Kopf zu tragen, die diesen Negerinnen eine gerade, aufrechte Haltung verleiht und ihnen den Anschein der Kraft und Anmut gibt. Von weitem sehen sie reizend aus, aber in der Nähe machen sie keinen schönen Eindruck, und man möchte wünschen, daß der weitgeöffnete Schal nicht diese schreckliche, runzelige und herabhängende Brust sehen ließe. Nur die sehr jungen Frauen haben einen runden, festen Busen, aber sie sind selten in den Straßen von Chartum. Es scheint, daß alle diese schwarzen Schönheiten, die Wasser oder Steine auf dem Haupte tragen, diese Arbeit im Dienste der Regierung tun, und zwar, um dadurch eine Ehescheidung zu erlangen. Unzufrieden mit ihrem Stand als Frau, bitten sie die Behörde, das Band zu lösen; da sie aber die geringe, für die Kosten nötige Summe nicht besitzen, müssen sie statt dessen ein gewisses Quantum Arbeit verrichten. Die Ehescheidung spielt eine große Rolle bei den Sudanern, denn sie lieben die Veränderung und sind nicht einmal mit den vier rechtmäßigen Frauen zufrieden, die ihnen, falls sie der mohammedanischen Religion angehören, erlaubt sind.

Man muß bedenken, daß, abgesehen von der klimatischen Frage, der Besitz mehrerer Frauen für den Sudaner und den auf dem Lande lebenden Araber unumgänglich nötig ist. Sie müssen ihm helfen, sein Feld richtig zu bebauen, seine Herden zu hüten, sein Haus zu bestellen, und vor allem müssen sie ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft schenken, die ihm von frühester Jugend an ebenfalls ihre Kräfte leihen muß. Viele Kinder bedeuten eine mächtige Familie, und viele mächtige Familien in einem Stamm gewähren diesem Stamm einen überwiegenden Einfluß.

Hier berühren wir augenscheinlich die schwache Seite der christlichen Religion in Afrika. Befiehlst du einem Neger, daß er nur eine Frau nimmt, so verlangst du von ihm, die Hoffnung aufzugeben, reich, machtvoll und geehrt zu werden. Die mohammedanische Religion ist viel logischer, seinen Bedürfnissen besser angepaßt und leichter zu verstehen. „Allah ist Gott und Mohammed sein Prophet!“ Das ist einfach genug; aber versuche nur, diesen armen Negern die

Lehre von der Dreieinigkeit verständlich zu machen! Du kannst ebenso gut verlangen, daß sie auf den Mond fliegen sollen.

Chartum dehnt sich nicht nur längs des Flusses aus, sondern auch landeinwärts nach der Wüste zu. Schöne breite Alleen kreuzen einander in regelmäßigen Abständen, aber hier findet man nur Häuser von bescheidenerem Äußeren, auch Bureaus und Banken. Wagen sind in der Hauptstadt des Sudans fast unbekannt. Das Hotel

Der Palast des Gouverneurs zu Chartum.

besitzt ein Ponygefährt, einige Beamte haben ein Cart oder ein Gig, der Generalgouverneur allein ist im Besitz mehrerer Landauer und eines Automobils. Reitpferde und vornehmlich Esel sind die Hauptbeförderungsmittel.

In Erwartung des Tages, wo Chartum Droschken haben wird, kann man im Hotel gegen ein Dutzend Jinrickschas, Karren, finden; aber ach, die langen Sudaner sind ganz unfähig, den kleinen, tapferen Japanern gleich, stundenlang in gleichmäßigem Trab dahinzulaufen. Unter Stöhnen und Schwitzen bringen sie die kleinen Wagen nur stoßweise vorwärts, und man hat immer das Gefühl, die Zeit zu verschwenden, auch wenn man noch so wenig zu tun hat. Mit zwei Männern geht es etwas schneller, aber noch besser ist es, einen Esel vor einen dieser „Rickschas" zu spannen; denn nun wird man

wieder ein Kind und erinnert sich wieder der Zeit (Himmel, wie weit scheint sie doch zurück zu liegen), wo man mit einem Wägelchen, dem ein Ziegenbock vorgespannt war, durch die Allee der Champs Elysées fuhr. Den Esel und das „Rickscha" fand ich reizend und hätte in der Wüste halten und Sandburgen bauen mögen.

Wenn der Reisende alles gehörig gesehen hat, den Palast, die Villen, die Gärten mit den auf den Bäumen singenden Vögeln, die duftenden Blumen, die großen Alleen, wo männliche und weibliche, sehr zivilisiert aussehende Sudaner hin- und hergehen; wenn er die ganze kleine moderne Stadt im fernen Afrika gründlich besichtigt hat, wo Frieden, Ordnung und Fleiß herrschen, wird er sich voll Staunen und grenzenloser Bewunderung fragen: „Ist es möglich, daß ich an derselben Stelle stehe, wo Gordon und seine Männer von den fanatischen, blutdürstigen Anhängern des Mahdi niedergemetzelt worden, und wo vor kaum sieben Jahren nichts als ein Trümmerhaufen war? Kann diese blühende Stadt in so kurzer Zeit an der Stelle der alten sudanischen Hauptstadt entstanden sein, welche Zeugin der Glanzzeit und des blutigen Dramas war, die in der Geschichte als ‚Eroberung und Verlust des Sudans' bekannt ist?"

Ja, so unglaublich es scheinen mag, es war hier, wo das siegreiche Ägypten unter Ibrahim seine Fahne aufpflanzte, als Mehemed Ali auf dem Throne saß. Das ungeheure sudanische Reich war die Frucht der Siege, die unter der Regierung des großen Paschas und Ismaïls errungen wurden, welch letzterer seine Grenzen sogar bis zu den großen Seen Zentralafrikas ausdehnte. Die von ihren Eroberern, denen sie tiefste Verachtung entgegenbrachten, unterdrückten und ausgeplünderten Sudaner waren reif zur Empörung, als im Jahre 1881 ein junger, dem geistlichen Stande angehöriger Scheich, Mohammed Ahmed in ihrer Mitte auftrat, von dem sich mit unglaublicher Schnelligkeit das Gerücht durch das Land verbreitete, er sei heilig und mit geheimnisvollen Kräften begabt. Wohl wissend, daß die Sudaner in ihrem jetzigen Zustand der Unterjochung ihm wie ein Mann folgen würden, sobald er nur an ihren religiösen Fanatismus appellierte, der in ihrer Brust schlummerte und jederzeit bereit war aufzulodern, erklärte er sich für den mohammedanischen Messias, den längsterwarteten El Mahdi el Muntazer. Das war der Ursprung des schrecklichen Schauspiels, das achtzehn Jahre lang den Sudan in Blut tauchte, alle ausgeschickten militärischen Expe-

ditionen vernichtete, die Ägypter bis an ihre eigentlichen Grenzen zurücktrieb und im Lande eine Regierung des Schreckens, des Blutvergießens und Gemetzels aufrichtete.

Auf den Ruf des Mahdi strömten zahllose Scharen zu seinen Fahnen und vernichteten die ersten gegen sie ausgesandten ägyptischen Truppen gänzlich. Da dem Mahdi bereits ein ungeheures Heer zur Verfügung stand, fiel er in die Provinz Kordofan ein und griff die Hauptstadt El Obeid, eine der größten und reichsten Städte Afrikas, an. Als er aber von Said Pascha, dem heldenmütigen Gouverneur der Stadt, mit großen Verlusten zurückgeschlagen wurde, gab er den Plan auf, die Stadt im Sturm zu nehmen, sondern belagerte sie fünf Monate lang, bis sich die Bevölkerung, dem Hungertode nahe, ergab und fast bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde.

Da schickte Ägypten eine Armee von 10000 Mann gegen ihn und zwar unter dem englischen General Hicks, der von mehreren europäischen Offizieren, darunter Oberst Farquhar, Baron Seckendorff und Major Herlth, begleitet war. Da das Land, welches man nach El Obeid durchqueren mußte, keinerlei Hilfsquellen, ja nicht einmal Wasser bot, führte das Heer zur Beförderung seines Proviants, der Munition, Zelte usw., 6000 Kamele mit sich, die inmitten eines von der Mannschaft gebildeten Vierecks marschierten. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser auf einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängte Körper — 6000 Kamele, umgeben von 10000 Soldaten — dem Feuer der Derwische eine ausgezeichnete Zielscheibe bot.

Nach großen Schwierigkeiten und unsäglichen Leiden wurde Hicks' Armee, entmutigt und demoralisiert wie sie war, am 3. November 1883 von Tausenden der Feinde angegriffen, die, im Gestrüpp verborgen, einen wahren Kugelregen auf das ungeheure Quadrat niederfallen ließen. Von dem Feuer der Geschütze umgeben, lagen Sterbende und Verwundete unter Ächzen und Stöhnen, während die entsetzten Überlebenden riefen:*) „Ägypten, Ägypten, wo bist du? O Zenab, du Heilige, komm zu unserer Hilfe!" worauf die Sudaner, aus dem Buschwerk heraus mit neuen Salven antworteten und dazu riefen: „Der Mahdi wird kommen!"

Bei Tagesgrauen hörte das Feuer auf, und Hicks' Armee nahm, dem Verdursten nahe und unter Zurücklassung von Haufen Toter,

*) „Feuer und Schwert im Sudan", von R. Slatin Pascha.

Ansicht von Chartum.

ihren Marsch wieder auf; man hoffte eine Quelle zu finden, bei der ein befestigtes Lager errichtet werden konnte. Kaum hatten sie eine halbe Meile zurückgelegt, als sie plötzlich von hunderttausend Fanatikern angefallen wurden, die sich mit unbeschreiblicher Wut auf die Ägypter stürzten. Das Gemetzel war fürchterlich, und mit Ausnahme weniger Männer, die zu Gefangenen gemacht wurden, fanden die 10000 Ägypter, darunter Hicks und seine Offiziere, ihren Tod.

Der Eindruck, den dieser Sieg im ganzen Lande hervorrief, war natürlich ungeheuer. Tausende von Männern, Frauen und Kindern kamen von weit her, um jenes wunderbare Wesen zu sehen, welches in ihren Augen als ein vom Himmel Gesandter dastand. Der ganze Sudan lag zu seinen Füßen, und wenn auch Ägypten noch den Norden, Chartum, Senna, Kassala, Berber und Dongola inbegriffen, besetzt hielt, so war seine Lage doch recht bedenklich geworden, und das um so mehr, als zu derselben Zeit nicht weniger ernste Ereignisse in Alexandria und Kairo stattfanden. Folgte doch die Beschießung Alexandrias, die Revolution Arabis und endlich die Besetzung durch die Engländer so schnell aufeinander.

Da tat es sehr not, daß England, als nunmehriger Herr in Kairo und Schiedsrichter in den Angelegenheiten Ägyptens, dem letzteren zu Hilfe kam, das, von Schulden niedergedrückt, weder Geld noch auch Soldaten besaß. Indes war England nicht willens, die erforderlichen Geldmittel und Soldaten zu einem Kriege gegen den Mahdi und seine Horden, gegen den bewaffneten, entsetzlichen Sudan herzugeben. Nein, nur eine Lösung gab es in dieser Frage: man mußte den Sudan vorläufig räumen. Wiederum konnte man die englischen Garnisonen, die noch hier und da standen, die Konsuln, Kaufleute und fremden Missionare nicht im Stich lassen, man mußte versuchen, sie zu retten, koste es, was es wolle. Daher beschloß die englische Regierung im Einvernehmen mit Tewfik Pascha General Gordon mit der schwierigen, fast unmöglichen Aufgabe zu betrauen, all diese Leute, mit oder gegen ihren Willen, aus dem Sudan nach Ägypten zurück zu bringen.

Gordon, dieser schon mit Ruhm bedeckte Held, der den bekannten Tai-ping-Aufstand in China unterdrückt hatte, war ehemals Gouverneur im Sudan gewesen. Von den Negersoldaten und der Bevölkerung Chartums verehrt, und von allen Sudanern bewundert und geachtet, schien gerade er der rechte Mann für dieses Unternehmen zu sein. Er ging allein, ohne jede Verstärkung.

Ich werde nicht versuchen, die beklagenswerten Ereignisse, die nun folgten, zu erzählen. Schließlich in Chartum eingeschlossen und von dem wilden Heere des Mahdi umgeben, verteidigte er sich mit dem Mut und der Klugheit, die einer besseren Sache würdig gewesen, monatelang und harrte beständig der Verstärkung, die er von England gefordert hatte. Verstärkungen! „Ein englisches Regiment", schrieb er, „ein einziges nur, um meinen Leuten den Mut wiederzugeben, und dem Madhi zu beweisen, daß wir nicht verlassen sind; ein Regiment nur, und wir sind gerettet!"

Es ist unmöglich, sich in die nun folgenden Ereignisse zu versenken, ohne den größten Unwillen zu empfinden, wenn man die von der englischen Regierung längere Zeit beobachtete Untätigkeit sieht, und das Zögern, die Langsamkeit, die begangenen Fehler derer, deren Pflicht es war, Gordon und seine Begleiter zu retten. Es ist traurig, sagen zu müssen, daß die von Lord Wolseley angeführten Hilfstruppen reichlich Zeit gehabt hätten, in Chartum anzukommen, um Gordon zu retten, wenn ihr Führer nur von Anfang an mehr Energie und Entschlossenheit gezeigt hätte und den Weisungen Gordons, der das Land genau kannte, gefolgt wäre. Die Schwierigkeiten waren groß, ja wohl, aber unüberwindlich waren sie nicht.

Es gelang Gordon, sich viel länger zu halten, als er geglaubt hatte; aber endlich kam doch der verhängnisvolle Tag, als Zehntausende von Derwischen sich wütend auf die Verteidigungswerke der Stadt stürzten, und Gordon, der sich wohl zwanzigmal in Sicherheit hätte bringen können, aber seine Männer nicht verlassen mochte, fiel auf seinem Posten, starb den Heldentod. Die Sieger überließen sich ihrer wilden Mordlust, plünderten dann die Stadt und zerstörten sie.

Nun waren der Mahdi und seine Scharen Herren des Sudans. Sie ließen sich in Omdurman, damals einem Dorfe mit einem kleinen Fort, nieder, welches an der Vereinigung der beiden Flüsse, am linken Ufer des Weißen Nil lag. Von allen Seiten des Sudans strömten neue Bewohner herbei, und bald verwandelte sich das Dörfchen in eine riesige Stadt, der alle Produkte des Landes zuflossen.

So vergingen vierzehn Jahre, in denen der Mahdi, und bei seinem Tode der Kalif, sein Nachfolger, sich und ihre Emire mit dem mästeten, was sie aus den unglücklichen Leuten herauspressen konnten, die ihnen anhingen. Sie bedrohten die ägyptische Grenze

zu verschiedenen Malen, fielen in Abessinien ein, wo es ihnen sogar gelang, den König Johannes selbst zu besiegen, und bekriegten dazwischen immer die wilden Stämme, die ihnen ihrer Meinung nach nicht genug Steuern zahlten, ergriffen ihre Frauen und Kinder ermutigten die Sklavenhändler und führten ein Leben der wildesten Ausschweifung. Durch diese Mittel gelang es dem Mahdi und nach ihm dem Kalifen, das Land zu Grunde zu richten, das eine Beute des Hungers und der schrecklichsten Epidemien wurde.

Millionen Sudaner, Männer, Frauen und Kinder kamen durch Hunger, Krankheit, Feuer, Schwert und Mißhandlungen um; Millionen, sage ich. Die Bevölkerung des Sudans, die sich vor zwanzig Jahren auf ungefähr zehn Millionen belief, ist heute auf zwei Millionen zusammengeschmolzen, und das trotz der bekannten Fruchtbarkeit der sudanischen Rasse. Hunderte einst blühender und volkreicher Dörfer sind gänzlich verschwunden. Ich glaube, man kann sich nichts Schrecklicheres vorstellen, als die letzten Jahre der Regierung des Kalifen. Man muß die ausgezeichnete Schilderung Slatin Paschas*) lesen, der sich zwölf Jahre bei den Derwischen in Gefangenschaft befand, zwölf Jahre fast unbeschreiblicher moralischer und physischer Leiden, um sich einen Begriff von den Schrecknissen zu machen, die sich zur Zeit der Hungersnot in Omdurman abspielten. Eines Abends fiel vor seinen Augen ein verhungerter Esel tot auf der Straße nieder. Kaum hatte das unglückliche Tier aufgehört zu leben, so stürzten sich die Frauen über ihn her, schnitten ihn auf und verschlangen seine Eingeweide.

Während der Sudan unter der greuelvollen Herrschaft des Kalifen und seiner Emire dem sicheren Untergang entgegenschritt, begann das von Lord Cromers fester Hand geleitete Ägypten allmählich wieder aufzuleben. Als sich die Finanzlage verbesserte, und der Wohlstand sich hob, wurde auch das Militär wieder vermehrt. Man kann nicht sagen, daß das ägyptische Heer neu organisiert wurde, denn es hatte im Jahre 1882 sozusagen ganz aufgehört zu bestehen. Das Heer wurde von den englischen Offizieren durchaus neu geschaffen. Sie haben sich ihrer Arbeit mit Leib und Seele hingegeben, und ihr Verdienst ist unanfechtbar. Es ist ihnen über alle Erwartungen wohl gelungen, und was sie erreicht haben, grenzt ans Wunderbare.

*) „Feuer und Schwert im Sudan."

Endlich schlug die Stunde, wo Ägypten an die Wiedereroberung des Sudans denken, wo England sich vornehmen konnte, seine Fehler wieder gut zu machen und Gordon zu rächen. Endlich war das junge Heer bereit, ins Feld zu ziehen und Seite an Seite mit den besten britischen Soldaten siegreich zu kämpfen. Das von dem General Sir E. Wood begonnene, und von General Sir F. Grenfell fortgesetzte Werk erlangte durch General Kitchener einen ganz unerwarteten Grad der Vollkommenheit. Während man in Ägypten rüstete, schritt der Bau der Eisenbahn durch die Wüste schnell vorwärts, und während des Sommers 1898 wurde das anglo-ägyptische Heer, das die Macht der Derwische brechen sollte, endlich zwischen Berber und dem Atbara zusammengezogen. Es zählte eine Division englische Infanterie, eine Division ägyptische Infanterie, ein Regiment englische Kavallerie, zehn Schwadronen ägyptische Kavallerie, eine Feldbatterie, eine Batterie Haubitzen, zwei Vierzigpfünder-Kanonen, vier ägyptische Feldbatterien, acht Kompagnien Kamelreiter, im ganzen mehr als 22 000 Mann, von denen gegen 9000 Engländer, die übrigen Ägypter und Sudaner waren. Schließlich lagen auf dem Nil, die linke Flanke des Heeres schützend, sechs Kanonenboote mit acht Transportdampfern und eine Anzahl Boote voll Vorräte und Munition.

Mitte August begann das Heer seinen Vormarsch auf dem linken Ufer des Nils, und am ersten September hatte es das gegen sieben Meilen von Omdurman entfernte Kerreri erreicht. Hier fand die schreckliche Schlacht statt, die endlich die Macht der Derwische vernichtete und dem Mahdismus ein Ende machte. Mit ihrer gewöhnlichen Todesverachtung, ihrem tollkühnen, dreisten Mut, der sie so oft zum Sieg geführt hatte, warfen sich 40 000 Derwische wütend auf die anglo-ägyptischen Linien; aber diese hielten stand, kein Brite, kein Sudaner, kein Ägypter wich. Unter dem Regen der Kugeln, Schrapnells und Bomben aus zwanzigtausend Flinten und fünfzig Kanonen schossen und luden die Derwische unentwegt und wollten lieber den Tod als eine Niederlage erleiden. Erst als der Sand mit Leichen bedeckt war, als fast alle Emire tot neben ihren Standarten lagen, und nur noch eine Handvoll Männer den Kalifen umgaben, verließen diese Fanatiker das Schlachtfeld und flohen.

Endlich hatten die anglo-ägyptischen Truppen Rache für frühere Niederlagen genommen. Omdurman und die Ruinen von Chartum

wurden zurückerobert. Die Verluste beliefen sich auf nur 50 Tote und gegen 300 Verwundete. Der Feind dagegen hatte 11 000 Tote, und gegen 15 000 Verwundete kamen aus Mangel an Hilfe um oder wurden getötet. Sobald Lord Kitchener Herr von Omdurman war, ließ er das Grab des Mahdi zerstören und seine Gebeine in den Nil werfen.

M. de Freycinet schildert in seiner „La question d'Egypte" die auf die Schlacht von Omdurman folgenden Ereignisse. Er schreibt:

Lord Kitchener.

„Am folgenden Tage fand eine entscheidende Schlacht statt, in welcher nicht nur die Soldaten des Mahdi *), sondern auch eine unbewaffnete Menge getötet wurden. Werfen wir lieber einen Schleier über diesen entsetzlichen Tag, den man nur schwer in all seinen Einzelheiten billigen kann. Aber der Ruhm des Oberbefehlshabers würde sicherlich größer gewesen sein, wenn in der Stunde des Sieges etwas mehr Menschlichkeit gewaltet hätte. Warum wurde das Grab des Propheten entweiht? Warum das verstümmelte Skelett in den Nil geworfen? Solche Handlungen, die wir gern Untergebenen zuschreiben möchten, erhöhen den Ruhm ihrer Urheber nicht und lassen als schreckliches Erbteil den Haß hinter sich."

Es sind dies schwere Anschuldigungen, um so schwerer, als sie der Feder eines bedeutenden Mannes entstammen, und ich halte es nur für gerecht, sie zu widerlegen und zu erklären.

*) Des Kalifen, des Nachfolgers des Mahdi, welch letzterer einige Jahre zuvor gestorben war.

M. de Freycinet ist falsch berichtet worden, wenn er Lord Kitchener eines Mangels an Menschlichkeit anschuldigt, und er wird sicherlich der erste sein, der das Kapitel bereut, in dem er von dem Hinschlachten der unbewaffneten Menge redet.

Auf dem Schlachtfeld von Kerreri befanden sich nur Männer in Waffen, und nicht ein einziger Schuß wurde auf die Bevölkerung von Omdurman abgegeben, die man auf Befehl des Sirdar gänzlich unbehelligt ließ.

Diese Milde wird sogar getadelt, denn sie gab einer Anzahl Fanatikern Gelegenheit, sich in der Stadt zu verbergen und die ägyptischen Soldaten auf ihrem Vorübermarsch plötzlich anzugreifen. Es liegt auch nicht ein Körnchen Wahrheit in dem gegen Lord Kitchener erhobenen Vorwurf, und man sollte erst versuchen, sich in die Sachlage zu versenken, ehe man einen Schrei des Entsetzens ausstößt betreffs der Tausende von Verwundeten, die ihren Wunden und dem Durst erlagen, und von denen so viele getötet wurden. Diese verwundeten Derwische, die selbst niemals Gnade hatten walten lassen, die nie vergeben und vergessen, sondern ihre Feinde stets unweigerlich hingemordet hatten, erwarteten ihrerseits nichts anderes, als getötet zu werden. In ihrem schrecklichen Fanatismus, ihrem eingewurzelten Haß gegen die Ungläubigen, ihrem Glauben, daß der Tod eines Gegners ihnen die Pforten des Himmels erschließt, war es noch an der Schwelle des Todes ihr einziger Gedanke, einen letzten Streich zu führen, ehe sie starben.

Wehe dem englischen oder ägyptischen Soldaten, der einem fieberglühenden, verdurstenden Derwisch seine Wasserflasche bot! wehe dem Soldaten vom Roten Kreuz, der Hilfe zu bringen suchte! wehe dem Offizier oder dem Soldaten, der achtlos an einem gefallenen Feind vorüberschritt! Mit Aufbietung aller Kraft erhob sich der Derwisch, spannte den Hahn der Pistole oder schwang mit einer letzten Anstrengung den todbringenden Speer und tötete jeden, der ihm beizuspringen versuchte. Solchen wuterfüllten Gegnern war nicht beizukommen; es konnte daher den Verwundeten keine Hilfe gebracht werden. Man mußte sie in den brennenden Strahlen der Sonne sterben lassen, diejenigen aber, die aufstanden, um sich ein Opfer zu suchen, mußten getötet werden.

Für die Entweihung des Grabes aber ist nicht der Oberbefehlshaber allein verantwortlich zu machen, sondern er folgte dabei dem Rat der höchsten mohammedanischen Behörden in Ägypten, die es

nicht für geraten hielten, ein Denkmal ſtehen zu laſſen, das einem Manne errichtet worden war, der ſich für einen gottgeſandten Propheten ausgegeben, der die unglücklichen, einfältigen und unwiſſenden Völker betrogen und mit ſeiner blutigen Tyrannei vernichtet hatte — dem Andenken eines Mannes, der die Verteidiger von El Obeid, die zehntauſend unter Hicks' Befehl ſtehenden Soldaten, die Bevölkerung von Chartum und viele Tauſende anderer erbarmungswürdiger Geſchöpfe hinſchlachten und auf Lanzenſpitzen Hicks' und Gordons Köpfe zur Schau tragen ließ — dem rohen und un-

Die Ruinen vom Grabe des Mahdi in Omdurman.

gebildeten Manne, in deſſen Namen der ganze Sudan durch Feuer und Schwert verwüſtet worden iſt.

Wo auch die Engländer hingedrungen ſind, überall haben ſie die Religion der Bewohner geachtet. In mohammedaniſchen Ländern gehen ſie heute ſogar ſo weit, daß ſie den Miſſionaren verbieten, Proſelyten zu machen. Der Mahdismus aber konnte nicht für eine Religion erachtet werden, ſondern nur für einen blutdürſtigen Fanatismus, der ſowohl das mohammedaniſche Ägypten, als auch das chriſtliche Abeſſinien angriff, und der von jedem Geſichtspunkt aus unbedingt vernichtet, ſpurlos vom Erdboden verwiſcht werden mußte. Wäre das Grab des Mahdi nicht zerſtört worden, ſo hätte man das Symbol deſſen verſchont, das auszurotten, man eigens gekommen war, das Symbol, zu dem die Blicke aller derjenigen

immer wieder zurückgekehrt wären, die, sei es aus Furcht, Unwissenheit oder Fanatismus, dem Mahdi nachgefolgt waren. Vernichtete man aber das Grab und zerstreute die Knochen des Mannes, in dessen Namen so viele Verbrechen begangen worden waren, in alle Winde, so lieferte man jenen einfältigen Gemütern den Beweis von der Schwäche seiner Lehren und von der Macht derjenigen, die heute Wohlstand und Frieden im Sudan gesichert haben.

Die Besitzergreifung der Ruinen von Chartum durch Lord Kitchener und seinen Stab war zweifellos eine eindrucksvolle Zeremonie. Sie war von einer religiösen Feier begleitet und wurde im Freien, und zwar an derselben Stelle vor dem Schloß abgehalten, wo Gordon gefallen war. Das war die Rache der Zivilisation, Englands und Ägyptens Rache, die Rache der Offiziere, denen Gordon so oft zugerufen „Helft!", die seinen Ruf aber zu spät vernommen hatten.

Während die Kavallerie den Kalifen und die Reste seines Heeres verfolgte und hier und da Hunderte seiner aus dem Harem geflüchteten Frauen aufgriff, begannen Lord Kitchener und seine Offiziere, Chartum wieder aufzubauen. Einen Augenblick dachte der Sirdar daran, die ganze Bevölkerung von Omdurman nach Chartum zu verpflanzen und jene Stadt mit Stumpf und Stiel auszurotten; später aber gab er diesen Plan auf und beschloß, daß Chartum die Beamtenstadt, die anglo-ägyptische Stadt par excellence, die Stadt der Paläste und prächtigen Wohnhäuser werden, Omdurman aber die einheimische Stadt mit den bedeutenden Märkten bleiben sollte, denen große Karawanen die Produkte des ganzen Sudans zuführten. Heute liegt Chartum gegenüber, am Blauen Nil, eine dritte Stadt, deren Wichtigkeit mit unglaublicher Schnelligkeit wächst. Es ist dies Chartum-Nord, wo sich die Warenhäuser, die der Eisenbahn und dem Dampferverkehr dienenden Gebäude, die Docks, die Speicher der Regierung usw. befinden, kurz, der handel- und gewerbetreibende Teil der Stadt. Wer vermöchte Lord Kitchener zu tadeln, wenn er gesagt hätte, als er die englische und ägyptische Flagge auf den Ruinen von Chartum aufpflanzte: „Alles dies ist unser". Aber er tat dies nicht, denn er wollte keinesfalls die alten Einwohner der Stadt ihres Eigentums berauben, sondern aller Grundbesitz wurde von denen, die ihre rechtlichen Ansprüche darauf beweisen konnten, für das vierfache seines Wertes gekauft. In sechs Jahren ist auf den Ruinen des alten, das moderne, ge-

sunde, freundliche Chartum entstanden, das Chartum, welches ich zu Beginn dieses Kapitels in Kürze beschrieben habe.

Oberst Stanton, der Mudir (Gouverneur) der Stadt und der Provinz, ein talentvoller Offizier und tüchtiger Administrator, arbeitet mit einer Ausdauer und Intelligenz, die des größten Lobes würdig ist, an der Verbesserung und Entwicklung von Chartum. Welches Vergnügen, welche Belohnung muß es für ihn sein, der die einstigen Ruinen gekannt, heute zu sehen, was mit so wunderbarer Schnelligkeit vollbracht worden ist.

Es befindet sich in Chartum noch ein anderer Mann, dessen Gefühle ich wohl kennen möchte, wenn er in seiner ordengeschmückten Uniform auf einem prächtigen Roß durch die lieblichen Alleen dahingaloppiert. Der Mann ist Slatin Pascha, der frühere Gefangene des Mahdi, gegenwärtig Generalinspektor der sudanischen Regierung. Welch ein Roman ist sein Leben doch gewesen! Lesen Sie sein Buch „Feuer und Schwert im Sudan", und Sie werden mit Staunen hören, was ein menschliches Wesen in moralischer und physischer Hinsicht leiden und ertragen kann. Er muß wirklich die Konstitution eines Pferdes und das Herz eines Löwen gehabt haben, daß er diese schrecklichen Erfahrungen überstanden hat. Ein geborener Österreicher trat Slatin in sudanische Dienste, als Gordon zum erstenmal Generalgouverneur war, und wurde, als das Land sich erhob, um dem Mahdi zu folgen, Gouverneur der Provinz Darfur, die er mit aller Macht verteidigte. Zweifellos tat er seine Pflicht bis zu dem Moment, wo jeder Widerstand unmöglich wurde. Als er zu Beginn der Krisis hörte, daß seine Männer zögerten, ihm zu gehorchen, weil er ein Christ war, trat er vor allen seinen Truppen öffentlich zum Islam über.

Gordon war höchst aufgebracht, als er bei seiner Rückkehr nach Chartum, wo er den Tod erleiden sollte, Kenntnis davon erhielt, und spricht in seinem „Journal" mit Bitterkeit von ausländischen, abtrünnigen Offizieren, die willig ihren Glauben wechseln, um ihre Haut zu retten. Ich bin fest überzeugt, daß Slatin weniger an sein Leben, als an seine Provinz und die unter seinem Befehl stehenden Soldaten dachte, die er um jeden Preis hinhalten wollte, bis ihn die Verstärkungen, an die er fest glaubte, erreichen würden.

Aber sie kamen nicht, und Slatin, dessen Hilfsquellen gänzlich erschöpft waren, und dem der Mahdi das Leben zusicherte, ergab

sich. Zuerst wurde er gut behandelt, denn da er die Sprache des Landes konnte, glaubte der Mahdi, sich ihn im Falle der Not als Unterhändler mit den Ungläubigen in Chartum nutzbar machen zu können. Er mußte das Heer begleiten, das diese Stadt belagerte, und hatte den Kummer, sie fallen zu sehen. Welch schreckliche Gefühle müssen sein Herz zerrissen haben, als man ihm in einem blutbefleckten Tuch das Haupt Gordons brachte — das Haupt des Führers, den er so bewundert und geliebt hatte. Er selbst wurde in Eisen geschlossen und mit Ketten beladen und erlitt wochenlang alle nur denkbaren körperlichen und seelischen Qualen. Schließlich nahm ihn der Kalif doch in seinen Dienst, und zwölf Jahre lang war Slatin sein Sklave, hockte an seiner Tür oder rannte mit nackten Füßen hinter seinem Pferde drein.

Slatin Pascha als Derwisch.

Im März 1895 gelang es ihm endlich, zu entfliehen und Assuan zu erreichen. Kaum war er in die Zivilisation zurückgekehrt, so bot er England und Ägypten bereits wieder seine Dienste an und hat viel zu dem Erfolg der endlich unter Lord Kitcheners Befehl ausgesandten Expedition beigetragen. Da er den Sudan, seine Bewohner und ihre Sprache, die Stärke und die schwache Seite der Derwische genau kannte, war er natürlich in der Lage, höchst wertvollen Beistand zu leisten.

Als Chartum wieder erobert war, hegte er den Wunsch, mit den Pionieren, die den Wiederaufbau der Stadt unternommen hatten, zurückzubleiben und sich an dem Werk der Zivilisierung zu beteiligen, das in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren den Sudan in so bewundernswerter Weise in ein Land verwandelt hat, wo nach end-

losem Kampf und Streit jetzt Ruhe und Friede herrschen. Er hat unbestreitbar große Dienste geleistet, Dienste, die Sir Reginald Wingate, der Generalgouverneur, gebührend zu würdigen weiß.

Voll Erstaunen darüber, daß Slatin in ein Land zurückzukehren wünschte, wo er so schrecklich gelitten hatte, ist von gewisser Seite behauptet worden, daß ihn nur der Rachedurst zurückgetrieben hätte, der Wunsch nach einer schrecklichen Rache, nicht nur an dem in der Schlacht getöteten Kalifen und seinen Emiren, sondern auch an allen denen, ob stark oder schwach, ob Mann oder Frau, die in irgend welcher Weise mit seinen Qualen und Demütigungen in Verbindung gestanden hatten. Es gibt eben in dieser Welt Leute, die mit dem Fluch einer allzu üppigen Phantasie begabt sind. Ich bezweifle nicht und halte es nur für sehr natürlich, daß Slatin danach verlangte, sich am Kalifen gerächt zu sehen, und daß er mit Genugtuung erfüllt war, als er ihn tot sah, als das Grab des Mahdi zerstört wurde, und Tausende von Derwischen auf dem Schlachtfeld von Kerreri hingestreckt lagen. Das war ein Sieg, der jeden Soldaten erfreut. Aber von da bis zu dem Glauben, daß er im Sudan verblieb, um alle die aufzuspüren und zu vernichten, die mehr oder weniger zu seinen Leiden beigetragen hatten, ist wirklich ein großer Schritt.

Slatin Pascha ist im Sudan geblieben, weil er dort eine einzigartige Stellung einnimmt, in der er der Regierung große Dienste leisten kann; weil er das Land liebt und sich für den Fortschritt der Zivilisation interessiert; weil man ihn gut bezahlt, und der Generalgouverneur ihn ehrt und achtet — und schließlich auch, weil er sich an dem Bewußtsein erfreut, an einem Orte frei, reich, mächtig und von Luxus umgeben zu sein, wo er zwölf Jahre seines Lebens als Sklave des Kalifen in schrecklichsten Leiden verbracht hat.

Gordon-Gedächtnis-Schule.

Kapitel 17.

Der Sudan im Jahre 1905.

Die Zukunft des anglo-ägyptischen Sudans — Was er gekostet hat und noch kosten wird — Der Generalgouverneur Sir Reginald Wingate und seine Arbeit vom Chedive selbst beurteilt — Der rechte Mann am rechten Ort — Konzessionen, Ländereien, Bergwerke und Gesellschaften — Die Konzessionsjäger auf dem Kriegspfad — Die zukünftigen Eisenbahnen — Der Reichtum des Landes — Die Gewässer des Weißen und des Blauen Nils — Der Marquis von Rudini und seine Mission im Sudan und in Erythrea — Seine persönlichen Eindrücke — Finanzielle Fragen — Oberst Bernard Bei, der Finanzsekretär und sein Genie — Die franzosenfreundlichen Gefühle des Generalgouverneurs — Handelsbeziehungen mit dem Kongo — Neue Verkehrswege.

General Gordon schrieb im Jahre 1884: „Der Sudan ist ein gänzlich nutzloser Besitz, ist es stets gewesen und wird es immer sein."

Die Meinung des berühmten Generals wurde von denen seiner Offiziere geteilt, die das Land genau kannten, unter anderen von dem Oberst Stewart. Es ist heute erwiesen, daß sie sich im Irrtum befanden, und daß Lord Cromer gute Gründe hat, seinen Bericht vom Jahre 1903 mit den Worten zu schließen: „Bei verständiger Anlage von Kapital und bei fortgesetzter Anwendung des Regierungssystems, das jetzt von Sir Reginald Wingate und seinem Stab so außerordentlich gut geleitet wird, kann man, ohne sich dem Vorwurf eines zu großen Optimismus auszusetzen, wohl annehmen, daß die Zukunft des Landes sich viel weniger düster gestalten wird, als die beiden oben angeführten Autoritäten prophezeit haben. Aber der Fortschritt wird ein langsamer sein."

Ein langsamer? Lord Cromer ist bescheiden, in bezug auf sich sowohl, als auch auf diejenigen, die sieben Jahre lang das Werk der Zivilisierung betrieben haben. In Anbetracht der Schwierigkeit der Aufgabe und der geringen zur Verfügung stehenden Hilfsmittel finde ich gerade, daß der Fortschritt ein außerordentlich schneller gewesen ist, und daß es ans Unglaubliche grenzt, was man bisher erreicht hat. Ich stehe nicht allein mit dieser Ansicht: es ist die aller Fremden, denen ich in Ägypten begegnet bin, so auch die des Marquis di Rudini.

„Ich habe Chartum entdeckt", sagte er zu mir, „und bin mit Staunen erfüllt. Gewiß ist Chartum nicht der ganze Sudan, aber von dem, was ich hier gesehen und gehört habe, läßt sich ein sehr guter Schluß auf das ziehen, was England geleistet hat — in keinem anderen Lande hat es seinen Namen ‚Die größte kolonisiernde Nation der Welt' so wohl verdient, wie hier. Die Engländer besitzen ein vorzügliches Organisationstalent, aber noch bewundernswerter ist es in meinen Augen, daß sie dieses Riesenwerk mit solcher Sparsamkeit vollenden konnten — man wird kaum glauben, daß sie darauf nur gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling verwendet haben. Und wir dummen Leute brauchen 20 Millionen zur Eroberung unsrer kleinen Kolonie Erythrea!

„Trotz der ungeheuren Ausdehnung des Landes und trotz der vielen in Ausführung begriffenen Arbeiten kostet der Sudan Ägypten nur ein paar hunderttausend Pfund . . . . England aber gar nichts, ja, das letztere hat schon Mittel und Wege gefunden, Einkünfte aus dem Sudan zu ziehen. Erythrea — fragen Sie? Ach, mein Lieber, es kostet uns jetzt 280 000 Pfund jährlich, und der Himmel weiß, ob es je etwas einbringen wird . . . . Dagegen der Sudan! In einem Vierteljahrhundert wird er eine der besten Provinzen in ganz Afrika sein!"

In der Tat kostete die Eroberung des Sudans nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen; ja, kurz nachher konnte Lord Kitchener, der Sirdar von Omdurman, beweisen, daß dieses Geld nicht etwa in Rauch aufgegangen war, sondern daß der Feldzug in Wirklichkeit nichts gekostet hatte. Ich lasse seine Worte folgen:

„Während der $2\frac{1}{2}$ Jahre, die der Krieg gedauert hat, sind militärische Extraausgaben im Betrag von $2\frac{1}{2}$ Millionen entstanden. In diese Summe inbegriffen ist die letzte Bewilligung für die Fortführung der Eisenbahn vom Atbara bis Chartum, eine Arbeit, die

schon in Angriff genommen ist. Dieser großen Ausgabe habe ich aber auch Aktiva entgegenzusetzen: wir besitzen 760 Meilen einer mit Maschinen, Wagen und soliden Brücken ausgestatteten Eisenbahn oder werden sie bald besitzen, ... ich greife wohl nicht zu hoch, wenn ich ihren Nutzen für uns mit 3000 Pfund pro Meile bewerte. Das macht $2\frac{1}{4}$ Millionen von dem für den Feldzug bewilligten Geld; für die andere Viertelmillion haben wir 2000 Meilen Telegraphenlinie, 6 neue Kanonenboote, Schaluppen, Segelfahrzeuge und — den Sudan erhalten."

Ich frage mich, hat je ein Feldzug relativ so wenig gekostet und so viel eingebracht? Ich glaube nicht! Im Jahre 1898 war die Lage im Sudan mehr als entmutigend. Das Land gänzlich zugrunde gerichtet, dreiviertel der Bevölkerung umgekommen, die Überlebenden aber, die noch unter der Erinnerung an die Krisis erzitterten, durch die sie zwanzig Jahre lang so viel gelitten, waren ihren Eroberern ausgesprochen feindlich gesinnt. Sie hatten nicht die Leiden vergessen, die ihnen durch die Hand der Vertreter Ägyptens zur Zeit der ersten Besitzergreifung aufgelegt worden waren. Es war jetzt nötig, eine Regierung zu schaffen, die in allen ihren Einzelheiten den Bedürfnissen des Landes entsprach, und eine Verwaltung, die sich bis zu den äußersten Grenzen dieses ungeheuren, ein Areal von einer Million Quadratmeilen bedeckenden Gebietes erstreckte. Man mußte Ordnung herstellen, Chartum wieder aufbauen, die Polizei und Gerichtshöfe organisieren, die Sklaverei abschaffen, den Handel regulieren, Schulen gründen, den Gesundheitszustand überwachen und die Epidemien bekämpfen, unter denen das Land litt. Das alles hatte zu geschehen; vor allem aber mußte man die halbwilde Bevölkerung überzeugen, daß alles zu ihrem Besten getan würde, daß sie den Nutzen daraus ziehen würden, und daß eine Zeit der Gerechtigkeit und des Friedens, der Arbeit und des Wohlstandes ihren Anfang genommen hätte.

Da Ägypten die Kosten für eine derartige Verwaltung unmöglich aufbringen konnte, war es durchaus nötig, ein Budget zu schaffen und Steuern aufzunehmen. Von besonderer Wichtigkeit aber war es, diese Steuern in einer so gleichmäßigen und gerechten Weise zu verteilen, daß die noch sehr arme Bevölkerung sie ohne Härten aufbringen konnte, also keinen Grund zur Klage fand. Das und noch mehr ist ausgeführt worden, und zwar so gut, daß nicht nur die Eingeborenen glücklich und zufrieden sind, sondern daß sich die

Hilfsquellen des Landes mit einer ganz unvorhergesehenen Schnelligkeit vermehrt haben.

Ich will nur ein Beispiel geben. Im Jahre 1898 wurden die Einkünfte des Landes auf 8000 Pfund Sterling geschätzt und erbrachten 35000 Pfund. Für das Jahr 1904 bewertete man sie auf 429000 Pfund und erreichte 540000! Niemand hätte sich vor sechs Jahren träumen lassen, daß man in so kurzer Zeit derartige Erfolge erzielen würde.

Gärten in Chartum.

Trotz dieses fast unglaublichen Fortschrittes kann der Sudan seine Ausgaben, die sich vergangenes Jahr auf 840000 Pfund Sterling beliefen, noch nicht selbst bestreiten, sondern die ägyptische Regierung schießt jährlich eine Summe von fast 400000 Pfund zu. Aber es muß hier bemerkt werden, daß die Last durchaus nicht so schwer ist, wie die Ziffern vermuten lassen, denn man kann von der obengenannten Summe abziehen: 1. 160000 Pfund für den Unterhalt ägyptischen Militärs, das jetzt im Sudan liegt, früher aber an der Grenze stationiert war. 2. Fast 80000 Pfund, die das Zollamt zu Alexandria für Güter vereinnahmt hat, die von auswärts nach dem Sudan gegangen sind, und 3. gegen 90000 Pfund Einnahme der ägyptischen Eisenbahnen, Posten und

Sir Reginald Wingate.

Telegraphen für Güter und Passagiere, deren Bestimmungsort der Sudan war, sowie auch für dorthingehende Postsendungen und Telegramme.

Daraus folgt, daß der wirkliche jährliche Beitrag Ägyptens sich nur auf gegen 80000 Pfund beläuft.

Sicherlich ist der Sudan das und noch viel mehr wert, denn seit er sich in Ägyptens Besitz befindet, ist das letztere von seinem Grenznachbar, dem Vulkan Mahdismus, befreit, der es so lange bedroht hat. Und überdies sollen im Sudan und nicht in Ägypten die von Sir William Garstin geplanten großen Werke ausgeführt werden, die die Menge des für Ägypten nutzbaren Wassers verdoppeln sollen. Bedenkt man, daß diese Werke, die auf 22000000 Pfund veranschlagt sind, die Erträgnisse des ägyptischen Ackerbaus verdoppeln werden, so erscheinen die 80000 Pfund, die der Sudan kostet, eine sehr geringe Summe. Überdies wird das Land sicherlich auf dem bereits so kräftig eingeschlagenen Pfade des Fortschritts weiter gehen, und es wird einst der Tag kommen, wo sein Budget sich nicht nur im Gleichgewicht befindet, sondern sogar einen Überschuß aufweist.

Ebenso wie Ägypten seinen jetzigen Wohlstand der weisen Verwaltung Lord Cromers verdankt, schuldet der Sudan seinen wunderbaren Aufschwung dem Generalgouverneur. Sir Reginald Wingate, der zur selben Zeit Sirdar (Oberbefehlshaber) der ägyptischen Armee ist, hat dem Sudan alle seine großen administrativen Fähigkeiten gewidmet.

Seine Hoheit der Chedive, der sicherlich ein guter Menschenkenner und auch in der Lage ist, diejenigen zu beurteilen, die England ihm geschickt hat, sagte einst zu mir:

„Das ägyptische Heer hat nie einen besseren Sirdar besessen, und als Generalgouverneur vom Sudan hat Sir Reginald Wingate unschätzbare Dienste geleistet und wird sie weiter leisten. Dank seinem Eifer, seiner Intelligenz, seiner Tatkraft, seiner Willensstärke und der gründlichen Kenntnisse des Landes und der Bedürfnisse der Bewohner, hat der Sudan in wenigen Jahren einen so riesigen Aufschwung genommen. Ich bin Wingate dankbar für das große Geschick, mit dem er seine Arbeit angreift, und bewundere alles, was er ausgeführt hat, voll und ganz. Er ist der rechte Mann am rechten Platz und wird hoffentlich noch viele Jahre auf seinem Posten verbleiben."

General Wingate ist einer der anziehendsten Männer, die ich kenne. Er ist angenehm, einfach und von einem einnehmenden Wesen, das dennoch seine große Willensstärke und ungeheure Tatkraft erkennen läßt. Er spricht Französisch fließend und liebt es, sich dieser Sprache zu bedienen. Ich hatte mehrere interessante Unterhaltungen mit ihm über die Zukunft des Sudans, die ihm sehr am Herzen liegt — er prophezeit dem Lande einen wenn auch nicht schnellen, so doch sicheren Fortschritt.

„Die Geschwindigkeit dieses Fortschritts" — sprach er zu mir — „hängt von drei Dingen ab, die wir unglücklicherweise nicht sobald erlangen werden: Arbeitskräfte, vermehrte Verkehrsmittel und Wasser. Das ist es, was der Sudan braucht. Bedenken Sie, daß wir heute nur zwei Millionen Einwohner haben, mit einem viel zu großen Prozentsatz an Frauen und Kindern, während vor etwa zwanzig Jahren die Bevölkerung mehr als zehn Millionen betrug. Gewiß sind Araber und Neger fruchtbare Völker, und bei andauerndem Frieden wird die Wiederbevölkerung schnell von statten gehen — aber doch ist der Fortschritt nicht so groß, daß man ihn von Tag zu Tag verfolgen kann. Vielleicht werden in einigen Jahren auch Ägypter bei uns einwandern, wenn der Sudan den schlechten Ruf verloren hat, der ihm infolge vergangener Ereignisse anhaftet. Künftige Verkehrswege und Eisenbahnlinien, die der Vermehrung des Handels zu gute kommen, sind ins Auge gefaßt worden, und wie Sie wohl wissen, werden wir in wenig Monaten durch die Bahn Nil—Rotes Meer eine direkte Eisenbahnverbindung mit dem Meer und einem auf sudanischen Gebiet liegenden Hafen haben. Auf diesem Wege werden künftighin Waren nach dem Sudan gelangen, und unsere Produkte ausgeführt werden."

„Sagt man nicht in gewissen Kreisen, daß diese Linie, zu deren Bau Ägypten das Geld geliehen hat, ihm bedeutenden Schaden zufügen wird, da sie den ganzen Verkehr ablenkt, der heute durch den Hafen von Alexandria geht und Assuan mittels der ägyptischen Eisenbahnen erreicht?"

„Sicherlich", erwiderte der Gouverneur, „ist diese Vermutung aufgestellt worden, aber sie kann nicht stand halten. So lange der Sudan von diesem einen, kostspieligen Verkehrsweg, durch Ägypten und den Nil aufwärts, abhängt, kann sein Handel keinen großen Schritt vorwärts kommen. Es wird alles beim heutigen Stand der Dinge bleiben, und Ägypten wird fortfahren, die kleine Summe,

von der Sie sprachen, einzustecken, jedoch ohne Hoffnung, sie je vermehrt zu sehen. Andererseits wird die neue Eisenbahn ihm zweifelsohne das kleine Einkommen entreißen. Aber die sudanische Kasse wird Nutzen daraus ziehen, und wenn dank diesem neuen Exportweg unser Handel schnell wächst, werden sich auch unsere Einkünfte vermehren, so daß wir imstande sind, Ägypten das vorgestreckte Geld zu verzinsen. Schließlich aber — und das ist der wichtigste Punkt — je schneller die Entwicklung des Sudans fortschreitet, um so eher wird die Zeit kommen, wo er ohne Ägyptens finanzielle Hilfe bestehen kann."

„Und betreffs des Wassers?"

„Was das anlangt, so wird der Sudan Nutzen aus Sir William Garstins großen Plänen ziehen ..... aber es sind das bis jetzt ja nur Projekte, deren Verwirklichung sich noch jahrelang hinausziehen kann. Trotzdem aber hat die ägyptische Regierung eine Kommission geschickt, die sich, zusammen mit meinen Offizieren, mit der Untersuchung der Wasserfrage beschäftigt, und wir werden sicherlich dadurch etwas erlangen, wenn auch — in Erwartung der zukünftigen großen Reservoire — vorläufig nur eine Kleinigkeit. Einige kleinere Bewässerungskanäle sind schon angelegt worden, und der Sudan kann jetzt im Sommer Wasser aus dem Nil nehmen zu einer Zeit, wo dem ägyptischen Ackerbau dadurch kein Schaden zugefügt wird. Denn Ägypten erlaubt uns nicht, das Wasser zu nehmen, von dem seine Existenz abhängt. Sie sehen also, daß England wohl wußte, was es tat, als es in Ägyptens Namen erklärte, daß es keiner anderen Macht erlauben würde, sich am oberen Nil niederzulassen und das Wasser mit Beschlag zu belegen, ohne das Ägypten nicht bestehen kann."

„Herr General", sagte ich, „vor meiner Abreise von Paris hörte ich eine etwas seltsame Geschichte. Einer meiner Freunde, Baron B., benachrichtigte mich, daß er von einem französischen Kaufmann, einem Kolonisten, der große Güter im Kongogebiet besitzt, gehört hatte, daß er viele Versuche unternommen, um die Erlaubnis zu erlangen, seine Produkte durch den Sudan auf dem Nil und einem seiner Nebenflüsse, dem Jur, abwärts zu senden, welch letzterer Fluß bis zu einer kurzen Entfernung von dem Wohnort des Kaufmanns schiffbar ist. Ein solcher Transportweg, der viel schneller und billiger ist als der bisher von ihm benutzte, nämlich den Kongo abwärts bis an den Atlantischen Ozean, würde nicht

nur seinem eigenen Geschäft zu einem Aufschwung verhelfen, sondern auch dem der anderen Kolonisten, deren Besitzungen an den Grenzen des Sudans liegen . . . aber er versicherte meinem Freunde, sein Gesuch sei schlecht aufgenommen worden, und es sei klar, daß der Handel des französischen Kongogebietes nicht dazu ermutigt werden würde, den Nil zu benutzen."

Während ich so sprach, nahm General Wingates Gesicht einen Ausdruck des Staunens an, das sich schnell in Unwillen verwandelte. „So wird Geschichte gemacht", sprach er. „Was Sie mir da erzählt haben, ist eine abscheuliche Lüge, und seltsamerweise habe ich hier in meinem Pult ein Schriftstück, das Ihnen beweisen wird, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort ist. Ehe ich Ihnen die darauf bezügliche Stelle in meinem offiziellen Bericht zeige, sollen Sie erst hören, was geschehen ist.

„Im vergangenen Jahr erhielten wir einen Brief von einem M. Pierre*), einem Kolonisten aus dem französischen Kongo, in dem er uns die Absicht ankündigte, auf seiner Rückkehr nach Frankreich durch den Sudan zu fahren, um die Reise unter dem Gesichtspunkt eines neuen Transportwegs nach Suakin zu studieren. Der Gedanke schien mir vortrefflich, und ich gab den Offizieren, die die Grenzposten und die Stationen im Innern befehligten, den Auftrag, sich M. Pierre ganz zur Verfügung zu stellen. Der letztere unternahm die Reise wirklich und kam hier in Chartum an, wo wir die Frage erörterten. Weit entfernt, seinem Plan entgegen zu sein, versicherte ich ihm, daß ich alles tun würde, um den Transport der Produkte des französischen Kongogebietes durch den Sudan zu ermutigen, und daß ich stets die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern berücksichtigen würde. Um ihm einen unwiderleglichen Beweis meines Wohlwollens zu geben, versprach ich, unverzüglich einen Dampfer von so geringem Tiefgang bauen zu lassen, daß er den Fluß Jur bis zu dem von M. Pierre bezeichneten Punkte hinauffahren könnte. Dieses Schiff sollte lediglich für den internationalen Handel bestimmt sein. Es wird in kürzester Frist vollendet und bereit sein, nach dem Jur abzudampfen, aber von M. Pierre haben wir nichts wieder gehört."

*) Da mein Freund mir den Namen des Kolonisten nicht genannt hat, der ihm von seinem mißglückten Versuch erzählte, sich einen neuen Weg durch den Sudan zu sichern, bin ich nicht imstande zu sagen, ob es M. Pierre war, aber natürlicherweise mußte der Gouverneur das annehmen.

Danach ließ der General mich den Teil seines offiziellen Berichtes lesen, in dem er diese Tatsachen kurz erzählte, den Bau des Schiffes ankündigte und die Absicht aussprach, jeden Versuch zu unterstützen, der darauf ausginge, den Verkehr auf dem Nil und der neuen Eisenbahn zu vermehren. Dann fügte er hinzu:

„Es ist unser größter Wunsch, auf freundschaftlichem Fuße mit Frankreich und seinen Kolonien zu leben, die mehr oder weniger unsre Nachbarn sind."

Ich hatte gehört, daß zahlreiche Kapitalisten, im Hinblick auf

Kriegsministerium in Chartum.

den zukünftigen Reichtum des Sudans, bereits nach Landkonzessionen ausschauen, und daß viele Gesuche an den Generalgouverneur gelangten, der sie aber unweigerlich ausschlüge. Ich fragte ihn, ob das der Fall wäre.

„Es laufen allerdings massenhafte Gesuche bei mir ein", erwiderte er, „die ich abweisen muß und zwar aus verschiedenen Gründen, für welche ich Ihnen hier zwei Gesichtspunkte geben will. Erstens können die Leute, die um Land nachsuchen, nichts damit anfangen, solange es nicht bewässert ist; sie werden also auch Wasser verlangen, und das können wir ihnen vorläufig noch nicht geben. Zweitens wissen wir noch nicht genau, welches Land uns gehört, und auf wieviel davon die Eingeborenen Anspruch haben, und wie bekannt, wollen wir um keinen Preis jemanden schädigen. Es wird bereits eine Übersichtskarte vom Sudan gefertigt, die schon

weit vorgeschritten ist. Nach ihrer Vollendung werden wir besser in der Lage sein, Konzessionen zu gewähren."

Dieser Auseinandersetzung des Generals darf ich wohl noch hinzufügen, daß er fest entschlossen ist, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das spekulative Element aus dem Sudan fernzuhalten, das Ägypten so viel Schaden getan hat. Solange Sir Reginald Wingate Generalgouverneur ist, wird keiner, ob groß oder klein, den Sudan rupfen.

Wie schon bemerkt, ist das im Sudan vollendete Werk zweifellos der vorzüglichen Verwaltung des Generalgouverneurs zu verdanken, aber es wäre unrecht, nicht anzuerkennen, daß er höchst schätzenswerte Mitarbeiter hat, unter ihnen den Generaladjutant Oberst Henry, einen hervorragenden Beamten und einen der besten Soldaten, die England an Ägypten abgetreten hat; Mr. Bonham-Carter, juristischer Staatssekretär, dem die schwierige Aufgabe zugefallen ist, ein Rechtssystem aufzustellen, das sich im Einklang mit dem Bildungsgrad des Landes befindet, und das von den einfältigen, unwissenden Eingeborenen, die eigentlich nichts als große Kinder sind, leicht verstanden werden kann. In seinen Berichten werden Sie einige vortreffliche Beispiele von dem geistigen Standpunkt dieser Leute finden. So zum Beispiel:

Kwat Wad Awaibung, ein Schilluk, wurde angeklagt, Ajak Wad Den ermordet zu haben; er gestand das Verbrechen, entschuldigte sich aber, wie folgt:

„‚Ajak', sagte er, ‚war mir ein Schaf schuldig und er weigerte sich nicht nur, mich zu bezahlen, sondern erklärte auch, er würde mir schon zeigen, was er könnte. Am nächsten Tag wurde mein Sohn von einem Krokodil gefressen. Das war offenbar Ajaks Werk, und deshalb habe ich ihn getötet. Es hatte schon lange etwas zwischen uns gegeben, denn ich bin ein besserer Nilpferdjäger als er, und deshalb hat er mich auch behext und meine Familie.'"

Es liegt auf der Hand, daß die Gesetze eines zivilisierten Landes von Leuten, wie dieser Schilluk, nicht verstanden werden können.

Das „Sudanische Strafgesetz", welches hier gilt, erweist sich als durchaus befriedigend; es ist dem indischen entnommen, jedoch mit Abänderungen, die dem Zustand des Landes angemessen erschienen. Obgleich der Sudan militärische Verwaltung hat, sind auch Zivilpersonen angestellt, unter anderem vier Richter.

Die wunderbare Vermehrung der Einkünfte des Landes, die in sieben Jahren von 35 000 Pfund Sterling auf 560 000 Pfund

angewachsen sind, und die vorteilhafte, sparsame Weise, in der die Verwaltung geführt wird, haben manchen bedeutenden Geschäftsmann in Erstaunen gesetzt, und man hat entdeckt, daß der Sudan in Oberst Bernard Bei, dem Staatssekretär der Finanzen, ein wahres Finanzgenie besitzt. Dank den günstigen Bilanzen seines Budgets steigert sich sein Kredit von Jahr zu Jahr, ermöglicht er es, alles Notwendigste zu beschaffen, kurz die größten Erfolge mit den bescheidensten Mitteln zu erzielen. Ja, der Oberst ist einer von jenen Männern, welche die großen finanziellen Gesellschaften freudig gegen ihr Gewicht in Gold in ihre Dienste nehmen würden, die aber, ihr Interesse dem begonnenen Werke bewahrend, auf dem gering besoldeten Posten verbleiben.

Unter den heutzutage an ägyptischen und sudanischen Regierungsämtern angestellten Engländern befinden sich Männer, die ein zwei- oder dreimal größeres Gehalt beziehen könnten, wenn sie ihren Posten morgen verlassen wollten, und ich meine damit nicht nur solche mit kleinem Gehalt, sondern auch Personen, die 1200—2000 Pfund Sterling jährlich beziehen.

In Frankreich, Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern schlagen die Männer, die sich für Kolonialpolitik interessieren „Zentralisation" vor, also alle Zügel der Regierung der Kolonie in den Händen *eines* Mannes zu vereinigen, der von größerer oder geringerer Entfernung aus, mit mehr oder weniger Geschick regiert. Ich möchte allen, die die Angelegenheiten der Kolonien verfolgen, das Studium des letzten Berichtes von Lord Cromer anraten, der sich mit dem Sir Reginald Wingates deckt. Auf Seite 110 liest man, daß Ägypten im Sudan das System der „Dezentralisation" bis zur äußersten Grenze anwendet. Es sind interessante und belehrende Zeilen, die den Erfolg Englands als kolonisierende Nation erklären. Ich zitiere eine Stelle:

„Es ist erwiesen, daß irgend welcher Versuch, den Sudan bis ins kleinste von Kairo aus zu regieren, ebenso verhängnisvoll sein würde, wie eine Regelung der ägyptischen Interessen von London aus, und das, sage ich zu meiner Freude, ist nie geschehen und wird — hoffe ich — nie der Fall sein."

Es war eine ernste Arbeit, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und die Hilfsquellen des Landes zu heben; natürlich mußte sie Hand in Hand mit einer zweiten, nicht minder schweren und wichtigen gehen: es mußten Schulen errichtet werden, um die heran-

Sudanische Frauen.

wachsende Generation zu lehren und die Bevölkerung ihrer traurigen Unwissenheit zu entreißen.

Das sah Lord Kitchener wohl, und nach dem Siege von Omdurman schlug er vor, daß zur Erinnerung an Gordon ein großes Kolleg in Chartum gegründet würde. Man kam seiner Bitte nach, und eine in England eröffnete Subskription brachte 140 000 Pfund Sterling ein. Von dieser Summe wurden 30 000 Pfund auf den Bau eines riesigen Gebäudes verwendet, das, wenn auch im Äußeren nicht ansprechend, so doch inwendig bewundernswert ausgestattet ist. Die übrige Subskription bringt jährlich 3600 Pfund ein. Unter der vorzüglichen Leitung von Mr. James Currie, der an der Spitze des Gordon Kollegs steht, wie unter der des Departements des öffentlichen Unterrichts, sind erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Vor vier Jahren hatte man nur im Auge, eine kleine Klasse für Handwerker zu errichten, dem Gros der Bevölkerung den notdürftigsten Unterricht angedeihen zu lassen, und eine einheimische Beamtenabteilung zu schaffen, aus der Männer zur Besetzung der kleineren Beamtenposten hervorgehen konnten.

Heute zerfällt die Schule in drei Abteilungen. Die erste besteht aus einer Normalschule, welche Richter für die mohammedanischen Gerichtshöfe und Lehrer bildet. Sie zählte vergangenes Jahr 85 Schüler, die Studien werden ausschließlich in arabischer Sprache getrieben. Die zweite ist eine Elementarschule, deren Klassen von 150 Knaben besucht werden, die man auf arabisch und englisch unterrichtet, und die leicht untergeordnete Posten an den Regierungsämtern erlangen können; die dritte endlich besteht aus Werkstätten, in denen Handwerker unterwiesen werden.

Mit Hinblick auf die von mir schon erklärten großartigen Pläne für Bewässerung, wie sie Sir William Garstin entworfen, und die größtenteils im Sudan — wenn auch mehr zu Ägyptens Nutzen — und mehrere Jahre hindurch ausgeführt werden sollen, ist vorauszusehen, daß eine große Anzahl junger Leute, mit den Grundlehren der Geometrie und Baukunst vertraut, verlangt werden, und daher ist beschlossen worden, die Schulen beträchtlich zu erweitern. Man geht, glaube ich, damit um, eine gehobene Schule und zwei andere Elementarschulen zu errichten, und die Klassen des Gordon-Kollegs zu erweitern.

So interessant auch die Unterrichtskurse für die Scheichs und die Kinder der Eingeborenen waren, so muß ich doch gestehen, daß

Werkstätten des Gordon-Kollegs.

die Werkstätten für die jungen Handwerker mir noch besser gefallen haben. Die Leichtigkeit, mit der sie alles nachzubilden lernen, was ihnen gezeigt wird, erinnert an das gleiche Talent der Chinesen und Japaner. Im letzten Jahr ergaben die von den 80 Schülern dieser Werkstätten — es sind Kinder von 12—16 Jahren — hergestellten Arbeiten mehr als 200 Pfund.

Es ist ersichtlich, daß das Gordon-Kolleg ein wichtiger Faktor für die Zivilisation ist und daß es in der Zukunft des Sudans eine bedeutende Rolle spielen wird. Andere Schulen sind in Omdurman, Wadi Halfa und Suakin eröffnet worden, und die Bewohner zahlreicher Dörfer scheinen geneigt, eine monatliche Schulsteuer zu entrichten, um auch eine zu erhalten. Höchst wichtige Untersuchungslaboratorien sind dem Gordon-Kolleg angegliedert; sie sind durch die Großmut von Mr. Henry S. Wellcome entstanden, und es ist ihr Ziel:

1. Die technische Ausbildung zu erleichtern. 2. Das bakteriologische und physiologische Studium der dem Sudan eigentümlichen tropischen Infektionskrankheiten an Menschen und Tier zu befördern, und den Beamten des Gesundheitsamtes sowie den Kliniken und den militärischen Hospitälern Beistand zu leisten. 3. In Vergiftungsfällen durch Entdeckung und experimentelle Bestimmung des Giftes besonders der von den Eingeborenen angewendeten, geheimnisvollen, kräftig wirkenden Gifte, die gerichtliche Nachforschung zu erleichtern. 4. Alle wünschenswerten chemischen und bakteriologischen Prüfungen an Wasser, Nahrungsmitteln und in sanitären Angelegenheiten vorzunehmen. 5. Diejenigen landwirtschaftlichen, mineralischen und anderen Produkte zu prüfen, die für die industrielle Hebung des Sudans von praktischer Wichtigkeit sind.

Unter der Leitung Dr. Andrew Balfours, eines hervorragenden Gelehrten, leisten diese vorzüglich ausgestatteten Laboratorien täglich die größten Dienste und werden zweifellos viel zur weiteren Entwicklung des Landes beitragen.

Der beschränkte Umfang dieses Buches verbietet mir zu meinem großen Bedauern, noch mehr über die Gordon-Gedächtnis-Schule zu schreiben. Gern hätte ich die zeitgemäßen Klassenzimmer, die hellen, saubergehaltenen Speisesäle, die Musterküchen, das höchst interessante Museum beschrieben, das Proben der Produkte des Sudans enthält. Nur ein Wort noch. Mr. James Currie ist vollständig derselben Meinung wie Lord Cromer, daß es verhängnisvoll sein würde, die englische Sprache in den sudanischen Schulen zu lehren.

„Es ist eine seltsame aber unanfechtbare Tatsache", sprach er zu mir, „daß der Eingeborene (ich spreche von Arabern und zivilisierten Sudanern, nicht von Schilluks und Wilden) nur sein Nationalkostüm gegen europäische Beinkleider auszutauschen braucht, um augenblicklich wie ein Affe auszusehen. Das Studium der englischen Sprache hat auf seinen Geist dieselbe Wirkung, wie die Hosen auf seine Person: er hört auf ein Mensch zu sein und wird ein lächerliches Mittelding zwischen Affe und Papagei. In gewissen Klassen wird ja Englisch gelehrt, weil wir in unseren Regierungsämtern eine Anzahl Unterbeamter brauchen, die diese Sprache verstehen. Aber wir sind durchaus dagegen, daß sie in den Handwerkerkursen und in den Elementarschulen eingeführt wird, die wir im ganzen Lande errichtet haben und noch errichten werden. Wir werden die Bevölkerung nicht näher an uns heranziehen, indem wir sie ein paar englische Wörter sprechen lehren, sondern nur dadurch, daß wir sie mit Weisheit und Festigkeit, mit Güte und Gerechtigkeit regieren und ihnen beweisen, daß wir nur ihr Bestes im Auge haben."

Ich wollte nicht den Versuch machen, in diesen vier Kapiteln den ganzen Sudan und seinen Fortschritt zu beschreiben, sondern wollte nur den in Unkenntnis Befindlichen einen Begriff von dem vollbrachten Werk geben. Manche werden zweifellos eine Frage stellen, die auf den ersten Blick schwer zu beantworten scheint, nämlich, warum der Sudan anglo-ägyptisch ist, und wie ein Land zu gleicher Zeit zwei Herren haben kann, König Eduard und Abbas Hilmi. Dieselbe Frage legte mir ein italienischer Freund an Bord des Schiffes vor, das mich nach Europa zurückbrachte. Und unsere Unterhaltung mag auch hier als Erläuterung dienen.

„Die Engländer geben als Grund an", sagte ich, „daß sie vor allen Dingen den Sudan frei von den berüchtigten ‚Kapitulationen' halten möchten. Gehörte er aber Ägypten allein, so würde er ebenfalls unter türkischer Oberhoheit stehen, und damit würden alle die Nationen, die die Kapitulationen unterzeichnet haben, ein Recht besitzen, ihre Konsulargerichte in dem Lande einzusetzen. Meiner Meinung nach ist es sehr vernünftig, daß England dem Sudan die zahllosen Schwierigkeiten ersparen möchte, die Ägypten so viele Jahre lahm gelegt haben und heute noch sein Zivilisationswerk hindern."

„Also", bemerkte mein Freund, „sind England und Ägypten gemeinschaftliche Eigentümer des Sudans. Sie haben mir gesagt,

daß er Ägypten einige Hunderttausende im Jahre kostet — bezahlt England diese Summe nicht auch zur Hälfte?"

„Nein, und das aus einem vortrefflichen Grunde. England will keinen persönlichen Nutzen aus dem Sudan ziehen; alle die ungeheuren Werke, die am Oberlaufe des Nils errichtet werden sollen, kommen Ägypten und seiner Landwirtschaft zu gute; sie werden Ägyptens, nicht Englands, Reichtum verdoppeln, ja verdreifachen. England dagegen zieht folgende Vorteile aus der Sachlage: 1. Es beherrscht das wohlhabende, erfolgreiche Ägypten, wo Englands Handel und Kapital jederzeit Absatz finden — ein Vorteil, den es freilich mit allen anderen Nationen teilt. 2. Es hat ein ungeheures Arbeitsfeld für das Studium und die Ausbildung seiner Offiziere und Verwaltungsbeamten. 3. Es verhindert, daß irgend eine andere Nation sich am Nil niederläßt. 4. Es hat Ägypten viel sicherer und unwiderruflicher in der Hand, als wenn es Kairo allein besetzt hielte. Man bedenke auch, daß es zur Rückeroberung des Sudans 800000 Pfund Sterling und 7—8000 Mann beigetragen hat, und daß es englische Offiziere gewesen sind, die nach dem Krieg das Land beruhigt und auf dem Wege der Zivilisation und des Fortschritts bis zu dem Punkt gebracht haben, wo es heute steht."

„So arbeitet England eigentlich für .....?"

„Ägypten? Natürlich!"

„Ägypten!" Mein Freund ließ ein ungläubiges Pfeifen hören und fügte dann hinzu: „Früher pflegte man zu sagen ‚Für den König von Preußen!' Hm? ..... ich glaube nicht, daß England umsonst arbeitet, aber die Erklärung, die es gibt, läßt sich hören. Man kann dazu nichts weiter sagen als ‚Si non è vero, è ben trovato!'"

Trotz allem, was England behauptet, und was ich hier wiederholt habe, ist sein Ruf doch kein so untadeliger, daß nicht viele mit der Maus in Lafontaines Fabel sprechen werden: ‚Ce bloc enfariné ne me dit rien qui vaille ..... attendons!'

Ja, warten und sehen wir! Indessen wird der Sudan weitere schnelle Fortschritte machen unter dem Schutze der beiden Fahnen, die heute von Wadi Halfa bis Gondokoro neben einander wehen.

Die Zitadelle von Kairo.

Kapitel 18.

Die Gesellschaft in Chartum.

Die Gesellschaft in Chartum — Lady Wingates Gartenfeste — Slatin Paschas Diners — Die zu Ehren Ihrer Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von Connaught abgehaltenen Festlichkeiten — Damenmangel — Die jungen Offiziere tanzen miteinander — Das Paradies heiratsfähiger Töchter — Die Vertreibung der Halbweltdamen — Oh! Nur eine Sappho! — Schwarz und Weiß und Weiß und Schwarz — Zwischen den englischen und den ägyptischen Offizieren herrschen lediglich offizielle Beziehungen — „Es trennt sie eine Kluft, welche keine noch so große Menge von Whisky und Soda überbrücken kann" — Die englischen Offiziere bevorzugen die schwarzen Soldaten.

Ja! die Gesellschaft — aber bitte, schreiben Sie das Wort recht groß, denn selbst im Sudan gilt die Gesellschaft etwas. Sicherlich sind die Vergnügungen von Chartum weder so zahlreich noch so mannigfaltig wie in Kairo, aber man lebt vergnügt und braucht sich nicht zu langweilen. In Nachahmung der Hotelpaläste von Kairo gibt das Grand Hotel . . . . ich will nicht sagen Bälle, nennen wir es „Hopser". Sie finden jeden Sonnabend Abend statt und folgen einem mehr prunkvollen als guten Diner. Es nehmen viele englische Offiziere teil, und die Ausländer laden zu diesen Abenden alle ihre Bekannten ein. Der große Speisesaal ist gedrängt voll, und nach der unheimlichen Menge geleerter Flaschen zu urteilen, muß das Hotel sich dabei die Taschen füllen.

Auf dem ersten dieser „Hopser", an dem ich teilnahm, waren neun Damen anwesend, auf dem zweiten nur sieben. Das stärkere Geschlecht war durch ungefähr hundert Uniformen vertreten, unter denen man hier und da einen schwarzen Rock bemerkte. Es muß doch sträflich langweilig sein — dachte ich bei mir selbst —, wenn

in diesem großen Raum nur neun Paare gleichzeitig tanzen! Und wie müssen die Männer um diese unglücklichen Damen kämpfen, von denen sich nur die Hälfte noch in dem Alter befindet, wo man in zivilisierten Ländern tanzt. Und klugerweise zog ich mich auf die Terrasse zurück, um dort meine Zigarre in Frieden zu rauchen. Plötzlich drang aus dem Ballsaal ein außerordentliches Geräusch an mein Ohr, das sicherlich nicht von neun tanzenden Paaren herrühren konnte. Die Musik (es war noch dazu eine kräftige Militärmusik) wurde fast erstickt, verschlungen, von dem schrecklichen Stampfen, zu dem sich wildes Schreien gesellte. „Der Tausend", sprach ich zu mir, „es muß ein ganzes Bataillon Damen angekommen sein, und nun kann alles tanzen! Das muß ich mir ansehen!" Damen! Gewiß, es waren sogar neun Damen da, die aus Leibeskräften tanzten, die aber nur für einen sehr kleinen Teil des Lärmes verantwortlich gemacht werden konnten. Es waren die Offiziere, die in Ermangelung von Partnerinnen mit einander tanzten; Leutnants, Hauptleute, Majore, selbst Oberste im vollen Kriegsschmuck, mit Medaillen, Orden und allem, rannten, hüpften, sprangen, wirbelten und drehten sich in der wildesten Quadrille, die ich je gesehen habe. Offiziere — sagte ich? In Wirklichkeit waren es große, kräftige Kinder von 20—50 Jahren, die da lachten und schrieen wie auf einer Kindergesellschaft.

In einer Ecke des Raumes wanden und schüttelten sich die eingeborenen Hoteldiener vor Lachen beim Anblick dieses Schauspiels, das sie sicher dunkel an die tanzenden Derwische ihres Vaterlandes erinnerte. Einer der flottesten Tänzer war Slatin Pascha, der doch sicherlich nahe an die Fünfzig sein muß. Dieser frühere Gefangene des Mahdi ist wirklich bewundernswert, denn die zwölf Jahre entsetzlichsten Leidens haben keine sichtbare Spur hinterlassen. Er erfreut sich noch voller Jugendfrische und einer ganz unglaublichen Kraft und Munterkeit. Das einfache und nüchterne Leben, welches er während seiner Gefangenschaft führen mußte, hat ihm augenscheinlich gut getan. Aber heute holt er alles Versäumte nach — das versichere ich Ihnen! Slatin besucht alle Festlichkeiten und gibt wöchentlich zwei- bis dreimal große Diners in seinem Hause. Stellen Sie sich nur vor, welches Vergnügen es diesem Manne, der jahrelang seine Sklavenkost mit den Fingern gegessen hat, jetzt bereiten muß, wenn er in seinem großen, schönen Eßzimmer ein Diner gibt, bei welchem die ausgewähltesten Gerichte, die besten Weine geboten

werden, und das von zahlreichen, tadellos livrierten Dienern serviert wird! Sein erst kürzlich inmitten eines herrlichen Gartens erbautes Haus ist wohl das hübscheste und besteingerichtete in ganz Chartum. Hier hat er sich mit jedem nur möglichen Luxus umgeben, und seinen eigenen Worten nach gibt es in seinem Leben nur eine Schattenseite: die Wirtschaft macht ihm soviel Mühe, und er verliert so viel Zeit in der Beaufsichtigung seiner Diener.

„Aber, mein lieber Slatin, warum heiraten Sie nicht?"

„Nein", erwiderte er, „ich bin nun zu alt."

Slatins Haus.

„Ach, gehen Sie", sagte ich, „Sie passen so gut dazu wie der Jüngste!"

Ich hege aber den starken Verdacht, daß Slatin ein persönlicher Feind der Ehe ist. Er selbst erzählt in seinem Buch, daß der Kalif lebhaft wünschte, ihn zu verheiraten, und ihm mehrere Male eine Frau zuschickte ..... die er jedesmal ausschlug. Das war eine gute Geschichte für ein Buch, das in dem frommen England veröffentlicht werden sollte; aber er beansprucht für sein beständiges Weigern gar kein besonderes Lob, sondern schreibt es der Tatsache zu, daß sein Herr ihm regelmäßig die häßlichsten alten Negerinnen zuschickte, die er finden konnte.

Als Slatin mich eines Tages eingeladen hatte, mit ihm eine Nilfahrt auf der Regierungsjacht zu machen, kam ich auf dieses etwas heikle Thema zu sprechen.

„Waren sie wirklich alle so häßlich?“ fragte ich.

„Nein“, erwiderte er. „Einmal kam ein Irrtum vor, und ich erhielt eine junge, hübsche.“

„Die Sie behielten?“

Aber so leicht ließ Slatin sich nicht fangen. „Oh“, entgegnete er, „das war kurz vor meiner Flucht. Sehen Sie doch den schönen Vogel da oben!“

Wir wollen nicht zu neugierig sein, sondern lieber aller Welt verkünden, daß der Exsklave, der jetzige Generalinspektor der sudanischen Regierung, die junge Schönheit ebenso zurückgeschickt hat, wie die alten Scheusale ..... und überdies ist das seine Sache, nicht die unsere.

Ein Ding jedoch gesteht Slatin ein, nämlich daß er ein Kannibale gewesen ist ..... und mit seinen Zähnen eine menschliche Hand benagt hat. Hu — das kriecht einem kalt den Rücken hinunter! Aber hören Sie die Geschichte, sie ist kurz und bündig.

Während Slatin Gouverneur von Darfur war und mit allen Kräften gegen die wachsende Macht des Mahdi ankämpfte, gingen einst auf einem schrecklichen Marsche die Vorräte aus, und er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Als er so im Halbschlaf in seinem Zelt lag, glaubte er zu hören, daß seine Männer aßen ..... er rief einen und fragte ihn, was sie gefunden hätten. „Oh“, erwiderte dieser, „wir haben ein paar Hühner entdeckt.“ „Dann bringe mir sofort ein Stück davon, du Schurke!“ Sie reichten ihm in der Dunkelheit etwas Kaltes, und er fing sogleich an hineinzubeißen. Nach ein paar Sekunden aber begann er sich zu fragen, welches Stück vom Huhn er wohl erwischt hätte. Er zündete ein Streichholz an und sah zu seinem Schrecken, daß es ein Stück von einer menschlichen Hand war, der Hand einer Leiche, die seine Männer ausgegraben hatten. Da fiel ihm ein, daß sich unter seinen Leuten mehrere Neger befanden, die einem menschenfressenden Stamm, den Niam-Niam, angehörten. Gewiß ein passender Name! Niam, Niam! Man kann hören, wie sich die Zähne in das Fleisch bohren ..... hu!

Wenden wir uns etwas Angenehmerem zu! Meine Schilderung eines ‚Hopsers‘ in Chartum wird sicherlich von vielen jungen Damen gelesen werden, aber ich kenne auch eine ganze Menge, die während ihres Winteraufenthaltes in der Schweiz aus Herrenmangel miteinander tanzen, um sich die Zeit zu vertreiben. Wenn in

Der Nil bei Omdurman.

Chartum zwanzig Herren auf eine Dame kommen, so bin ich überzeugt, daß in manchem dieser Schweizer Winterorte vierzig Damen auf einen Herrn kommen ..... und er langweilt sich nicht ..... soviel kann ich Ihnen sagen!

Chartum! Ja, das ist das Paradies junger Mädchen und junger Frauen comme il faut ..... die andere Art ist verpönt. Ohne Zweifel gibt es Offiziere, die manchmal nach der Heldin in Daudets berühmter Novelle seufzen, aber die väterliche anglo-ägyptische Regierung behütet sie wohl, und jede europäische Halbweltdame, die ihren Weg hinfindet, wird ohne Zeremonie wieder fortgeschickt. Sie wird bedroht, daß man sie manu militari nach der Station bringen wird, wenn sie nicht mit dem nächsten Zuge in aller Ruhe wieder abreist.

Ja, sie haben im Sudan keine Gelegenheit, sich an dem Licht der Dame zu versengen, die ihre Gunst verkauft ..... wer sie verschenken will — ja, das ist ein ander Ding! Diese Damen sind sehr willkommen, besonders wenn sie gute Empfehlungsbriefe haben. Kaum ist sie angelangt, so ist sie schon von Verehrern umgeben, die ihre Pferde, Esel und Kamele ihr zur Verfügung stellen und ihre eigene Person willig in das Anerbieten einschließen. Sie kann tanzen, Tennies und Krocket spielen, in die Wüste reiten, auf dem Fluß rudern, segeln oder Dampfer fahren, jagen, fischen und flirten, soviel sie will. Nur — und das ist der wunde Punkt — das Heiraten ist schwer, wenn sie nicht reichlich mit den Gütern dieser Welt ausgestattet ist. Denn die Regierung erlaubt, abermals väterlicherweise, den im Sudan stehenden englischen Offizieren nicht, sich zu verheiraten, solange nicht reichliche Mittel vorhanden sind.

„Was sollen aber diese armen Offiziere tun?" werden Sie fragen, „wenn sie nicht heiraten und auch nicht mit Halbweltdamen spielen dürfen? Sie können doch nicht immer miteinander tanzen?" Das ist eine heikle Sache!

Als die Führer der Derwische gefallen waren, kamen die unglücklichen Frauen, die sie genährt, beherbergt und beschützt hatten, zu den Siegern und sprachen: „Was sollen wir machen?" Die Vertreter der Zivilisation konnten natürlich nicht sagen: „Sucht euch andere Herren, wir wollen euch dabei helfen", denn die Sklaverei war kurzerhand abgeschafft worden. Man sprach deshalb ruhig zu ihnen: „Ihr seid frei, ganz frei; geht nur, geht!"

Und die Folge? Die meisten Frauen waren unfähig, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, und wurden Prostituierte. Da der Kalif allein über hundert Nebenfrauen besessen hatte, und seine Emire und Offiziere ebenfalls eine beträchtliche Menge, kann man sich ihre Zahl vorstellen. Das ist, glaube ich, eine der Segnungen, die der Zivilisation folgen.

Ich erinnere mich der Worte, die der verstorbene Groß-Mufti bezüglich dieser Frage äußerte: „Es ist ein Irrtum, zu denken, daß die Sklaven unglücklich waren, oder daß die Sklaverei eine Grausamkeit genannt werden muß. Das Schreckliche dabei war nur die Art und Weise, wie man sich der Sklaven zuerst bemächtigte: die Überfälle der Sklavenhändler, wo sie die bedauernswerten Eingeborenen raubten, welche sie dann in großen Scharen auf die Märkte trieben, um sie zu verkaufen. Die Herren aber behandelten ihre Sklaven gut — das lag in ihrem eigenen Interesse. Und Sie können glauben, daß das Leben dieser Frauen weder unglücklich noch unmoralisch war."

Schaigimädchen.

Man muß nicht denken, daß das einzige Anziehende in Omdurman diese mehr oder weniger tugendhaften eingeborenen Schönheiten sind, deren ganze Kleidung aus einer kurzen, von der Taille abwärts gehenden Franse, sowie aus schweren goldenen Armbändern und Halsketten besteht. Nein — ein Besuch von Omdurman bietet in vieler Hinsicht Interessantes. Es ist eine der größten Städte in Afrika, die jetzt zwar nur 60 000 Einwohner zählt, zurzeit des Mahdi aber 400 000 aufweisen konnte.

Berühmt sind die Märkte von Omdurman, denen lange Karawanen von Kamelen und zahlreiche Boote täglich die Produkte der reichen Provinzen Zentralafrikas zuführen. Gummi, Zuckerrohr, Durra, (eine Art Hirse, die als Nahrung für Menschen sowie auch als Viehfutter dient) Korn, Baumwolle, Elfenbein, Straußen-

federn liegen in großen Mengen auf den ungeheuren Plätzen ausgebreitet. Sie gewähren einen seltsamen Anblick, diese endlosen Züge von Kamelen, die hochbepackt nach wochenlangen Reisen aus dem Innern des Schwarzen Kontinentes kommen. Mir gefällt das Tier, vielleicht gerade deshalb, weil es einen Gegensatz zu jenen zweibeinigen männlichen und weiblichen Wesen bildet, die einem im Leben begegnen, und denen man, ganz mit Unrecht, den Namen dieses schwerarbeitenden, nüchternen und ausdauernden Tieres, als Vorwurf, beilegt.*)

Die Zeit ist, wie ich glaube, nicht mehr fern, wo eine Eisenbahnlinie Omdurman mit den Provinzen Darfur und Kordofan verbinden wird, zwei sehr reiche Provinzen, die genug Durra erbauen können, um den ganzen Sudan zu versorgen und noch reichlich für den Export übrig behalten. Was man in Kordofan von dieser Ware für 2 Schillinge erhalten kann, kostet in Omdurman 1 Pfund, 2 Schillinge, 6 Pence, woraus sich klar ergibt, daß das einzige Transportmittel der Jetztzeit, nämlich Kamelkarawanen, mehr als kostspielig ist.

In Omdurman gibt es auch Pferde-, Esel- und Kamelmärkte, und die Bazare sind höchst interessant. Man findet da sudanische Waffen und Gewehre, Straußeneier, eigentümliche Lederbeutel, die die Frauen an einer Schnur um den Hals, Gürtel aus Lederfransen, die sie um den Leib tragen, buntfarbige geflochtene Körbe, geschnitzte Elfenbeingegenstände, Reitgerten und Peitschen aus Nilpferdhaut und eine ganze Straße, die den Verfertigern von Silberwaren eingeräumt ist. Armbänder, Ringe, Anhänger, Petschafte, Kästchen, sogar Serviettenringe in seltsamer, oft bizarrer Ausführung, nach denen die Nachfrage von Tag zu Tag wächst. Aber natürlich hat hier, wie anderswo auch, das Auftauchen von Touristen die Preise in die Höhe getrieben.

Man kann Vormittag nach Vormittag in diesen Bazaren, auf diesen Märkten zubringen. Der Fremde wähnt sich in eine andere Welt, auf einen anderen Planeten versetzt, und er wird erst dann inne, daß er gar nicht so weit von der Zivilisation entfernt ist, wenn er an der Werkstätte eines einheimischen Schneiders vorbeikommt und etwa ein Dutzend Singernähmaschinen geschäftig surren hört.

*) Im Französischen gilt das Wort „chameau“ (Kamel), einer Person beigelegt, als grobe Beschimpfung.

In Omdurman gibt es mehrere historische Bauwerke: da sind die Ruinen von Mahdis Grab, das Haus, wo Slatin als Sklave wohnte, und ein großes Gebäude, in welchem viele Reliquien der Vergangenheit aufgespeichert liegen, Pistolen, Flinten und Büchsen, die ehedem den Derwischen gehörten, und die sonderbaren Haarzierden, welche sie trugen — von den letzteren sind Tausende da, die man billig verkauft. Weiterhin Kanonen des Kalifen, wie er sie von Hicks oder bei Chartum erobert, und endlich das Gordon gehörende Pianino und seine Wagen — beides in einem traurigen Zustand. Ich muß gestehen, ich fuhr zusammen, als ich diese Reliquien des bei Chartum gefallenen Helden in einem Schuppen stehen sah. Sicherlich könnte man dafür einen Aufbewahrungsort in dem unbewohnten Erdgeschoß des Palastes vom Generalgouverneur finden.

Neben der leeren Grabstätte des Mahdi erhebt sich das vom Kalifen, seinen vier Frauen und vielen Nebenfrauen bewohnte Haus. Man gelangt zu seinen Gemächern erst, nachdem man ein Labyrinth von schier endlosen Gängen durchschritten hat, die an jeder Windung von einer Schildwache gehütet wurden — so groß war seine Furcht, ermordet zu werden. Das Haus ist leider leer. Hätte man es genau so gelassen, wie es zur Zeit seiner Flucht war, so hätte es ein sehr interessantes Mahdi-Museum abgegeben. Ich muß sagen, ich bewundere den tapferen Mann, der gleich dem Kalifen das Geschick und die Macht hatte, einen Haushalt harmonisch zu leiten, der aus etwa vierhundertundvier Frauen, darunter vier legitimen, bestand. Und sie hatten alle dieselben Rechte, Rechte, die geachtet werden mußten, da hinter ihnen die Religion stand, die da befiehlt, daß der Gatte eine jede mit der gleichen Güte, Freigebigkeit und Zuneigung behandelt. Die Tage und Nächte ihres Herrn und Meisters waren in gleicher Weise unter sie verteilt, und wie mögen der Friede und die Harmonie des Harems gelitten haben, wenn er einmal die Kühnheit oder den schlechten Geschmack hatte, Frau Nr. 2 an dem Tage zu verlangen, der rechtmäßigerweise Nr. 4 gehörte? Da haben wir die Kehrseite der Medaille, denn da nichts der Mannesnatur mehr zuwider ist, als die Gewohnheit, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der Gemahl gelegentlich am Montag wünschte, was ihm eigentlich erst am Mittwoch beschieden war. Die rechtmäßigen Frauen haben dagegen das Recht, den Besuch ihres Herrn hinauszuschieben.

Natürlich denken sie nicht daran zu sagen „Ach geh, du quälst mich!", denn das wäre zu sehr fin-de-siècle sondern es heißt einfach „Ich bin müde! O Herr, laß eine deiner vierhundert Sklavinnen zu deinem Vergnügen kommen!" Das ist auch viel einfacher.

Die Einwohnerschaft Omdurmans geht ruhig und friedlich ihrer Beschäftigung nach, erledigt ihre Geschäfte mit den Ägyptern und Europäern und schickt ihre Kinder in die von der Regierung eröffneten Schulen. Wer möchte glauben, daß es vor knapp sieben Jahren der Mittelpunkt des schrecklichsten religiösen Fanatismus war? Ja, die Bevölkerung hatte unter Fanatismus und Despotismus gelitten, und sie hatten genug gehabt von dem Mahdi, den Kalifen und Emirs, die alles nahmen, in Luxus lebten und ihre elenden Untertanen verhungern ließen, wenn sie nicht dann und wann eine Anzahl niedermetzelten, um ihre Macht zu zeigen. Der Fanatismus des Derwisches gehört der Vergangenheit an, heutzutage weiß er die Ruhe zu schätzen und außerdem das Gesetz, das ihm den Lohn für seine Mühe und Plage verschafft.

Mahmud erklärte mir das in seiner eigenen Weise.

„Derwisch Mann, Sudan Mann, Arabisch Mann, alle fröhlich und lieben Englisch, weil englisch Master ist gerecht. Armer Mann sucht Mudir, Mudir hören, gibt Gerechtigkeit auch gegen reichen Mann, selbst gegen englisch Mann."

Ich glaube Mahmud; die Zeiten haben sich geändert, und die Leute sind froh darüber.

Kehren wir nach Chartum zurück. Sie finden am Flusse eine Dampffähre, welche tagsüber in regelmäßigen Zwischenräumen über den Zusammenfluß der beiden Nile fährt; und wenn Sie weder Pferd noch Esel haben, können Sie mit dem komischen kleinen Dampfomnibus bis mitten in die Stadt fahren. Dieses kleine Gefährt ist eine wahre Gottesgabe, die, wie so viele andere moderne Einrichtungen in Chartum, Oberst Stanton zu verdanken ist. Der energische Mann würde sogar den Staub beseitigen, auf den Chartum nicht stolz ist, und meiner Treu, er wird es tun — sobald seine Kassen ein wenig mehr Geld übrig haben. Hat er doch schon ein vortreffliches Mittel ausfindig gemacht, um aus den Alleen den Staub zu verbannen — er „gummiert" sie, zu welchem Zweck er die Rückstände des Gummi zu sehr geringem Preis kauft. Die so behandelten Wege bleiben fest und staublos und das Gummieren einer ganzen großen Allee kostet nur 40 Pfund Sterling.

Tanzende ſudaniſche Mädchen.

Geld und Waſſer — das iſt es, was Oberſt Stanton ſich wünſcht; Waſſer aber vor allem, denn weiter iſt nichts nötig, um auf der Wüſte um Chartum herum Bäume, Sträucher und Blumen in außerordentlicher Üppigkeit wachſen zu laſſen. In den am Nilufer gelegenen Gärten kann man Stachelbeeren, Erbſen, Bohnen, kurz, jedes nur denkbare Gemüſe während des ganzen Winters erbauen ..... aber in dem Hotel bekommen Sie keine!

Sie mahlt Durra.

Chartum weiſt zwei Klubs auf, einen engliſchen und einen ägyptiſchen. Die im ſudaniſchen Regierungsdienſt ſtehenden Beamten beider Länder leben nicht auf kameradſchaftlichem Fuße. Ein Engländer ſagte einſt zu mir darüber: „Uns trennt eine Kluft, die durch keine noch ſo große Menge von Whisky mit Soda, die wir während unſerer Dienſtzeit vertilgen, überbrückt werden kann.“

Hier, wie in Kairo, ſehen ſie ſich nur als Beamte: im Bureau begegnet man ſich höflich aber nicht intim; während Geſchäftliches erörtert wird, genehmigt man ſich einen Whisky mit Soda oder trinkt eine Taſſe Kaffee und raucht eine Zigarette dazu. Alsdann geht jeder ſeiner Wege, in ſeinen Klub oder ſein Heim, und keiner kennt den anderen mehr, ausgenommen ab und zu bei einem öffentlichen Empfang oder einem Diner. Aber auch das kommt nicht oft vor, denn der Generalgouverneur gibt getrennte Diners und Empfänge, die einen für die Engländer, andere für die Ägypter. Ich erinnere mich meines Staunens, als ich auf einem von der

„Ägyptischen Kavallerie" gegebenen Ball nur englische Offiziere mit ihren Gästen bemerkte, unter ihnen aber keinen einzigen Ägypter. Die letzteren empfinden sicherlich die Art und Weise schmerzlich, in der sie von den Engländern behandelt werden, und ich kann hier nur wiederholen, was ich schon in einem früheren Kapitel gesagt habe, die Engländer werden gefürchtet, geachtet, bewundert, sicherlich aber nicht geliebt.

Welche Gründe haben sie, die Ägypter so weit von sich zu halten? Ein Engländer nannte mir die folgenden:

„Wir können zusammen arbeiten, zusammen kämpfen ..... aber niemals einen Familienverkehr untereinander haben. Mit Ausnahme einiger sehr moderner junger Männer, die eine levantinische oder europäische Dame von etwas anrüchigem Ruf geheiratet haben, wird kein Ägypter uns seiner Frau oder seinen Frauen in seinem Heim vorstellen. Warum sollen wir ihnen Einlaß in unsere Häuser gewähren und sie unseren Frauen und Töchtern vorstellen, wo wir doch wissen, daß ihre Ansichten über das weibliche Geschlecht und ihr Verhalten gegen dasselbe so ganz von dem unseren abweichen? Das ist der hauptsächlichste Grund, der uns von den Ägyptern trennt, aber nicht der einzige. Ihre Sitten, ihr Benehmen, ihre Grundsätze über Hygiene und über Moral sind so ganz anders wie die unseren. Und schließlich, mein Lieber, essen wir gern Speck zum Frühstück, sie aber nicht!"

Die englischen Offiziere nehmen ein Interesse an ihren ägyptischen Soldaten und sind emsig bemüht, sie zu guten Kriegern heranzubilden, weil sie es für ihre Pflicht halten und dafür bezahlt werden. Aber sie haben nicht die geringste Zuneigung zu ihren Leuten. Ihre ganze Vorliebe gehört dagegen den schwarzen Sudanern, die sie für geborene Soldaten halten, wenn sie auch schwer zu bändigen sind. Sie passen nicht in die Garnison, sondern ins Feld, und man muß ihnen immer etwas zu tun geben. Es ist eine interessante Tatsache, daß die Schwarzen die Ägypter verabscheuen, ihren englischen Offizieren aber treu ergeben sind. Sollte je Ägypten oder sein Souverän, die Türkei, von England die Oberhoheit über den Sudan fordern, in die sie sich heute teilen, so würden sich die Schwarzen nur zu bald um den „Union Jack" scharen und nur zu froh sein, gegen jemand kämpfen zu können, besonders wenn dieser jemand die Ägypter wären.

Haben Sie je von einer „Diluka" gehört? Ich hatte es. Ich

wußte, daß es ein wilder Tanz war, bei welchem junge, schöngewachsene Negerinnen fast nackt die phantastischsten Bewegungen und Verrenkungen vornehmen. Ich hatte gehört, daß sie sich mit Hilfe von Musik und Schreien in einen Zustand der Raserei versetzen, welche Aufregung sich den zuschauenden Negern mitteilt, die sich mit gellenden Rufen unter die Tänzerinnen mischen. Darauf findet eine Szene statt, im Vergleich zu der die Tänze zu Kairo und die Moulin Rouge unschuldig sind.

Eines Tages schlug uns Cooks Führer vor, in einem nahe bei der Stadt gelegenen einheimischen Dorfe eine Diluka zu veranstalten. Man brauchte nichts zu tun, als dem Häuptling eine gewisse Summe zu senden. Der Gedanke wurde von den Touristen, von den männlichen sowohl als weiblichen, mit Freuden begrüßt, und eines schönen Nachmittags machten sich alle im Hotel befindlichen Gäste auf dem Rücken des Pferdes oder Esels, oder in der „Rickscha" auf, selbst die jungen Mädchen nicht ausgenommen, die sorglich ihre Kameras mitnahmen.

In großer Aufregung über die Saturnalie, der wir beiwohnen sollten, galoppierten wir durch die Wüste dem Dorf zu, aus dem uns ein schrecklicher Lärm von Trommeln und Tamtams entgegenscholl. Welche Enttäuschung! Einige alte Negerinnen, die (glücklicherweise!) von Kopf bis zu Fuß in schmutzige, schwarze Baumwolle gekleidet waren, erhoben einen Fuß nach dem anderen und trippelten bescheidentlich umher. Angewidert und höchlichst aufgebracht, erklärten wir dem Agenten, daß wir uns beklagen und unser Geld zurückfordern würden. Nach diesen Drohungen wurden einige junge Negerinnen vorgeführt, von denen nur Köpfe, Füße und Hände aus den schwarzen Kalikofalten herausblickten. Eine Diluka in diesem Kostüm — das war der Gipfel der Abgeschmacktheit. Abgesehen von allen anderen Bedenken, liegt das einzige künstlerische Interesse dieses Tanzes in den kräftigen, geschmeidigen Bewegungen und Stellungen der jungen, wohlgebildeten Körper der Tänzerinnen, aber es war unmöglich, diese Bewegungen und Stellungen unter den Falten des schwarzen Kaliko zu verfolgen. Ja, ich gehe noch weiter und sage, daß dieser Tanz, den man derartig kostümiert und seiner künstlerischen Seite beraubt hat, dadurch nicht etwa anständiger wird, sondern dadurch einen viel niedrigeren Charakter annimmt und voll Zweideutigkeiten wird, für die kein Ausgleich vorhanden ist.

Zwei oder drei Soldaten hielten von Polizei wegen Wache. Ich machte mich zum Unterhändler und erklärte ihnen, daß wir augenscheinlich betrogen worden wären und unser Geld zurückfordern würden. Sie erwiderten, daß ein Polizeiregulativ allen Sudanern von Omdurman und Chartum bei Gefängnisstrafe verbietet, unbekleidet zu gehen, und daß deshalb die Tänzerinnen nicht wagten, in dem einfachen Gürtel von Lederfransen zu erscheinen, der das zu diesem Tanz gehörige Kostüm bildet, und den sie unter ihrem schwarzbaumwollenen Schal tragen. Wir boten den braven Vertretern des Gesetzes einen Backschisch an, wenn sie die Sudanerinnen veranlassen wollten, ihre Schals wegzulassen. Voll Freude über diesen unerwarteten Glückszufall stürzten sie auf den Tanzplatz und machten sich nach vielen Auseinandersetzungen und viel Lärm mit eigner Hand daran, die Darstellerinnen zu entkleiden. Aber die letzteren waren zu nichts weiter zu bewegen, als daß sie ihre Schals um die Hüften schlangen und ihre Körper in alberner Weise bogen und drehten.

Mit der Empfindung, gründlich beschwindelt worden zu sein, begaben wir uns nach dem Hotel zurück und waren nun erst vollständig überzeugt, daß der Sudan rasende Fortschritte in der Kultur macht. Die Diluka zu verbieten, ist ganz gut und schön, aber man sollte auch verbieten, die Touristen zu beschwindeln, denen man gern erlaubt, eine große Summe an das Oberhaupt des Dorfes zu zahlen.

Ich werde dieses Kapitel über die Gesellschaft von Chartum mit dem Thema beschließen, mit welchem ich eigentlich hätte beginnen sollen — mit dem Schloß. Denn Sir Reginald und Lady Wingate sind die angenehmsten, gastfreiesten und liebenswürdigsten Wirte in Chartum. Jeder Reisende, der ihrer Obhut empfohlen worden ist, wird sich gern ihrer Freundlichkeit erinnern, ebenso aber auch der Frühstücksgesellschaften, Diners und Gartenfeste, deren größter Reiz in der Abwesenheit aller Förmlichkeit, in der Einfachheit und Herzlichkeit besteht, die dort herrschen.

Die Gartenfeste, die im Winter fast allwöchentlich in dem herrlichen Schloßpark stattfinden, sind ganz frei von der Steifheit und dem Zeremoniell, das dergleichen offizielle Veranstaltungen meist annehmen. Der Gouverneur empfängt seine Gäste im Flanellanzug und Panamahut, und seine Offiziere sowie auch die Geladenen folgen diesem Beispiel. Tee und Erfrischungen werden in einem großen Zelt gereicht, wo der Generalgouverneur und Lady Wingate die Honneurs machen.

Eine Militärkapelle hat in einiger Entfernung Platz genommen und spielt wohlbekannte Weisen. Und während die einen sich unterhalten, promenieren und rauchen, spielen die anderen Tennies oder Cricket. Man könnte wähnen, sich im Sommer in dem Garten

Statue Gordons.

irgend eines europäischen Landhauses zu befinden, wären nicht hier und da jene buschigen Wipfel der Palmbäume, die schwarze Musikbande dort, und drüben, von Buschwerk umgeben, die Statue Gordons, die an die schreckliche jüngste Katastrophe erinnert. Wie ungezwungen und lebenswahr er auf seinem bronzenen Kamel sitzt, das Gesicht südwärts gerichtet, woher seine Feinde kamen,

den Rücken aber nach Norden zu, woher er jene Hilfe erhoffte, die nie erschien.

Ein Fest, welchem ich im Park des Palastes beiwohnte, hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen, es war dasjenige, welches der Generalgouverneur und Lady Wingate zu Ehren des Herzogs und der Herzogin von Connaught veranstalteten, die mit den Prinzessinnen Margaret und Patricia letzten Winter gekommen waren, um ein paar Tage in Chartum zu bleiben. Am Tage ihrer Ankunft fand ein Empfang im Park statt, zu welchem alle Regierungsbeamten, die englischen und ägyptischen Offiziere, die mohammedanischen Scheichs, die sudanischen Häuptlinge sowie die durchreisenden Fremden geladen waren, die General Wingate kannten. Bei meinem Eintritte bemerkte ich an der reizendsten Stelle des Parkes, gerade dem Palast gegenüber, ein offnes Zelt, welches für die Prinzessinnen und Lady Wingate errichtet worden war. Zur Linken befanden sich vor einem anderen als „europäisches" Büfett dienenden Zelt die englischen und fremden Gäste, zur Rechten stand ein „arabisches" Büfett, und davor erblickte ich die ägyptischen Offiziere und an ihrer Seite, in malerischem Gewande und Turban, die mohammedanischen Scheichs. Da und dort standen Piketts sudanischer Soldaten, unendlich groß und schwarz wie Ebenholz. Plötzlich stimmte die Kapelle ‚Gode save the King' an, und der Herzog, die Herzogin von Connaught, der Generalgouverneur und Lady Wingate, die jungen, eleganten und reizenden Prinzessinnen erschienen, von einer Schar prächtig uniformierter Offiziere begleitet.

„Also ein Gartenfest!" werden Sie sagen. Ja gewiß! Aber Sie müssen den Rahmen bedenken, in den es eingefügt war. Wir treffen uns in einem frischgrünen Idealpark, unter dem blauen Himmel des Sudans, an der Stelle, wo Gordon fiel. Der Gesang der Vögel mischt sich in die Klänge der Militärmusik. Sehen Sie sich diese sudanischen Häuptlinge an; sie sind die Vertreter eines Volkes, das noch jüngst an nichts als Blutvergießen dachte. Wie zufrieden sie jetzt lächeln und sich vor dem Bruder des Königs von England und dem Vertreter des Chedive, General Wingate, verneigen. Und betrachten Sie nur diese friedliche, hübsche Szene, kühle weiße Toiletten neben ordenübersäten Uniformen, diese Gewänder der muselmännischen Scheichs in dem Schatten Gordons — gerächt! Sehen Sie sich das an, und Sie werden voll Bewunderung in die Worte einstimmen, die der Herzog von Connaught zu mir sagte: „Ist das

nicht wunderbar? Sechs Jahre haben aus Chartum eine große, schöne Stadt gemacht; der ganze Sudan hat Frieden, und all das hat eine Handvoll Männer mit sehr beschränkten Hilfsmitteln vollbracht! Es ist zum Staunen!"

Das Programm der zu Ehren Ihrer Königlichen Hoheiten gegebenen Festlichkeiten wies außerdem noch Regatten, eine Blumen- und Ackerbauausstellung, einen Zapfenstreich beim Schein Tausender von Fackeln auf, wobei die vereinigten Kapellen der englischen, ägyptischen und sudanischen Regimenter ein Monstrekonzert unter dem sternenbesäten Himmel gaben, der sich in dem Wasser des Nils widerspiegelte. Zuletzt fand eine Revue statt.

Diese wurde vor der Stadt, am Saum der Wüste abgehalten, und ich werde nie das prächtige Schauspiel vergessen. In musterhafter Ordnung zog ägyptische und sudanische Infanterie, Kavallerie und Artillerie vorüber, dann kehrten die Berittenen und die Artillerie in wütendem Galopp zurück, und in dicken Wolken wirbelte der Sand hinter ihnen empor, der auch die Fußtritte der Regimenter Ibrahims und Gordons und der wilden Horden des Mahdi gefühlt hatte.

„Was halten Sie davon?" fragte mich ein englischer Offizier, der neben mir stand.

„Ich muß gestehen", erwiderte ich, „daß das ganz prächtige Paradesoldaten sind, und wenn ihre Art zu kämpfen ihrer Erscheinung gleichkommt, haben Sie allen Grund, stolz zu sein."

„Nun ja", sagte er, „ich will ebenfalls offen reden; es sind vorzügliche Truppen, und wir haben unser Bestes getan, um sie so weit zu bringen. Aber glauben Sie etwa nicht, daß wir dabei nicht von den ägyptischen Offizieren unterstützt worden wären. Die meisten von ihnen arbeiten mit unermüdlichem Eifer und großer Ausdauer und sind zweifelsohne fähig, ihre eigenen Mannschaften zu befehligen. Aber — sehen Sie nur!"

Zwischen dem blauen Himmel und dem gelben Sand kam, bei ihrer Ähnlichkeit mit der Farbe des Sandes dem Auge fast unsichtbar, eine große Schlange mit unglaublicher Schnelligkeit, mit Schwung und Energie heran. Das waren die siebenhundert Männer der in Chartum stationierten englischen Regimenter. Das war etwas so Kräftiges, Behendes, so kriegerisch Aussehendes, daß mir die Bewegung den Atem benahm, und ich mich versucht fühlte, in die Hände zu klatschen und „Bravo!" zu rufen, gerade wie wenn bei

Der Herzog von Connaught nach der Truppenbesichtigung bei Chartum.

der Beendigung einer Parade in Longchamps die Kavallerie in wütendem Galopp vorüberſauſt. Was ſchadet es, daß dieſe Soldaten noch jung ſind, daß ihre Khakiuniformen ſchlecht ſitzen, wenn nur der Körper, den ſie bedecken, von unerſchütterlichem Willen und friſcher Tatkraft, von klugem, kühlem und berechnendem Mut beſeelt iſt, an dem die Salven der fanatiſchen Derwiſche, die keine Furcht kannten, ſich wie Wellen an einem Felſen brachen?

Es war wunderbar! Ruhig wie Statuen ſtanden die Engländer unter den Zuſchauern und ſchienen nichts zu bemerken.

Taufikia.

Kapitel 19.

Komfort des 20. Jahrhunderts in Zentralafrika.

Reise auf dem Weißen Nil — Der Komfort des 20. Jahrhunderts in unzivilisierten Ländern — Dampfjachten, Elektrizität und Bäder — Vorzügliche Küche und eisgekühlte Getränke; umgeben von Krokodilen, Nilpferden, Löwen, Elefanten und Büffeln — Ergiebige Jagd — Neger und Negerinnen — Dinkas und Schilluks — Ein Riesengeschlecht mit einem Elfenbeinarmband bekleidet — Ihre Gebräuche und Tänze — Ein Fürst und seine Frauen — „Bekleidet sie nicht" „Honni soit qui mal y pense."

Es will gewiß etwas sagen, daß man heute bis Chartum gelangen und sich unterwegs jedes nur möglichen Komforts erfreuen kann! Aber wie wenig Leute wissen, daß diese Reise bis in die Mitte Afrikas ausgedehnt werden kann, ohne daß sie darum an Behaglichkeit verliert. Wenn man den Blauen Nil verläßt, der bis in das Hochland von Abessinien hinauf schiffbar ist, erreicht man heutzutage Faschoda, Lado im belgischen Kongogebiet, und Gondokoro in Uganda ebenso leicht, als lägen diese Städte an der Seine oder am Rhein — der einzige Unterschied ist, daß sie weiter entfernt sind, und daß die Reise mehr Zeit beansprucht. Gondokoro liegt ungefähr 2700 Meilen von Kairo. Kann man doch nilaufwärts fahrend, bis zu Stellen gelangen, die noch von Krokodilen, Nilpferden, Löwen, Elefanten, Giraffen, Büffeln und Rhinozerossen belebt sind. Man fährt dabei durch die von den wilden Dinka- und Schillukstämmen bewohnten Länder, eine Gegend, in welche noch bis vor kurzem nur ein Stanley oder ein Marchand, und zwar nach Überwindung der größten Schwierigkeiten, umgeben von zahllosen Gefahren und um den Preis schrecklicher Entbehrungen und Leiden, eindringen konnte. Diese Reise — ich wiederhole es —

kann heute mit derselben Sicherheit, derselben Behaglichkeit ausgeführt werden, wie die von Kairo nach Assuan. Unnötig zu sagen, daß sie tausendmal interessanter, und daß das Klima im Winter einfach vollkommen ist.

Ehe ich beschreibe, wie ich persönlich die Reise auf die zweifellos angenehmste, aber auch kostspieligste Weise gemacht habe, will ich kurz erwähnen, auf welch andere Arten sie ausgeführt werden kann. Da ist zunächst die von der Gesellschaft zur Hebung des Sudans eingerichtete Schiffahrtverbindung zwischen Chartum und Goz Abu-Goma, das nur gegen 180 Meilen südwärts liegt. Die Reise auf diesem wenigst anziehenden Teil des Weißen Nils dauert sechs Tage. Der neue und sehr behaglich eingerichtete Dampfer hat einen viel zu großen Tiefgang und läuft Gefahr, auf den Grund oder eine Sandbank aufzulaufen, wie ihm voriges Jahr gerade in der Mitte des Weges geschah, wo er mehrere Tage festlag — gewiß ein nichts weniger als angenehmes Intermezzo für die Reisenden.

Die sudanische Regierung hat eine viel wichtigere monatliche Verbindung. Ihre Schiffe fahren von Chartum aus etwa 1100 Meilen nilaufwärts bis Gondokoro in Uganda und brauchen einen Monat zur Hin- und Rückfahrt. Der Preis für das Billet beträgt 67 Pfund, und der Dampfer ist mit elektrischem Licht, warmen und kalten Bädern versehen. Nahrung und Bedienung könnten nicht besser sein. Es wird oft angehalten, wobei der Aufenthalt zwischen 30 Minuten und 2 Stunden schwankt, und für diejenigen, denen es genügt, von Zentralafrika nur den Sudan in seiner ganzen Länge und eine Ecke des belgischen Kongolandes und Uganda zu sehen, kann es keine bessere Route geben.

Wer jedoch Sport unterwegs treiben will, sollte sich ihrer nicht bedienen, denn die Aufenthaltszeiten sind nicht lang genug, und natürlicherweise drängt sich großes und kleines Wild nicht gerade an den Landungsplätzen und Flußufern zusammen. Für den Sportsmann ist es das Befriedigendste, ein Boot zu mieten und zu halten, wann und wo er wünscht. Die Dampfboote sind natürlich die bequemsten, aber sie sind freilich auch ganz bedeutend teurer. Die Segelboote der Eingeborenen kann man zu sehr niedrigem Preis haben, und sie machen die Fahrt flußaufwärts fast ebenso schnell wie die Dampfer, da während der Wintermonate anhaltend ein starker Nordwind bläst. Abwärts freilich brauchen sie länger gegen den Wind, aber wer es eilig hat, wird oft genug Gelegenheit finden,

sich von einem Regierungsdampfer ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Während ich in Chartum war, begab sich ein Engländer, ein eifriger Jäger, in Begleitung seiner Frau auf einen zweimonatigen Ausflug nach Zentralafrika. Sie hatten zwei naggars (Boote der Eingeborenen). Auf dem größeren war in der Mitte des Decks ein Zelt aus einheimischen Matten errichtet worden, welches zwei Feldbetten, einen Toilettentisch, Stühle und so weiter enthielt. Der Koch und die Diener waren im Hinterteil untergebracht. Das zweite Boot trug vier Kamele, sechs Esel, einige eingeborene Diener

Sir Reginald Wingate in Kama.

und einen Schikari, welch letzterer gründlich bekannt ist mit den Gewohnheiten des Hochwildes und den Stellen, wo es zu finden ist. Es befanden sich auch an Bord Zelte und Lagerausrüstungen, so daß sie mit ihren Kamelen und Eseln das Boot verlassen und mehrtägige Jagdausflüge in das Innere unternehmen und sich die Plätze aussuchen konnten, wo Elefanten und andere große Tiere in Menge waren.

Gleichzeitig verließen zwei Franzosen aus Rouen Chartum, um seine kurze, etwa vierzehntägige Exkursion zu unternehmen. Als ich sie auf ihrer Rückkehr sah, waren sie höchst vergnügt, denn sie brachten gegen 1500 Stück Jagdbeute mit, darunter mehrere sehr schöne Exemplare. Da ihnen nicht Zeit zur Verfügung stand, Streifzüge in das Innere zu machen, hatten sie nur ein Boot gemietet und weder Esel, Kamele, noch Lagerausrüstung mitgenommen. Diese Vergnügungstour kostete sie, Bootmiete, Wäsche,

Nahrung, Diener und alles inbegriffen, 27 Pfund Sterling die Woche (13 Pfund 10 Schilling die Person).

Die größere Expedition kostet für zwei Personen, einschließlich zwei Boote, Kamele, Esel und Lager, 38 Pfund oder 19 Pfund pro Kopf. Natürlich stellen sich die Kosten um so niedriger, je länger der Ausflug dauert und je mehr Teilnehmer sich dazu finden,

Wegen all dieser Reisen wendet man sich am besten an M. Angelo Capato, dessen große Warenhäuser in Chartum alles Erforderliche enthalten und der auch die Anordnung der Sport- und Vergnügungspartien zu festen und sehr mäßigen Preisen übernimmt. Die Firma ist in jeder Hinsicht vertrauenswürdig und wegen ihrer Solidität wohlbekannt, so daß man weder Hindernisse noch Unannehmlichkeiten zu befürchten braucht.

Sportleute müssen eine Jagdkarte lösen, von denen die Regierung zwei Arten ausstellt, kleinere für 5 Pfund und größere für 40. Auf die ersteren können Löwen, Krokodile, wilde Ziegen, Gazellen, kleine Antilopen, Enten, Pelikane, Schwäne, Reiher, Trappen, Kraniche und eine Menge kleineres Haar- und Federwild geschossen werden, wogegen nur die größeren zum Erlegen von Elefanten, Nilpferden, Büffeln, Elentieren, großen Antilopen usw. berechtigen.

Die Segelboote bieten natürlich nur in beschränktem Maße Komfort, und wer auf größeren nicht verzichten mag, sollte einen Dampfer mieten, wozu man sich am einfachsten schriftlich an die Regierung wendet, oder, besser noch, an den freundlichen, gefälligen Direktor des Boot- und Dampferwesens, Kommandant Bond Bei. So verfuhr ich selbst; ich mietete mit sechs Freunden, worunter drei Damen, den „Abbas Pascha", einen großen Dreidecker. Die Miete betrug 20 Pfund täglich für Boot und Mannschaft. Wegen alles übrigen wendeten wir uns an M. Capato, der uns mit einem vortrefflichen europäischen Koch, einem sudanischen Kochgehilfen, Dienern und dem nötigen Proviant versah. Es wurde ein ordentlicher Kaufmannsladen an Bord eingerichtet, welcher Konserven, Rot- und Weißwein, Champagner, Münchener Bier, einen großen Vorrat an Mineralwasser, Branntwein, Whisky und verschiedene Liköre enthielt. Natürlich kaufte M. Capato schließlich alles zurück, was übrig blieb, aber der berühmte sudanische Durst ließ uns doch eine unglaubliche Zahl Flaschen leeren.

Wir führten im untersten Schiffsraum über 500 Zentner Eis mit, und da M. Capato durch verschiedene nilaufwärtsfahrende

Unſer Dampfſchiff „Abbas Paſcha“.

Dampfer uns noch mehr zuschickte, mangelte es nur einen einzigen Tag daran. Auf dem vorderen Ende des Unterdecks hatten wir einen Bauernhof, eine Kuh, die frische Milch lieferte, und Schafe, Lämmer, Hühner, Puten, Tauben, die je nach Erfordernis geschlachtet wurden. Man hatte nach verschiedenen Punkten hin telegraphiert, und dort erwarteten uns frischer Fisch, Gemüse, Eier usw. Diese Einzelheiten zeigen, daß wir gut versorgt waren. Dienerschaft, Speisen und Getränke kosteten 10 Pfund täglich, alles zusammen, mit der Bootmiete, 30 Pfund, oder 4 Pfund 6 Schillinge pro Kopf*), gewiß eine kleine Summe, wenn man die dafür gebotenen Annehmlichkeiten bedenkt und sich sagt, daß man eine Reise ins Innere Afrikas macht.

Der „Abbas Pascha" ist ein großes Boot, welches erst kürzlich neu gemalt und dekoriert worden war, nämlich gelegentlich des Besuchs des Herzogs und der Herzogin von Connaught, die sich seiner bei zahlreichen Ausflügen bedienten. Auf dem hinteren Niederdeck befand sich das Speisezimmer, mittschiffs die Maschinen und Räume für die Mannschaft, und vorn unsere Vorräte, Vieh- und Geflügelhof; auf dem Hauptdeck ein Salon, zehn große Kajüten mit je zwei Schlafstellen, zwei Badezimmer mit Duschen und — wie auch auf Cooks Booten — ein großer Raum in der Mitte des Decks und seine ganze Breite einnehmend, auf dem Tische und Armstühle standen, und wo wir gewöhnlich speisten. Darüber befand sich noch ein anderes Deck, welches die ganze Länge des Bootes einnahm, einen ausgezeichneten Spazierweg bildete und bei Sonnenuntergang unser Lieblingsaufenthalt war. Alles, Salons, Kajüten, Decks, war elektrisch erleuchtet, und man darf nicht mehr an der Möglichkeit zweifeln, daß man jeden denkbaren Komfort auf dem Weißen Nil haben kann. Die zweiwöchige Reise an Bord des „Abbas Pascha" war höchst interessant und angenehm, und die folgenden Notizen werden nur einen sehr schwachen Begriff davon geben.

„9. Februar 1905.

Gestern früh verließen wir Chartum und sind vom Anfang unserer Reise ganz entzückt. Kajüten, Bedienung, Nahrung — alles

*) Es muß bemerkt werden, daß 1. an den Kosten für die Nahrung beträchtlich gespart werden kann, und 2. daß der Preis für das Boot für zehn oder fünfzehn Personen derselbe ist, wie für sieben, so daß Freunde, die in größerer Zahl reisen, als wir, billiger wegkommen.

ist tadellos, und wir schwimmen vergnügt und behaglich dahin, dem Mittelpunkt Zentralafrikas zu, der bis vor kurzem, ach, noch so geheimnisvoll war. Es ist herrlich warm, und wir haben unsere Tropenhelme aufgesetzt und weiße Jacken angezogen. Die Szenerie ist durchaus nicht wild. Den ganzen gestrigen Tag sind wir durch ungeheuere, mit Gras bewachsene Flächen dahingefahren, auf denen unzählige Ochsen, Kühe, Kälber, Esel, Schafe und Pferde friedlich weideten. Auf der großen, majestätischen Wasserfläche tummelten sich Herden wilder Enten, und weiter drüben am Ufer sahen wir tausend und aber tausend wilde Gänse, Pelikane und Ibisse.

„Als wir heute morgen in aller Gemächlichkeit unsere Toilette vollendeten, schrie Mahmud vom Deck herab: ‚Krokodil, Master! Krokodil!‘ Dieses Wort brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Im nächsten Augenblick stürzten wir alle sieben, Männer sowohl als Frauen, in mehr als leichten Kostümen aus unseren Kajüten und starrten begierig in der Richtung, nach der Mahmuds schwarzer Finger zeigte. Zuerst konnten wir nichts entdecken, plötzlich aber riefen wir unisono: ‚Dort, dort! Sehen Sie — auf dem Sand! Es hat genau dieselbe Farbe ..... ach, das Untier — es schläft in der Sonne!‘ Und wirklich: auf dem gelben Ufersand sahen wir ein ungeheueres Krokodil, das sich, einer Rieseneidechse gleich, sonnte. Bei diesem Anblick erwachte die Mordlust in uns. Madame Z. war die erste, die da rief: ‚Ihre Flinten! Schnell, Ihre Flinten!‘ Dann rannten wir drei, die wir uns mit Jagdausrüstung versehen hatten, davon und schrieen: ‚Die Flinten! Mahmud! Wallad! Himmel, wo sind diese Flinten! Nur schnell — und die Patronen!‘ Aber die Flinten steckten in ihren Etuis, und die Patronen in ihren Schachteln, und da der ‚Abbas Pascha‘ gemächlich seine Reise fortsetzte, war uns das Krokodil längst aus den Augen entschwunden, ehe wir aufgehört hatten, nach unseren Flinten zu schreien.

„Dieses Krokodil aber, das dieses Mal noch mit dem Leben davongekommen war, hatte uns alle mit Blutdurst erfüllt, und wir verbrachten den Vormittag damit, unseren Waffenvorrat in Bereitschaft zu setzen. Ein Auge auf die Flinten, das andere auf die Ufer geheftet, durchsuchten wir den Sand mit grausamen, gierigen Augen, aber er war so frei von Krokodilen wie die Kais des Louvre, und bald stiegen ernste Zweifel an der Echtheit des einen in uns auf, das wir an diesem Morgen zu sehen geglaubt hatten.

„Zu Mittag legten wir an einem Dorfe an, um nicht Kohlen, wohl aber Holz einzunehmen. Da die ersteren zwölf bis sechzehn Pfund pro Tonne kosten, feuern die Nildampfer nur Holz. Daraus erklärt sich, warum die Gegend, die wir durchfuhren, und die noch vor wenigen Jahren mit dichten Wäldern bedeckt war, jetzt fast gänzlich von Bäumen entblößt ist. Während ein ganzes kleines Bataillon von Negern singend und schreiend das Holz an Bord brachte, machten wir einen Rundgang durch das Dorf und sammelten unsere ersten Eindrücke von dem Schwarzen Erdteil. In kleinen Strohhütten wohnten ganze Familien dicht gedrängt und in enger Gemeinschaft mit ihren Ziegen, Schafen, Hühnern und elend mageren, ausgehungerten Hunden. Nur alte, häßliche, verblühte Frauen und kleine, ganz nackte, sehr schmutzige Kinder waren zu sehen, die fast ohne Ausnahme an schrecklichen Augenkrankheiten litten. Diese entsetzlichen alten Negerinnen beweisen ihre Abstammung von Eva (o Eva, von welcher Hautfarbe warst du?) durch ihre angeborene Vorliebe für Schmuck. Sie sind begierig auf Halsketten und Ringe, und ihr wolliges Haar ist in hundert kleine, fettige Zöpfe geflochten. Vor einer der Hütten wohnten wir dem Frisieren einer Dame bei, deren Reize einem längst vergangenen Zeitalter anzugehören schienen. Eine andere Frau war damit beschäftigt, die kleinen Schwänze zu flechten und zog dabei derb an dem krausen Haar ..... die Operation scheint eine schmerzhafte zu sein und fast einen ganzen Tag zu dauern. Mahmud ließ sich in ein Gespräch ein und verkündete uns dann: „Diese Frau werden heiraten — machen fertig für Hochzeit!“ Himmel! Da ist also noch Hoffnung für einige alte Jungfern meiner Bekanntschaft, wenn sie nur hierher kommen wollen, wo Männer so leicht zu haben sind.

„Etwas weiterhin war eine junge, dem Auge wohlgefälligere Frau, deren Gestalt sich unsern Begriffen von Schönheit schon etwas mehr näherte, eifrigst beschäftigt, Durra zwischen zwei flachen Steinen zu mahlen und in Mehl zu verwandeln. Allmählich waren alle Frauen des Dorfes von unserer Ankunft unterrichtet worden; sie eilten en masse herbei, und wir waren bald ganz umgeben. Wir Männer schienen ihnen nicht das geringste Interesse einzuflößen. Weiße Männer hatten sie oft genug gesehen und hielten sie wahrscheinlich für außerordentlich häßlich, aber die uns begleitenden Damen waren ein ganz ungewohnter Anblick für sie. Die hübschen weißen Kleider, die gestickten Blusen, die mit Blumen

und Bändern geſchmückten Hüte, die eleganten Sonnenſchirme, die zierlichen weißen Lederſchuhe ..... arme Negerinnen! Ihr weiblicher Inſtikt ſchien ihnen zu ſagen, daß das alles ſehr ſchön, ſehr elegant war ..... voll Bewunderung und Achtung kamen ſie noch näher.

„Jetzt war es das blonde, faſt goldene, gelockte, gebauſchte, parfümierte Haar, das ihre Aufmerkſamkeit anzog und ſie ganz zu feſſeln ſchien. Aber als wir uns umwandten, um nach dem Schiffe zu gehen, hob eine unſerer Damen ihr Kleid etwas hoch und zeigte

Nachmittagspfeife.

die Spitzen und Falbeln des Unterrockes, einer jener zierlichen Pariſer Schöpfungen, deren frou-frou man in dieſer Gegend noch nicht vernommen hatte. Da warfen ſich plötzlich alle Negerinnen auf die Erde, um beſſer ſehen zu können, und baten mit ausgeſtreckten Händen, dieſen herrlichen, raſchelnden Stoff berühren zu dürfen. Und dieſer Unterrock? Woher ſtammte er? Von Doucet oder einfach aus dem Bon Marché? Wer weiß es!

„‚Ich meinerſeits, — ſagte V. — ‚kann ihre Aufregung recht wohl verſtehen; dieſe Unterröcke tun es mir immer an!‘

‚Und mir tut es nur leid‘, ſprach M., ‚daß dieſe Negerinnen ſo abſcheulich häßlich ſind, ſonſt würde ich nächſten Winter mit einer Schiffsladung von Unterröcken wiederkommen. Das würde Eindruck machen!“

„‚Ach, mein Lieber‘, warf eine Dame ein, deren kurzer an dem frou-frou unschuldiger Rock nicht beachtet worden war, ‚wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich weniger an ihrem Aussehen, als an ihrem Geruch stoßen! Kommen Sie — ich fühle mich ganz krank!‘

„Gewiß ist der Duft eines Sudaners ziemlich streng und nachhaltig, aber sie erklären ihrerseits einstimmig, daß ihnen Europäer widerwärtig sind.

„Um drei Uhr erreichten wir El Duem. Es ist dies eine der größten Städte des Sudans, und die Stelle, wo Hicks' Armee den Nil verließ und das im Zustand des Aufruhrs befindliche Land betrat, wo sie vernichtet werden sollte. Major Bulther, der Gouverneur der Stadt, der von unserer Ankunft unterrichtet war, holte uns in Begleitung eines anderen englischen Offiziers ab und führte uns zu den Bazaren. Es folgte uns eine große Volksmenge, die sich augenscheinlich im Zustand des höchsten Interesses befand. Von allen Seiten bestürmten uns die Händler und boten uns Straußenfedern, Dolche, Schwerter, Derwischspeere, Straußeneier und sonderbare Wasserflaschen an, die teils aus Terrakotta, teils aus Leder gefertigt waren und Elfenbeinstöpsel hatten. Alles schien glücklich und zufrieden. Und doch war vor kaum sieben Jahren El Duem, ebenso wie Chartum, ein Mittelpunkt des blutdürstigen Fanatismus. Heute ist alles ruhig, und den beiden hier wohnenden englischen Offizieren stehen genau siebzehn eingeborene Polizisten zur Verfügung, um dieser Bevölkerung von zehntausend Seelen das Gesetz einzuschärfen. Ist das nicht wunderbar? Zahlreiche Kamelkarawanen befördern ungeheuere Mengen von Gummi hierher, der dann nilabwärts nach Omdurman gesandt wird.

„Wir haben eben der Ankunft einer solchen Karawane beigewohnt, deren von der langen Reise ermüdete und bestaubte Kamele unverkennbare Zeichen der Freude über die endliche Erreichung des Ziels zur Schau tragen. Aus eignem Antriebe knieen sie nieder und warten geduldig, bis man ihre schweren Lasten abnimmt; es sind dies zwei riesige Ledersäcke mit prachtvollem Gummi gefüllt, von dem uns der Führer voll Stolz große Stücke anbietet.

„Nachdem der Gouverneur Tee mit uns an Bord des ‚Abbas Pascha‘ getrunken hatte, verließ er uns, und wir warteten nur auf Mahmuds Rückkehr, der in die Stadt nach Straußeneiern geschickt worden war, ehe wir unsere Reise fortsetzten. Plötzlich hörten wir einen furchtbaren Lärm und sahen, wie aus der Stadt eine schreiende,

gestikulierende Menge sich näherte, die einen weißgekleideten Neger zu verfolgen schien. Nachdem sie ihn eingeholt hatten, stürzten sich mehrere Männer auf ihn und warfen ihn zu Boden. Es gelang ihm, wieder aufzustehen; er nahm einen seiner rotledernen Pantoffeln und schlug seinen Hauptangreifer damit ins Gesicht. Das ist anscheinend die größte Beleidigung, die es im Sudan gibt. Der Neger aber benutzte die Verblüffung der anderen und floh in der Richtung nach uns zu weiter. Die Menge nahm die Verfolgung wieder auf und warf ihn, wenige Meter vom Boot entfernt, abermals nieder. Wir hatten dieser Szene, die wir nicht verstanden, gleichgültig zugeschaut, bis wir jetzt plötzlich den Flüchtling erkannten — Mahmud. Uns entschlüpfte ein Schrei des Staunens

Ankunft einer Karawane in El Duem.

und des Grimmes. Ja, es war wirklich mein treuer Diener, den zweihundert schwarze Teufel zu Boden geworfen hatten und nun umdrängten. Dieses Mal waren unsere Flinten zur Hand; ich ergriff eine und feuerte ..... in die Luft. Der Erfolg war überraschend. Die schreiende Menge verstummte und floh Hals über Kopf. Nur der von Mahmud geschlagene Mann blieb zurück und rang mit ihm.

„In diesem Augenblick tauchte, wahrscheinlich vom Schuß angelockt, der Gouverneur wieder auf; ihm folgten zwei oder drei Polizisten. Nachdem ihm Mahmud ein paar Worte gesagt hatte, schlug er einige Male mit seiner Peitsche kräftig nach dem Manne und befahl dann, ihn samt Mahmud nach der Polizeistation zu führen, wo der Streit geschlichtet werden sollte. Er selbst kam freundlicherweise an Bord und erklärte uns die Sache.

„‚Ein Ei, das Ihr Diener kaufen wollte, fiel herunter und zerbrach. Er sollte bezahlen, behauptete aber, der Verkäufer hätte

es fallen lassen. Ein außerordentlich wichtiger Fall! in wenigen Minuten werden wir heraushaben, wer recht hat.'

„‚Und inzwischen', bemerkte ich, ‚hat der andre ein paar tüchtige Peitschenhiebe abbekommen!'

„‚Und Ihr Diener ist niedergeworfen und geschlagen worden .... ich wollte jenen nur dafür strafen, daß er das Volk gegen Ihren Diener aufgehetzt hat, statt zu uns zu kommen und seine Klage vorzubringen.'

„‚So sind sie nicht wirklich boshaft?' fragte ich.

„‚Nicht im geringsten; sie sind große Kinder, aber man muß sie zu nehmen wissen.'

„‚Machen sie viel Mühe?'

„‚Sehr wenig. Hin und wieder schlägt einer seinen Gegner in der Wut tot ..... wir hängen ihn, und dann ist die Sache abgetan.'

„Aufgebracht kehrte Mahmud zurück: er war verurteilt worden, das Ei zu bezahlen. Wie der Gouverneur berichtete, hatten alle Zeugen geschworen, daß er das Ei zerbrochen hätte.

„‚Natürlich!' — sagte er zu mir — ‚alle Männer — Derwischmänner, alle Freunde, alle gegen mich. Ah! schäbig Land — schmutzig Sudan — nie wiederkommen — schmutzig Derwischmann!'

„Armer Mahmud — geschlagen und noch dazu genötigt, zehn Piaster zu bezahlen!

„11. Februar.

„Welche Aufregung und Bewegung in diesen beiden Tagen! Gestern Morgen lautes Rufen: ‚Ein Nilpferd! Ein Nilpferd!' Wir stürzten herbei und bemerkten in der Mitte des Flusses etwas, das wie ein Torpedoboot ohne Schornstein aussah. Es war ein riesiges Nilpferd. Es erhob seinen mächtigen Körper aus dem Wasser, öffnete sein riesiges Maul, und tauchte unter. Prächtig! Kaum hatten wir uns von diesem Staunen erholt, als es von einer anderen Seite erschallte: ‚Krokodile! Die Flinten!' Diesmal waren wir vorbereitet. Drei liegen auf einer Sandbank und schlafen in der Sonne. Jeder von uns zielt, und — krach, zwei sind getroffen. Ihre langen Körper winden sich in einem schrecklichen Krampf, mit letzter Anstrengung machen sie einen mächtigen Satz und verschwinden im Wasser.

„‚Halt! Halt!' — rufen wir dem Maschinisten zu — ‚wir haben zwei!'

„‚Ach‘, — erwidert er — ‚die befinden sich jetzt auf dem Grunde des Nils, und wenn sie auch tot sind, so dauert es doch achtzehn bis zwanzig Stunden, ehe sie an die Oberfläche kommen. So geht es immer; und wenn Sie nicht Zeit genug haben zu warten, oder wenn Sie es nicht so einrichten, daß Sie sie an einem Ort treffen, wo das Wasser seicht ist, so gehen Ihnen neunundneunzig von hundert verloren.‘

„Während der letzten sechsunddreißig Stunden haben wir soviel Flußpferde und Krokodile gesehen, daß wir ganz blasiert sind und uns nicht mehr die Mühe geben aufzustehen, um sie zu sehen. Sie baden und tauchen, oder lassen sich ruhig von dem Wasser treiben. Manchmal erscheinen sie einzeln, oder in Gruppen von sechs, sieben, acht, dann kommt wieder eine ganze Familie — Vater und Mutter Nilpferd und alle die Nilpferdkinder. Sie sind so ungeheuer groß, daß man sie in einiger Entfernung für kleine Inseln hält.

„Um die Krokodile kümmern wir uns fast nicht mehr. Seit gestern sind uns Hunderte zu Gesicht gekommen, und obgleich wir gegen fünfzig geschossen haben, konnten wir doch nur eines einzigen, kleinen, habhaft werden. Ihm war der Kopf von zwei Explosivkugeln zerschmettert, trotzdem wehrte es sich doch mit äußerster Wut gegen unsre Leute. Jetzt hängt seine Haut zum Trocknen in der Sonne und riecht fast so stark, wie die Sudaner.

„Es war staunenswert, wie unsre Mannschaft sich ins Wasser stürzte, um das Krokodil zu holen — durchaus furchtlos. Sie kennen keine Angst vor dem Tode, und mit einem Lachen sagen sie vom Menschen, wie vom Krokodil: ‚Es ist aus mit ihm!‘ Das ist ihr Lieblingsausdruck. Ein Offizier erzählte mir, daß einst ein großer Vogel, den er geschossen, ins Wasser stürzte. Einer der ihn begleitenden Burschen sprang nach, um ihn zu holen und wurde von einem Krokodil verschlungen. Die anderen lächelten ruhig und sagten ‚Mit dem Burschen ist es aus!‘

„Wir sitzen alle mit den Gesichtern nach vorn und beobachten durch unsre Gläser den Nil und seine Ufer, deren Anblick beständig wechselt. An manchen Stellen erweitert er sich zu einem kleinen See mit Inseln, die von Myriaden großer Vögel mit langen Schnäbeln und weiß und rotem oder weiß und grauem Gefieder belebt sind. Ihre Scharen sind so zahlreich und so dichtgedrängt, daß wir meilenweit keinen Erdboden sehen. Das erst mit Graswuchs bedeckte Land wird nun mehr und mehr bewaldet. Affen

ſchwingen ſich an den Zweigen, und hier und da kommen wir an einem Dorf aus kleinen Hütten vorüber. Wenn wir anlegen, um Brennmaterial einzunehmen, kommen die Negerfrauen ans Ufer, tanzen und klatſchen in die Hände.

Der Sonnenuntergang iſt hier unbeſchreiblich ſchön. Man kann ſich in Europa keinen Begriff machen von der wilden Großartigkeit der Lichteffekte, die die Sonne bei ihrem Scheiden hervorbringt. Sie wird zu einem rieſigen, blaßroten Ball in einem Flammenmeer, allmählich verblaſſen die Farben, und während der Weſten

Sudaniſche Familie vor ihrer Hütte.

noch hell erleuchtet iſt, liegt der Oſten bereits in ſchwarzer, ſchweigender Nacht. Der Nil gleicht einem Feuerſtrom, auf dem die Flußpferde wie rieſige ſchwarze Flecke majeſtätiſch dahingleiten.

„In dieſen wunderbaren Anblick verſunken, bleiben wir an Deck, bis die Dunkelheit hereingebrochen iſt, und kehren auch nach dem Eſſen ſofort wieder dahin zurück, um uns an dem Anblick des mit Sternen bedeckten Himmels zu erfreuen, die hier ſoviel zahlreicher, ſoviel glänzender als im Norden zu ſein ſcheinen, und die ſich wie Goldpunkte in der ſilbernen Waſſerfläche widerſpiegeln. Jede Nacht ſehen wir das Kreuz des Südens dahinziehen. Um dieſe Zeit des Jahres ſetzen die Eingeborenen das Buſchwerk, welches an den Ufern zu üppiger Höhe emporſchießt, in Brand, damit das friſche, junge Gras hervorſprießen kann. Meilenweit erſtrecken ſich dieſe ungeheuren Brände längs des Ufers hin; wir gleiten zwiſchen den Flammen hindurch, die züngelnd emporlodern.

Es macht dies einen wunderbaren Eindruck, und der Gegensatz ist überwältigend, wenn wir das Feuer hinter uns lassen und uns wieder in der Dunkelheit befinden, wo nur die Sterne brennen, und aus der sich zu beiden Seiten der dunkle, schweigende Wald erhebt. Hin und wieder unterbricht das Gebrüll eines Löwen die tiefe Stille.

„14. Februar.

Vorgestern Abend warfen wir Anker neben den Booten von Mr. F., jenem Engländer, der, wie schon oben erwähnt, mit seiner Frau von Chartum aus einen großen Jagdausflug unternommen hatte. Es befand sich auch noch ein drittes Boot da, das Oberst J., einem Freund, gehörte, aber zu unsrer großen Überraschung trafen wir Mrs. F. ganz allein mit ihren sudanischen Dienern.

„‚Mein Mann und der Oberst' — erklärte sie uns — ‚sind vor zwei Tagen mit den Kamelen zur Elefantenjagd aufgebrochen und werden wohl unter zwei bis drei Tagen noch nicht zurückkommen.'

„War das nicht erstaunlich? Wir befanden uns im Mittelpunkt Afrikas, nur wenige Stunden von Faschoda entfernt, und diese weiße Frau wartete hier ruhig und furchtlos, nur von ihren Schwarzen umgeben, auf die Rückkehr ihres Mannes? Diese wilden Gegenden scheinen weniger Gefahr für das schöne Geschlecht zu bergen, als die zivilisierten Länder.

„‚Ich freue mich sehr, daß Sie hier angelegt haben', sagte Mrs. F., ‚denn Sie sind doch im Besitz von Flinten, nicht wahr? Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie den Löwen töten wollten, der seit den letzten zwei Tagen hier herumschleicht und meine Diener fast um den Verstand bringt.'

„Ein Löwe! ..... Das war ja gerade, was wir suchten. Wir hielten also Kriegsrat, und unser Schikari erklärte uns, daß sich der Löwe bei Tagesanbruch in das Innere des Landes zurückzieht, und zwar manchmal bis auf große Entfernungen. Wir mußten also vor Sonnenaufgang aufbrechen und die Esel mitnehmen, mit denen uns Mrs. F. versorgte, sowie auch zwei ihrer Diener.

„O Tartarin, fröhlichen Andenkens, hättest du uns ausziehen sehen können!

„Durch Gebüsch, durch Wälder voll rötlicher Bäume, deren mit langen Dornen besetzte Zweige uns die Kleider zerrissen und ins Fleisch stachen, über ausgetrocknetes und von großen Rissen durchzogenes Land eilten wir, von dem Wunsche beseelt, diesen

Löwen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit überraschender Schnelligkeit vorwärts. Ein Löwe! ..... da hatte man doch seinen Freunden etwas zu erzählen! Vielleicht ließen wir auch auf unsere Karten drucken:

‚Löwenjäger.‘

„Das würde zweifellos Eindruck machen. Endlich gelangten wir an eine umfangreiche, mit Gras bewachsene Bodensenkung, und aus diesem wogenden Meer erschallte plötzlich ein furchtbares Brüllen. .... Das ist er! Unsere Esel zittern ..... wir auch ..... sie vor Furcht — wir aus Erregung.

„‚Hm‘, sagt der Schikari, ‚er ist sehr hungrig!‘

„Jemand berührt mich am Ellbogen: es ist Mahmud. Haben Sie je einen Neger blaß werden sehen? Ich versichere Sie, Mahmud war blaß ..... es stand ihm sehr schlecht, und seine Augen traten weit aus den Höhlen.

„‚Master‘, flüsterte er, ‚gefährlich, sehr gefährlich ..... letzt Jahr mein Bruder.‘

„‚Mahmud, du kannst mir das später erzählen .....‘

„Aber er ließ nicht locker. ‚Löwe töten englisch Hauptmann, sehr gefährlich ..... zielen gut, o mein Herr!‘

An dem Beugen des Grases dort unten konnten wir sehen, welchen Weg der König der Tiere nahm. Ein zweites Brüllen ließ die ganze Gegend erbeben.

„‚Er ist sehr hungrig‘, wiederholte der Schikari und wandte sich schnell dem Walde zu unserer Rechten zu. ‚Wir müssen das Gehölz erreichen, ehe er vorüber kommt.‘

„Also machten wir uns auf und stiegen am Waldesrande ab. Den Finger am Hahn, schreiten wir wachsamen Auges unter den Bäumen dahin, die nicht grün, sondern rötlich wie das Fell des Hirsches aussehen. Man kann nur ein paar Meter vorwärts sehen, und wir können jeden Augenblick auf ihn stoßen.

„‚Himmel!‘ ruft H. plötzlich mit weitgeöffneten Nüstern, ‚ich rieche ihn!‘ Und er hatte recht ..... in der warmen, schweren Waldluft lag der Geruch eines wilden Tieres. Da war kein Irrtum möglich.

„‚Er hat uns überholt‘, sagte der Schikari, ‚und ist nun schon vorüber — wir müssen ihm folgen.‘

„In diesem Augenblick machte uns einer unserer Treiber eifrig Zeichen. Wir eilten hin zu ihm, und er wies auf die frische Spur

eines Büffels. ‚Es muß ein großer sein', sprach unser Schikari, ‚und er ist noch nicht weit weg ..... aber Ihre Jagdscheine geben Ihnen nicht das Recht, ihn zu töten.'

„‚Vorwärts! Vorwärts!' schrie H. ‚Tod dem Büffel! Ich will jedes nur mögliche Strafgeld bezahlen. Sie mögen mich einsperren — aber den Büffel muß ich haben!'

„Da Jäger, ebenso wie Verliebte, Vernunftgründen nicht zugänglich sind, besonders wenn ihnen der doppelte Geruch von einem Löwen und einem Büffel in die Nase sticht, machten wir uns auf, um die Spuren zu verfolgen. Wir marschierten und marschierten, der Schweiß drang uns aus allen Poren, die von den Dornen zerrissenen Stellen bluteten heftig.

„‚Pst!' Ein zweiter Treiber winkte uns nach dem Waldrande. Wir liefen hin und bemerkten in einer Entfernung von sieben- bis achthundert Meter auf einem weiten, offenen Platz ein riesiges Rudel gehörnter Tiere .... Antilopen! Es entstand nun die Frage: gehören diese Antilopen zu der Art, die wir schießen dürfen, oder nicht? Wir wußten das, offen gestanden, nicht ..... hätten es auch nicht sagen können, wenn die Tiere nur zehn Meter von uns entfernt gewesen wären statt 800.

„‚Zum Kuckuck mit den Jagdscheinen!' rief H. ‚Mit des Himmels Hilfe werde ich heute Antilopenbraten essen — koste es, was es wolle!'

„Wir dringen vorsichtig durch das Buschwerk vorwärts, aber als wir noch gegen fünfhundert Meter von unserm Wild entfernt sind, hört es auf, und der weite, uns noch von den Antilopen trennende Raum liegt ganz kahl da. Doch gibt es keine Zeit zu verlieren, und ein weiterer Schritt würde uns verraten. Wir müssen feuern, wo wir stehen, eine gute Viertelmeile entfernt. Krach, krach ..... die Flinten knallen, und in demselben Augenblick springt die ganze Herde nach rechts davon ..... wir haben verspielt! Aber kaum sind sie ein paar hundert Meter galoppiert ..... als sie halten ..... sind sie des Löwen ansichtig geworden? Sie drehen und stürzen an uns vorüber, jedoch ohne den Zwischenraum von fünfhundert Meter zu verringern. Wir feuern und, o Freude, zwei stürzen ..... eine jedoch springt wieder auf und läuft mit verwundetem Bein davon. Wir aber haben doch wenigstens etwas erlegt; ist es auch kein Löwe, so ist es doch besser als nichts ..... oder als eine Narrenkappe, o Tartarin!

„Ich warte auf Mahmud, der mit den Eseln im Gehölz zurückgeblieben, und als ich wieder zu meinen Gefährten trete, kommt es mir vor, als ob sie einander ziemlich mürrisch betrachteten. Da kommt H. an mich heran und flüstert: ‚Können Sie sich so etwas vorstellen? Hat doch der Mensch dort die Dreistigkeit zu sagen, er hätte die Antilope erlegt; wo ich doch ganz gewiß weiß, daß meine Kugel getroffen hat!‘

„Nun, meiner Treu, diese Engländer sind ja köstlich! Ist es

Panorama

denn keinem von den beiden eingefallen, daß ich sie erschossen habe? Aber ich sagte nichts, war ich doch nicht ganz sicher, daß diese Antilope auch zu der Gattung gehörte, die wir schießen durften ..... vielleicht gab es gar Strafe zu bezahlen — mochten doch die beiden sich um die Ehre streiten, das Sümmchen zu entrichten, da jeder darauf bestand, die verhängnisvolle Kugel entsendet zu haben.

„Aber das Schönste kam erst nach; bei unserer Rückkehr sagte ihre Freundin, Madame Z., zu mir:

„‚Es ist mir wirklich recht lieb, daß Sie nicht auf den Löwen gestoßen sind!‘

„‚Warum denn?‘ fragte ich.

„‚Weil ich ja nicht weiß, was für ein Schütze Sie sind, beide Ihrer Gefährten aber können keinen Elefanten auf zehn Schritt treffen!‘

„Das war natürlich Übertreibung — ein kleiner Kratzer von weiblicher Klaue, aber es freute mich doch mächtig, und wenn nicht der Gedanke an jene hundert Pfund Strafe gewesen wäre (und drei Monate Gefängnis), ich hätte auf der Stelle erklärt, daß ich und ich allein der Antilope den Garaus gemacht.

„O Tartarin, du glorreicher Jäger, was hältst du von einem Lande, wo man noch vor dem Frühstück einen Löwen hört und riecht, der Spur eines Büffels folgt und auf eine hundertköpfige

von Faschoda.

Herde von Antilopen stößt, so groß wie die Maulesel? Stelle dir nur den Sport vor, der jenen glücklichen Leuten winkt, die es nicht so eilig haben wie wir.

„Gestern landeten wir um die Mittagsstunde in Faschoda, aber hielten uns aus verschiedenen Gründen nicht lange auf. Erstens war die Hitze höllenmäßig, und zweitens machte der Gouverneur, Kommandant Matthews, den wir zu treffen gehofft, gerade einen Ausflug auf dem Sobat. Vielleicht begegnen wir ihm unterwegs oder sehen ihn auf unsrer Rückreise.

„Er ist einer jener Männer, die am meisten für die Zivilisation des Sudans getan haben, und sein Beruf liegt ihm so sehr am Herzen, daß er sogar auf die Ferien verzichtet, die ihm von Rechts wegen gebühren. Da die Regierung für seine Gesundheit fürchtete, befahl sie ihm vergangenen Sommer,

einige Wochen in Europa zuzubringen. Mit Männern von seinem Schlag hat England den größten Teil seiner ungeheueren Besitzungen erobert.

„Faschoda! Stellen Sie sich eine flache Wüste von gelbem Sand vor und in ihrem Vordergrund Malaria-Sümpfe. Das hohe Gras des Sumpfbodens beherbergt Millionen Moskitos und Fliegen — aber was für Fliegen! Auf dem Sand zur Linken steht eine Gruppe runder Hütten, es sind die Wohnungen der Schilluks; zur Rechten erblickt man etliche häßliche Ziegelgebäude, die Quartiere des Gouverneurs, seine Amtsräume und die Post. Man kann sich unmöglich einen elenderen, traurigeren und ungesünderen Ort vorstellen. Vor dem Hause des Kommandanten Matthews, das an derselben Stelle erbaut ist, wo früher Marchands Fort lag, schütteln ein paar dürftige Palmen wehmütig ihre gefiederten Häupter. Man könnte meinen, sie wollten um den tapferen Offizier trauern, der sie hier mit eigner Hand pflanzte, nachdem er seine Flagge entfaltet hatte.

„Trotz alledem wünschten wir an Land zu gehen. Himmel! Es gibt nicht Worte, um die Hitze in Faschoda zu beschreiben! Der Boden war in zahllose tiefe Risse zersprungen, denen eine glühendheiße Luft entströmte, als käme sie aus dem Mittelpunkt der Erde. Sie bratet den Menschen von unten herauf, während die durch keinen Schatten gedämpfte Sonne ihn von oben herunter kocht. Es war schrecklich. Ich ging voran, und als ich diese heiße Luft aus den Spalten, durch die Öffnungen meiner Beinkleider an meinen Füßen heraufkriechen fühlte, dachte ich plötzlich an die Damen und ihre Kleider. Ich drehte mich nach ihnen um; ihre Gesichter waren rot, fast apoplektisch und trugen einen unbeschreiblichen Ausdruck der Angst über das schreckliche Gefühl, das sie vom Kopf bis zu den Füßen quälte.

„‚Ach', sagte eine mit schwacher Stimme, ‚ich glaube, wir haben genug von Faschoda gesehen — wollen wir nicht lieber an Bord zurück?'

„Wir kehrten um und fanden das Thermometer, welches den ganzen Tag im Schatten gehängt hatte, auf 106 Grad Fahrenheit stehen; ich trug es in die Sonne, und in einem Augenblick war das Quecksilber bis auf 131 Grad hinaufgesprungen. An dem Tage zeigte es in Faschoda 140 Grad. Und nicht die Spur von Schatten!

Englische Damen in einem Schillukdorfe Einkäufe machend.

„16. Februar.

Heute morgen frühzeitig kamen wir in Taufikia an. Es ist dies ein wichtiger Militärposten, der ein wenig unterhalb des Zusammenflusses von Weißem Nil und Sobat liegt, einem großen, aus Abessinien kommenden Fluß. Neben Faschoda erschien dieser Ort köstlich. Er liegt etwas höher als der Fluß und kann Akazien und einige herrliche Palmen aufweisen. In der Nähe der Landungsbrücke befinden sich mehrere große Ziegelgebäude, die die Wohnung des Gouverneurs, die Regierungsämter, die Post usw. bergen. Eine große, schöne Allee aus Palmenbäumen führt zu dem Dorf der Eingeborenen, welches aus hübschen Hütten mit gewölbten Dächern besteht. Das Ganze macht den Eindruck großer Sauberkeit.

„Zu beiden Seiten der Allee liegen Läden oder Bazare, die Griechen gehören. Hier und da sieht man riesige Haufen Durra, umgeben von Negern, welche die größte Schwierigkeit haben, die Strauße entfernt zu halten, die frei umher laufen und es auf das Korn abgesehen haben. Am Abend veranstalteten die hier stationierten englischen Offiziere, die wir zum Essen eingeladen hatten, uns zu Ehren einen außergewöhnlichen Tanz. Es war pechschwarze Nacht, als wir uns nach einem weiten Plan — vermutlich dem Exerzierplatz — begaben, wo wir nur gerade eben Gruppen von Männern und Frauen erkennen konnten, welche riesige Trommeln wütend schlugen. Wie durch Zauberhand war der Platz plötzlich von zahlreichen Fackeln erleuchtet, die schwarze Soldaten in den Händen trugen. Die Gruppe, in deren Nähe wir standen, bestand ganz aus tanzenden, hüpfenden, schreienden und johlenden Männern.

„Einer ihrer Tänze stellte eine Schlangenjagd dar, und wie sie sich beim ersten Anblick entsetzten, dann entflohen, umkehrten, wieder flohen und abermals zurückkamen, das alles war sehr naturgetreu. Und dann kam ein Kriegstanz; der Feind, den wir zu verkörpern die Ehre hatten, wurde mit Speer und Keule angegriffen. In wilder Wut griffen sie an, schwangen sie ihre Waffen, brüllten ihr Kriegsgeschrei, um erst einen Fuß von unserer Brust entfernt innezuhalten.

„Eine zweite Gruppe wurde von gräßlichen alten Negerinnen mit fettigen Haaren und Gesichtern gebildet; sie hatten sich in lange, schwarze Gewänder gewickelt, und ihr Tanz bestand darin, daß sie nach Art der Gänse einhermarschierten. Mit geschlossenen Augen, zurückgeworfenem Kopf und herausgedrückter Brust gingen sie los,

wackelten dazu mit den Köpfen wie Chinesenfiguren und stießen ein seltsames, kurzes Geschrei aus. Was den Geruch anbetrifft, den diese schmutzigen schwarzen Hüllen ausströmen, die nie gewaschen werden und voll Geziefer sind, so möchte ich wirklich Gänse vorziehen. Wozu gebietet man ihnen, sich zu bekleiden? Es befördert ja doch nur den Schmutz und üblen Geruch. Wir begaben uns bald zu einer anderen Gruppe, wo Männer und Frauen tanzten, wobei sie sich mit erstaunlicher Wut auf einander stürzten. Hier tanzten im Kreise von Negern und Negerinnen zwei Araber, die als Schiffsingenieure Mützen und Blusen trugen. Aber der seltsamste

Schilluk-Niederlassung am Flusse Sobat.

all dieser Tänze war der, wo riesig große Neger direkt vom Boden aus weit über unsere Köpfe hinweg in die Luft sprangen, als wären sie von einer unsichtbaren Feder emporgeschnellt worden. Das sah sehr drollig aus.

„Diese Tänze waren zu Ehren unseres Besuchs veranstaltet worden, aber die Eingeborenen führten sie mit großem Vergnügen aus, denn sie lieben Bewegung und Lärm und spielen wie die Kinder herum. Das Tanzen und Schreien dauerte noch lange fort, nachdem wir uns entfernt hatten, ja wir hörten es sogar noch, als wir vom Offiziersklub weg wieder auf das Schiff kamen.

„Heute haben wir den Nil verlassen, welcher in geringer Entfernung von hier die großen Moräste von Bahr-El-Gazal durchströmt, und sind den Sobat hinauf nach Abessinien zu gefahren. Hier ist der Fluß uninteressant, da er zwischen flachen, einförmigen Ufern fließt, aber an den letzteren wohnen die berühmten Schilluks, die wir gern näher kennen zu lernen wünschten, nachdem wir einige

schon auf dem Weißen Nil gesehen hatten. Sind sie doch einer der mächtigsten Stämme des Sudans, und auch einer der interessantesten, was ihre Erscheinung und Sitten betrifft. Die Männer sind enorm groß, ja viele erreichen eine Länge von sieben Fuß und darüber. Trotz ihrer breiten Schultern und der kraftvollen Glieder sind sie in der Regel hager, aber keineswegs dem Auge unangenehm. Ihr sehr leichter und behender Gang hat etwas Katzenartiges, was sofort auffällt.

Am ersten bedeutenderen Dorfe ließen wir Halt machen, und während, was eine schwierige Arbeit war, das große Boot verankert wurde, kam die ganze Einwohnerschaft aus ihren Hütten heraus und stellte sich in Gruppen an den Flußufern auf. Was für ein Bild! Die Männer waren zum größten Teile nackt. Ihr Kostüm besteht gewöhnlich aus einem ungeheuren Elfenbeinreifen, den sie über dem Ellbogen tragen, und einer oder zwei Perlenschnüren um den Leib. Diese letzteren bestehen aus Stückchen Straußeneierschalen, die wie Perlen aneinandergereiht sind, und Stunden, ja Tage, selbst Wochen an hartem Gestein gerieben werden, um rund und glatt zu werden. So „bekleidet" und ganz ungeniert kommen die Männer an das Ufer, mit der einen Hand schwingen sie ihre mörderisch aussehenden Speere, mit der anderen ihre Keulen. Zuerst sehen sie etwas schreckenerregend aus, aber der Ausdruck ihres Gesichtes ist nicht übel, es liegt ein Gemisch von Neugierde und Mißtrauen, und zugleich etwas Kindisches, Gutmütiges darin.

„‚Hallo!' rief eins, ‚das sind nicht lauter Neger — sehen Sie nur — nein, wie komisch! einige sind grau, manche gelb, und die dort sind rot. Betrachten Sie nur jenen Burschen — wo in aller Welt mag er seine Hautfarbe her haben!' Ich brauche nicht zu sagen, daß sie ihm von Natur nicht zu eigen war: die Leute wälzen sich, nachdem sie den Körper eingefettet haben, in Asche, um sich vor den Stichen der Fliegen, Moskitos und anderer Insekten zu schützen, die eine Plage ihrer Dörfer sind.

„Ja, Asche! Daher also die graue Farbe der Schilluk; woher aber das Rot? Das ist sehr einfach, rot ist der reiche Schilluk, der Kühe besitzt? Verstehen Sie? Der Graue hat sich in Holzasche gewälzt, weil er als armer Mann keine andre hat; der Rote aber ist reich, er konnte sich in der Asche von seinem verbrannten Kuhdünger wälzen. Das erklärt nicht nur die teuflische Farbe, sondern auch den Geruch, der imstande ist, das ausgehungertste Insekt in sicherer Entfernung zu halten.

„Und hier ein dritter Schilluk, diesmal ein schwarzer mit feuerrotem Haarschopf. Wieder Kühe, aber jetzt in andrer Weise, und ich möchte das Verfahren kaum den feinen Pariserinnen empfehlen, die diese Farbe so gern haben.

„Wir musterten vom Oberdeck aus diese prächtigen Riesen, deren Häupter besonders uns anzogen, weil erstlich ihre Schädelbildung anders ist als die der afrikanischen Neger, und dann auch wegen ihrer wunderlichen Haarfrisuren. Es verlohnt sich wirklich, eine Reise zu machen, um die Schilluk-Coiffuren zu sehen. Kuhdünger, Gummi und Lehm sind unentbehrliche Toiletteartikel für sie, und eine glückliche Mischung der drei gibt einen Kleister, der, auf das Haar gebracht, demselben nach dem Trocknen die Beschaffenheit von dickem Filz verleiht. Wird der Kopf nun hier und da geschoren, und der Filz an den erforderlichen Stellen beschnitten, so kann man fast jede nur denkbare Form hervorbringen.

Haartracht eines Schilluk.

„Da steht uns gerade gegenüber ein Schilluk, dessen sieben Fuß vom Boden entfernter Kopf von einer Perücke in Gestalt eines riesigen Fächers überragt wird, ein anderer trägt einen Hahnenkamm, während ein dritter lange Auswüchse vorzieht, die Hörnern oder Eselsohren gleichen. Die Wirkung ist außerordentlich, phantastisch und Furcht einjagend zugleich. Nur bei ganz wenigen ist der Kopf geschoren, meist als Folge von Krankheit oder einem Unfall. Beim ersten Blick könnte man meinen, daß die wunderlichen Haartrachten die Kraft der Haarwurzeln erschöpft haben, da die nackten Leiber kein einziges anderes Haar aufweisen. Aber dem

ist nicht so; ihr Körper würde genau so behaart sein wie der unsrige, wenn sie nicht jedes einzelne Haar herauszögen, sobald es sich zeigt.

„Wir erblickten zwischen diesen verschieden gefärbten Riesen auch einzelne Frauen, die, obgleich mittelgroß, doch sehr klein erschienen. Sie sahen angenehm, wohlgebildet und klug aus. Bei allen ist der Kopf geschoren; sie haben sehr weiße Zähne und bedecken, sobald sie das Alter der Reife erlangt haben, einen Teil ihres Körpers mit einer Antilopenhaut, die sie so drapieren, daß die eine Brust und der untere Teil des Körpers bedeckt wird, während die andere Hälfte der Brust frei bleibt. Keuschheit ist an diesen Frauen sehr geschätzt und wird bei den jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung durch einen Brauch geschützt, welchen ich jedoch nicht zu schildern versuchen will, da ich nicht ein Buch für Anthropologen schreibe.

„Mit Süßigkeiten, Zigaretten und kleinen Spiegeln für die Frauen in den Händen, landeten wir inmitten dieser Menge. Die Schilluks stießen beim Anblick dieser Geschenke Freudenrufe aus und schwangen ihre Keulen und Speere. Nachdem wir unsre Gaben freigebig ausgeteilt, ersuchten wir sie, uns einige von den Elfenbeinreifen und den Perlenschnüren zu verkaufen, die sie trugen, wie auch ein paar Keulen und Speere. Sie trennten sich nur sehr ungern davon, aber gegen geringes Entgelt und betrachteten unser Silbergeld, von dem ihnen nur die Zehn- und Zwanzigpiasterstücke bekannt waren, ziemlich mißtrauisch. Gold schlugen sie überhaupt aus.

„Nachdem jedoch der Handel einmal abgeschlossen war, bestanden sie darauf, uns die Hand zu drücken, spuckten aber vorher erst sorgsam in die ihrigen. Sie lieben es auch, einen Zug aus der Pfeife anzubieten, die sie rauchen, während sie liebevoll am Schaft saugen.

„Umgeben von ungefähr einem Dutzend Schilluks, feilschte ich gerade um ein Elfenbeinarmband, als ich plötzlich einen schrecklichen Schmerz, einen wahren Dolchstoß, in der Mitte meines Rückens fühlte. Ich tat einen lauten Schrei, und der Gedanke schoß mir durch den Kopf, ‚Nun ist's um uns geschehen; sie töten uns mit ihren Speeren!' Aber nein! und wenn ich Ihnen sage, daß es weiter nichts war, als der Stich einer ungefähr daumenlangen Fliege, die meine Kleider durchbohrt hatte, werden Sie wahrscheinlich denken ‚viel Lärm um nichts!' Darauf erwidere ich: ‚Gerade das sagte Lord Kitchener, als er nach Faschoda kam und sah, wie einige seiner Offiziere bei diesen Fliegenstichen mit lautem Schreien

Amerikanische Mission am Sobat (Zentralafrika).

aufſprangen. ‚Alte Weiber', nannte er ſie. Aber es kam ein Tag, der ihnen Rache brachte. Der Oberbefehlshaber ſaß emſig arbeitend an einem großen Tiſch, als plötzlich ein lauter Aufſchrei und ein ſchrecklicher Fluch laut wurden, und der Tiſch mit allem, was darauf lag, umſtürzte. Eine der berüchtigten Fliegen war unter den Augen Lord Kitcheners, der nicht beſonders gut ſieht, vorbeigehuſcht und hatte ſich auf ſeine Naſe geſetzt . . . . .!

„Als wir alles gekauft hatten, was wir wünſchten, kehrten wir an Bord zurück und fuhren ein wenig weiter aufwärts bis zur Station der amerikaniſchen Zentralafrikaniſchen Miſſion am Sobat. Die Miſſionare haben eine hochgelegene Stelle für den Bau ihrer behaglichen, palmenbeſchatteten Ziegelhäuſer gewählt. Das einfache, aber bequem ausgeſtattete Wohnzimmer, in dem ſich auch Schaukelſtühle befanden, erinnerte uns an ein amerikaniſches Heim, und wir fühlten uns bald ganz zu Hauſe bei den Miſſionaren, drei Herren und einer Dame. Die Frau eines anderen hatte wenige Stunden vor unſerer Ankunft einem Kinde das Leben gegeben, und wir wurden damit betraut, dieſe Nachricht den Miſſionen zu Luxor und Kairo zu überbringen. Es wurde uns auch ein anderes, etwa zweijähriges Kind vorgeſtellt, das ebenfalls in der Miſſion geboren iſt und das nun nicht mehr Anſpruch auf ſeinen früheren Titel ‚Das einzige weiße Kind am Sobat', erheben kann. Die Miſſionare erklärten uns, daß infolge reicher, ſommerlicher Regenfälle der Boden auch ohne künſtliche Bewäſſerung hier ergiebig iſt. Sie ſelbſt beſitzen Anpflanzungen von Obſt, Baumwolle und Gemüſe und ſind ſehr zufrieden damit. Ganz allein inmitten dieſer Schilluks, leben ſie auf dem beſten Fuße mit den Rieſen, die keine andere Religion kennen als ‚Die Anbetung des Vaters ihres Stammes', der ſie hierher geführt hat, und den ſie in Fällen der Not anrufen. Die Miſſionare ſind mit allen Mitteln bemüht, ſie für die Arbeit zu intereſſieren, aber bis jetzt ohne großen Erfolg. Da die Schilluks gleichgültig und träge ſind, wollen ſie gerade nur ſoviel arbeiten, als unbedingt nötig iſt, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und das iſt nicht viel.

„Um drei Uhr nachmittags landeten wir in dem Dorfe Khorfluis, wo Okokwan, der Schillukhäuptling, ſeinen Wohnſitz hat. Einige nennen ihn auch Fürſt, andere König. Ich glaube, er iſt der Sohn eines Häuptlings, der König der Schilluks war und von den Derwiſchen getötet wurde.

Begleitet von seiner Leibwache, stattete uns Okokwan einen Besuch ab. Da seine langen Beine nicht daran gewöhnt waren, Treppen zu steigen, gelangte er nur mit Mühe an Deck, wo wir ihn auf unsern besten Lehnstuhl setzten. Er und seine Wachen haben den Kopf glatt geschoren und sind in weißbaumwollene Tücher gehüllt, das des Häuptlings ist mit einer rosa Franse geschmückt. Da er ziemlich viel mehr oder weniger offiziellen Verkehr mit Engländern gehabt hat, besitzt er eine schwache Ahnung von der Bedeutung des Wortes Anstand.

„Obgleich ich ein eifriger Gegner der Ansicht bin, daß man das

Fürst Okokwan und sein Gefolge.

Gros der Wilden in Fetzen kleiden soll, die in kürzester Frist schmutzig werden, so gestehe ich doch gern, daß es mir bei dieser besonderen Gelegenheit nicht unangenehm war, daß der Fürst seine Blöße bedeckt hatte, ehe er sich unter die drei Damen setzte, die ihn mit Geschenken überhäuften. Silberne Ringe, Messer, Zigarren, einen Spiegel, alles nahm der Häuptling mit würdevoller, zufriedener Miene entgegen und reichte es dem einen oder anderen seiner Begleiter.

Wir boten ihm moussierende Limonade an (Bitte, gebt den Wilden keine geistigen Getränke!), von der er zwei große Flaschen genehmigte und von dem prickelnden Gefühl in seiner Nase ganz entzückt schien. Inzwischen kauerten die Männer seines Stammes am Ufer und verfolgten alles, was an Bord vorging, mit dem größten Interesse. Wir reichten ihm einen Feldstecher. Nachdem er seine Leute dadurch angesehen hatte, rief er erregt: ‚Ach — ihr seid hier . . . hier?' und stieß mit dem Fuß auf den Boden vor

sich. Da drehten wir das Glas um und ließen ihn abermals durchschauen. Sein Erstaunen war groß, und er rief etwas in seiner Sprache, was sicherlich gleichbedeutend war mit unserem ‚Nun geht ihr zum Teufel!'

„Die Manieren des Häuptlings waren tadellos, zurückhaltend und würdevoll bis zu dem Augenblick, wo er das Prickeln der Limonade nicht länger ertragen konnte und, da Taschentücher ihm anscheinend unbekannt waren, die Nase zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger faßte und .... Sie hätten ja die Gesichter der Damen sehen sollen. Wer sich aber am meisten über das Gebaren des fürstlichen Schilluks amüsierte, war Mahmud — Mahmud, der gewöhnt war, vornehmen und feinen Herren zu dienen. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um das Vergnügen zu verbergen, das er nicht unterdrücken konnte.

Schilluks.

„Da uns Okokwan eingeladen hatte, sein Dorf zu besuchen, gingen wir mit ihm an Land und begaben uns, gefolgt von der ganzen Einwohnerschaft, nach seinen, von einem großen Palisadenzaun umgebenen Hütten, wo er mit seinem Harem und einer Anzahl junger, entschieden hübscher, wohlgebildeter Negerinnen wohnt. Alte gibt's bei ihm nicht. Okokwan ist augenscheinlich ein Kenner. Er bestand darauf, daß wir, jedoch nur einer auf einmal, seine eigne Hütte betraten, in die man durch eine kleine Öffnung ganz

unten am Boden gelangt. Es war dies ein ziemlich ängstlicher Besuch, wenn man die Hilfsmittel bedachte, die zur Toilette eines Schilluks gehören; aber da gab es kein Weigern, und so krochen wir, jeder wenn er an die Reihe kam, auf allen vieren hinein. Ich muß gestehen, daß es durchaus sauber war, und daß nur ein etwas dumpfer Negergeruch einen längeren Aufenthalt unangenehm gemacht haben würde.

„Der Häuptling ist der einzige Mann, der alle seine Zähne besitzt — das untrügliche Zeichen seiner königlichen Abkunft. Die anderen Schilluks dürfen nur die oberen behalten, während ihnen die unteren ausgezogen werden.

„Vor unserer Abreise rief Okokwan, dem ich gerade die bedeutende Summe von einem Pfunde zur Verteilung unter die Frauen des Dorfes gegeben hatte, dieselben heraus und befahl ihnen zu tanzen. Voll Freude machten sie sich an die Vorführung, und dann begleitete uns die ganze Bevölkerung unter Singen und Händeklatschen bis ans Ufer.

„Schon neigt sich die Sonne dem Westen zu, und der ‚Abbas Pascha' muß nun seine Rückfahrt nach Chartum, in die Zivilisation antreten. Es tut uns leid, daß wir die Reise nicht weiter fortsetzen können.

„‚Zwei Tagereisen von hier' — hatten die Missionare gesagt — ‚können Sie Herden von Elefanten und Giraffen sehen, und Kaliko, weißer sowohl als schwarzer, ist dort gänzlich unbekannt!'

„Ach unsere Zeit ist um, und wir müssen unsere Schritte rückwärts lenken ..... Aber auf ein andermal, wenn es das Schicksal will!"

Haus des Gouverneurs in Faschoda.

Kapitel 20.

Faschoda.

Faschoda, 19. Februar 1905.

Ich schreibe diese Zeilen unter den von Marchand gepflanzten Palmbäumen. Arme Bäume! Sie sind schwach, und ihr Schatten ist gleich Null. Anderswo würden sie längst als Feuerholz gedient haben; hier aber kann keiner, der Frankreich liebt, sie ohne ein Gefühl des Stolzes betrachten. Diese elenden Palmen, die an derselben Stelle, wo einst die Trikolore stolz flatterte, jetzt ihre gefiederten Häupter traurig wiegen, sind unter dem Schatten dieser Flagge in einem Land geboren, das damals Frankreich zu eigen war. Die Fahne ist dahin, sie aber blieben und werden weiter fortbestehen als ein lebendiges Wahrzeichen einer ruhmreichen Seite der Geschichte Frankreichs, auf die jeder Franzose stolz sein kann.

Ja, Sie haben recht gelesen: Ich habe ‚ruhmreich' und ‚stolz' geschrieben, nicht ‚Niederlage' und ‚Schmach', die Worte, die gewöhnlich in Sensationsartikeln der Pariser Presse den Namen Faschoda begleiten.

Wer nur die Handlungen der Diplomaten und die Tatsache in Betracht zieht, daß die Regierung, die doch sich zuerst am Weißen Nil niederließ, ihre Stellung aus Furcht vor den englischen Drohungen wieder aufgab, für die bedeutet Faschoda naturgemäß eine Niederlage; wer aber, wie ich, hier gewesen ist und gesehen und gehört hat, der nennt es kein Unterliegen, keinen Rückzug, nicht gefühllose Diplomatie. Dem ist es nur eins: das tragische Geschick einer Hand-

voll Männer, die durch zahllose Gefahren, durch fast unübersteigliche Schwierigkeiten, durch Entbehrungen und Leiden von der anderen Seite Zentralafrikas bis hierher vordrangen, um ihre Flagge am Nil aufzupflanzen. Der Mut, die Ausdauer, die Selbstverleugnung, die sie zeigten, sind des größten Lobes in dem Bericht von der Eroberung des dunklen Erdteils würdig. Als darum die von Kitchener befehligte anglo-ägyptische Armee sich dieser Handvoll Helden von Angesicht zu Angesicht gegenüber befand, schwand alle Feindseligkeit, und Offiziere sowohl als Soldaten wurden von einem tiefen und aufrichtigen Gefühl der Bewunderung und Achtung erfüllt.

Ich übertreibe nicht. Fast alle die Offiziere, die heute die Angelegenheiten des Sudans leiten, waren damals gegenwärtig. Ich habe sie gesehen und gesprochen, und sie haben mir das herzbewegende Drama, das sich an diesem öden Orte abspielte, lebhaft vor Augen geführt, und ihre Worte höchster Anerkennung sind für Marchand — das schönste Denkmal, das er sich wünschen könnte.

Lord Eduard Cecil, der Sohn des verstorbenen Lord Salisbury und Untersekretär im ägyptischen Kriegsdepartement, sprach sich mir gegenüber folgendermaßen aus: „Wir alle hegen für Marchand eine tiefe, wahre Bewunderung. Sein Marsch durch Bahr-el-Gazal war unübertrefflich. Man muß das Land gesehen haben, um die unerhörten Schwierigkeiten voll würdigen zu können, mit denen die französische Expedition zu kämpfen hatte. Jeder Mann war ein Held; für die Offiziere aber kann ich nicht genug Worte finden, um ihr Verhalten zu schildern. In Faschoda waren in der Tat alle unsre Sympathien, die Sympathien aller anwesenden englischen Offiziere, mit Marchand. Wir hatten nur den einen Wunsch: seine Hand zu fassen und ihm unsre Bewunderung auszudrücken. Er war ein Soldat und ein Mann!"

Und Worte wie die Eduard Cecils, habe ich von wohl fünfzig verschiedenen Seiten gehört, unter anderen auch von Sir Reginald Wingate, dem Generalgouverneur des Sudans, dessen franzosenfreundlicher Gesinnung ich schon Erwähnung tat.

General Wingate hat mir freimütig erklärt, daß ihm Faschoda wie ein Alp vorkommt, und daß er vor allem wünscht, dieser unglückliche Zwischenfall, der die Ursache eines schrecklichen Konfliktes zwischen zwei großen Nationen hätte werden können, möchte bei beiden Teilen in Vergessenheit geraten und nicht mehr besprochen werden. Mein erstes Gefühl war ähnlich, bei weiterem Nachdenken

aber fragte ich mich, ob es nicht besser wäre, die Sache ein für allemal klarzustellen. Ich kann versichern, daß die Faschodaangelegenheit von der Masse des französischen Volkes niemals ganz verstanden worden ist, und daß die große Mehrzahl noch unter dem Eindrucke steht, das ‚treulose Albion' habe außergewöhnliche Umstände benutzt, um Frankreich etwas zu entreißen, was es mit Recht als sein Eigentum betrachten konnte, seit Marchand Besitz davon ergriffen hatte.

Ich werde daher die Ereignisse, die im Jahre 1898 in Zentralafrika stattfanden, kurz schildern, und ich glaube, selbst dem eifrigsten Engländerfeind beweisen zu können, daß England sich damals im Recht befand, und daß Frankreichs Stellung unhaltbar war.

Als das anglo-ägyptische Heer am Tage nach der Schlacht von Kerreri in Omdurman rastete, erschien plötzlich ein Dampfer auf dem Weißen Nil. Es war eins von Gordons Kanonenbooten, die zur Zeit der Einnahme von Chartum in die Hände der Derwische gefallen waren. Beim Anblick der ägyptischen Flagge hielt das Schiff, machte Kehrt und floh mit Volldampf. Ein Kanonenboot wurde zur Verfolgung nachgeschickt und holte es ein. Der Kapitän, ein Araber, der unter Gordon gedient hatte, ergab sich ohne einen einzigen Schuß und erklärte, vor Lord Kitchener gebracht, daß er einer Expedition angehöre, die der Kalif gegen einen weißen Pascha ausgesandt, der eine befestigte Stellung in Faschoda inne habe. Die Stellung sei sehr fest. Der erste Angriff der Derwische sei zurückgeschlagen worden, und er sei ausgesandt, um Verstärkungen herbeizurufen.

Man kann sich die Bestürzung der englischen Offiziere denken, als sie hörten, daß das obere Niltal schon von Europäern besetzt war, und daß eine unbekannte Flagge in Faschoda wehte. Der arabische Kapitän erklärte, daß die Flagge schwarz-weiß-rot wäre, und daß die Fremden seltsame Flinten hätten, die viel weiter trügen, als die ihrigen.

Plötzlich bemerkte man, daß das Boot mit Kugeln gespickt war. Man zog einige heraus und erkannte sie als französische. Hieraus zu schließen, daß die Flagge nicht schwarz, sondern blau-weiß-rot, und daß es Frankreich gelungen war, sich zwischen Ägypten und den berühmten Nilquellen festzusetzen, war das Werk eines Augenblickes.

In dieser schwierigen Lage galt es, keine Zeit zu verlieren. Wenige Stunden später verließ Lord Kitchener Omdurman und

Lord Eduard Cecil und Kapitän Owen.

nahm an Bord mehrerer Schiffe 3000 Mann und zwei Batterien Artillerie mit. Ihm folgten auch vier mit Schnellfeuergeschützen besetzte Kanonenboote.

Als die anglo-ägyptische Flottille acht Tage später vor dem Fort von Faschoda Anker warf, kam Kommandant Marchand an Bord des Schiffes, wo sich Lord Kitchener befand, und benachrichtigte ihn, daß er im Namen Frankreichs von Faschoda, Bahr-el-Gazal und dem Sudan bis zu einem bestimmten Punkt südlich von Omdurman Besitz ergriffen habe. Lord Kitchener erwiderte, daß dieses Vorgehen unzulässig sei, und daß diese Provinzen Ägypten gehören, das niemals darauf verzichtet habe, sondern nur, angesichts der Erfolge der Derwische, genötigt gewesen sei, sie auf mehrere Jahre zu verlassen. Mit Englands Hilfe seien die Derwische nun vernichtet, und der Sudan wiedererobert. Ägypten könne nie erlauben, daß eine andere Nation sich in diesen Provinzen festsetze, deren Eroberung ihm Blut und Gut genug gekostet habe. Er, Lord Kitchener, habe Befehl erhalten, in Faschoda die Flaggen Englands und Ägyptens aufzurichten. Er freue sich sehr, Kommandant Marchand und seine Gefährten so wohl zu sehen, und biete ihnen im Namen des Chedive freien Abzug über Chartum und Kairo an.

Kommandant Marchand dankte ihm lächelnd und bemerkte, daß er auf Befehl seiner Regierung hierher gekommen sei und hier zu bleiben beabsichtige. Da sprang Lord Kitchener erregt auf und rief mit einer Handbewegung nach seinen Kanonenbooten, seinen Soldaten und seiner Artillerie:

„Was können Sie gegen diese ausrichten?"

Mit der größten Ruhe, aber auch mit einem Ausdruck, den kein Soldat mißverstehen kann, erwiderte Marchand:

„Auf meinem Posten sterben."

Lord Kitchener sah ihn an und verstand. Bei diesem Manne nutzte kein Reden. Wollte er sein Ziel erreichen, so mußte er das Fort bombardieren, es von seinen Truppen stürmen und die Handvoll tapferer Männer niedermetzeln lassen. Und — seine Augen schweiften in die Weite: er sah in der Ferne zwei Nationen aneinander geraten, sah Krieg zwischen seinem und Marchands Land. Ruhig setzte er sich nieder und sprach lächelnd: „Kommandant, nehmen Sie ein Glas Whisky und Soda?"

Wie diese Unterredung endete, ist wohlbekannt. Die beiden Offiziere beschlossen, in ihren Stellungen zu verbleiben, bis neue

Instruktionen von den betreffenden Regierungen kamen. „Sie brauchen weder zu kämpfen, noch auf Ihrem Posten zu sterben", erklärte Kitchener ..... „Ihre Regierung hat Sie hergeschickt, Ihre Regierung wird Sie zurückberufen. Warten Sie ab!"

Bei seiner Abreise ließ er in Faschoda den größten Teil der Soldaten zurück, die er mitgebracht hatte. Sie verkehrten auf freundschaftlichem Fuße mit den Mitgliedern der französischen Expedition, während die Ministerien von Paris und London ihre Ansichten austauschten.

Die nun folgenden diplomatischen Ereignisse gehören der Geschichte an; aber ich möchte doch die Aufmerksamkeit auf mehrere Punkte lenken, die nicht ganz klargestellt sind. Von einer Seite ist behauptet worden, daß Marchand und seine Leute fast ganz von Nahrungsmitteln und Munition entblößt gewesen wären. Das ist falsch. Marchand und seine Offiziere allein kennen die Zahl der Schüsse, die sie noch besaßen, aber aus dem Munde der englischen Offiziere habe ich gehört, daß noch ungeheure Mengen von Proviant da waren, der auf Monate hinaus langen konnte. Es wird auch gesagt, daß die Lage der Expedition kritisch war. Auch das war nicht der Fall. Ihr Führer stand im besten Einvernehmen mit dem König der Schilluks, von denen er alle nur gewünschte Nahrung erhalten konnte.

Was Marchands Fähigkeit betrifft, Widerstand zu leisten, so ist das, glaube ich, eine Frage, die kaum in Erwägung gezogen zu werden braucht. Zweihundert Senegalsoldaten ohne Artillerie auf einem Flußufer verschanzt, das so flach wie ein Billardtisch ist, konnten sich nicht lange gegen dreitausend bewaffnete Männer mit einer Menge Kanonen halten. Kugeln und Bomben tragen schließlich doch den Sieg davon, selbst über Mut und eine gerechte Sache.

Marchand stand allein; Kitchener dagegen konnte in wenig Tagen Verstärkungen von fünf- bis sechstausend Mann, überdies auch Kanonenboote und mehrere Batterien Artillerie erhalten. Es gab keine Möglichkeit, sich in einer Stellung, wie Faschoda, gegen eine derartige Übermacht zu halten. Es ist die Überzeugung der englischen Offiziere, daß Marchand und seine Macht durch den Sieg bei Kerreri und die Vernichtung der Derwische vom gewissen Untergang errettet wurden. Sonst hätte der Kalif eine so überwältigende Macht gegen Marchand ausgeschickt, daß nur ein einziger Ausgang erfolgen konnte.

Ich weiß, daß diese Meinung nicht überall geteilt wird, aber kann man wirklich auch nur einen einzigen Augenblick glauben, daß Marchand und seine zweihundert Senegalen diesen fanatischen Scharen hätten widerstehen können, die El Obeid eroberten, Hicks' zehntausend Mann vernichteten und Chartum zerstörten, das doch von Gordon mit zahlreichen Truppen, Artillerie und Kanonenbooten verteidigt wurde? Hätte diese Handvoll Männer, so tapfer sie auch waren, die Macht des Kalifen immer und immer wieder zurückschlagen können, die schließlich nur durch ein anglo-ägyptisches Heer von 20000 Mann mit starken Kanonen und Kanonenbooten besiegt wurde? Es ist klar, daß sie das nicht konnte.

Nur zwei Dinge hätten Marchand retten können: ein Bündnis mit den Derwischen oder eine Revolte der ägyptischen Truppen gegen ihre englischen Offiziere. Alle, die den Charakter der Derwische kennen, wissen, daß die erste Hypothese eine Unmöglichkeit ist, an deren Erörterung man keine Zeit zu verschwenden braucht, wenn man nicht annimmt, daß dieses Bündnis sich gegen die den Kalifen bedrohende anglo-ägyptische Armee richten sollte.

Ein solches Vorgehen von seiten Frankreichs aber wäre einer Kriegserklärung gegen England und Ägypten gleichgekommen. Überdies haben wir ja den besten Beweis, daß der Kalif nicht beabsichtigte, sich in freundliches Einvernehmen mit der französischen Expedition zu setzen, darin, daß er schon eine Macht gegen sie ausgesandt hatte, die nur deshalb so schwach war, weil er zu gleicher Zeit sich Kitcheners ungeheurem Heer gegenüber stellen mußte.

Die letztere und schwerwiegendere der beiden Annahmen — nämlich daß die Ägypter auf Marchands Seite übergehen könnten, wäre wahrscheinlich gar nicht ernst genommen worden, wenn Marchand sie nicht selbst erwähnt hätte. Er äußerte sich, daß eine Anzahl ägyptischer Offiziere ihm zu verstehen gegeben hätten, daß ihre Sympathien *ihm* gehörten, und daß er sie im Falle des Kampfes auf *seiner* Seite finden würde.

Wenn Marchand das wirklich glaubte, so befand er sich im Irrtum. Ich habe mit ägyptischen Offizieren über diesen Gegenstand gesprochen, und sie haben alle erklärt, daß ein derartiger Gedanke ihnen nie in den Sinn gekommen sei. Ihre Sympathien gehörten Marchand — das leugnen sie nicht — aber das und ein Übertritt mit Sack und Pack sind doch zwei verschiedene Dinge! Man muß auch nicht vergessen, daß bei Omdurman 7000 englische

Soldaten standen, und daß die gegen 5000 Mann zählenden sudanischen Regimenter nie und nimmer den Ägyptern gefolgt wären, die sich also tatsächlich in der Minderheit befanden. Hätte sich die ägyptische Regierung für Frankreich erklärt, so wäre es ein anderes Ding gewesen. Aber kann man annehmen, daß der Chedive Frankreich hätte helfen wollen, sich im Sudan festzusetzen, den er mit Englands Hilfe eben erst zurückerobert hatte?

„Glauben Sie mir", sprach Abani Pascha, der Kriegsminister, zu mir über diesen Punkt, „kein ägyptischer Offizier hat bei Faschoda Marchand sein Schwert angeboten. Höchstens hat, als der Führer der französischen Expedition nach Kairo kam, wo er von den Ägyptern sehr bewundert und gefeiert wurde, dieser oder jener Offizier zwischen ein paar Gläsern Champagner zu ihm gesagt: ‚Ah, wenn Sie nur ausgehalten hätten! Wir standen zu Ihnen.' So etwas ist begreiflich nach einem guten Diner ..... aber im Augenblick der Schlacht seinen Posten verlassen ..... das steht auf einem anderen Blatt."

Was niemand in Kairo und anderwärts begreifen kann, ist, warum Marchand nach dem Weißen Nil geschickt wurde.

„Man kann sich keine größere Dummheit vorstellen", äußerte ein berühmter Diplomat darüber. „Selbst wenn es nur ein einfacher Spaziergang sein sollte, so war es ein nutzloser. Beabsichtigte Frankreich aber wirklich, sich am Nil niederzulassen, so mußte es wissen, daß England das nie erlauben würde, und daß es Krieg bedeutete. Die Derwische zu vernichten und sich an den Nilquellen festzusetzen, war ein vortrefflicher Gedanke; aber dann mußte Frankreich auch darauf vorbereitet sein, die Sache durchzuführen, kurz, es mußte entweder einem Krieg ins Angesicht schauen, oder gar nichts unternehmen. Man kann den Sudan nicht mit vier Offizieren und zweihundert Mann erobern."

Und das ist so ersichtlich, daß man nicht umhin kann, sich zu fragen, was der verantwortliche Minister mit dieser Mission bezweckte. In Ermangelung genauer Kenntnis wollen wir eine Vermutung aufstellen: Angenommen, Kitchener hätte die Derwische nicht besiegt, sondern wäre gleich Hicks, Gordon und anderen geschlagen worden. Das war nicht so unmöglich. Weiter angenommen, eine große abessinische Armee hätte sich mit Marchand vereinigt und unter seiner Führerschaft die Derwische überfallen und unterdrückt, so wäre er es gewesen, der Chartum zurückeroberte.

In diesem Falle hätte sich die Sachlage geändert, und Frankreich konnte sich mit Fug und Recht Herr des Sudans nennen.

Aber Kitchener unterlag nicht, sondern triumphierte, und das große abessinische Heer verließ niemals sein bergiges Vaterland, wenn auch behauptet wird, daß seine Vorhut die Ufer des Weißen Nils erreichte, sich aber mehrere Tage vor Marchands Ankunft wieder zurückzog.

Man ist im Sudan und in Ägypten allgemein der Meinung, daß die Stellung bei Faschoda sowohl vom diplomatischen als militärischen Standpunkt aus unhaltbar war. Es war ganz sicher, daß nach der ungeheuren Anstrengung, die Ägypten eben auf Englands Antrieb zur Wiedereroberung des Sudans gemacht hatte, und nach den riesigen Opfern an Geld und Menschen seitens beider Nationen, daß sie danach die Früchte ihres Sieges nicht aufgeben würden. Für Frankreich blieben deshalb nur zwei Dinge übrig: entweder sich zurückzuziehen, oder für eine sehr unsichere Sache zu kämpfen.

„Ist es möglich", rief Lord Cromer, als er den kahlen, sonnenverbrannten Boden Faschodas, Marchands elende Palmen und die runden Hütten der Schilluks sah, „ist es möglich, daß zwei zivilisierte Nationen auf dem Punkte waren, sich um eines solchen Nestes willen zu bekriegen?"

Aber Faschoda repräsentierte damals Ägyptens unanfechtbares Recht auf das ganze Niltal und die Quellen dieses Flusses. Der Krieg war vermieden worden, und ich bin überzeugt, daß Marchands Expedition trotzdem einen nicht zu verachtenden Erfolg gehabt hat. Nichts bewundert der Engländer mehr, als Tatkraft und Mut. Mit diesen beiden Eigenschaften haben Marchand und seine Kameraden Eindruck auf ihn gemacht, und jeder Offizier, der bei Omdurman gekämpft und mit bis Faschoda gekommen ist, hat es gelernt, Frankreich in der Person seiner Offiziere zu bewundern und zu achten.

Heute noch sagen sie: „All unser Mitgefühl gehörte ihnen!"

Mitgefühl führt zu Freundschaft, und alle Diplomaten und englischen Soldaten, die in ägyptischen und sudanischen Diensten stehen, sind Marchands Bewunderer und Freunde Frankreichs. In Gemeinschaft mit Lord Cromer haben sie sich eifrig bemüht, das englisch-französische Einvernehmen in Ägypten herzustellen, und damit freundlichere Gefühle zwischen beiden Nationen anzubahnen. Der Wunsch, Frankreich zu gefallen, geht so weit, daß der Name „Faschoda" offiziell durch das einheimische Wort „Kodok" ersetzt

worden ist. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach aber wird jeder Franzose, zum mindesten jeder, der hierher kommt, den Ort mit seinem alten Namen Faschoda benennen — dem einzigen Namen, der ihm die ruhmreichen Anstrengungen dieses Häufleins von Helden ins Gedächtnis zurückrufen kann, die einst die französische Flagge auf diesem öden Erdenfleck aufpflanzten.

Erst nach dem Schreiben dieser Zeilen habe ich die Seiten gelesen, die M. de Freycinet in seinem Buch „La Question d'Egypte" diesen Ereignissen gewidmet hat. Er weist darauf hin, daß England, als es im Jahre 1890 mit Deutschland einen Vertrag hinsichtlich ihrer beiderseitigen Kolonien in Ostafrika abschloß, sich „das Bassin des oberen Nils bis an die Grenzen Ägyptens vorbehielt." Diesem Schriftsteller nach hat Großbritannien in diesem Vertrag nicht ausdrücklich erwähnt, daß es im Namen des Chedive oder seines Oberherrn, des Sultans von der Türkei, handelte, und man könnte glauben, daß es die altägyptischen Besitzungen als herrenloses Land betrachtete, welches Eigentum der ersten Nation werden mußte, die es besetzte.

Das ist natürlich bloße Wortklauberei. Denn einige Seiten früher schreibt M. de Freycinet: „Aber der Chedive hat den Sudan nicht im gerichtlichen Sinne des Wortes verlassen; er hat nicht erklärt, daß er endgültig darauf verzichtet, er hat ihn weder abgetreten noch veräußert. Als er ihn räumte, gehorchte er lediglich einer strategischen Notwendigkeit und vollzog nichts als eine einfache militärische Operation."

Trotz der Klarheit dieser Auseinandersetzung könnte es nach M. de Freycinets Worten scheinen, daß die französische Regierung sich entschlossen hätte „Marchand in der Gewißheit auszusenden, wenn wir keine Zeit verlieren, so werden wir von allen Nationen die erste sein, die das Land besetzen. Aber man darf nicht aus den Augen verlieren, daß unsere Rechte insofern schwankend und bedingt blieben, als sie uns ganz verloren gehen mußten, falls der Sultan entweder selbst, oder durch seinen Vertreter, den Chedive, versuchte, den Sudan zurückzuerobern. Das ist der Standpunkt, von dem aus man diese Expedition betrachten muß, welche die französische Regierung aussandte, um unsere eventuellen Besitzungen erforschen und unsere vorläufige Oberhoheit proklamieren zu lassen. Unser einziger Fehler war, daß wir unsere Absichten nicht bekannt genug machten. Das halbe Stillschweigen war angetan, den Eindruck zu erwecken, daß wir viel weitgehendere Absichten verfolgten,

vielleicht gar eine endgültige Annektion bezweckten. Als ob ein Häuflein von 250 Männern einen derartigen Plan hätte haben können."

Man könnte viel darauf erwidern — aber was würde es nützen? Wie Sir Reginald Wingate sagt: „Es ist ein Alp, den man besser zu vergessen sucht." Überdies bekennt M. de Freycinet ja freimütig, daß Frankreichs Stellung unhaltbar war, und ich kann nicht besser schließen, als indem ich seine Worte zitiere: „Nach der Eroberung von Chartum konnten wir uns nicht länger täuschen. Es war ersichtlich, daß der ganze Sudan dem anglo-ägyptischen Heer offen stand. Marchands Mission hatte ihre Begründung verloren, wenigstens insofern als sie auf Besitzergreifung ausging. Wir hatten keine stichhaltigen Gründe dagegen, daß der Sudan der Oberhoheit des Chedive zurückgegeben wurde ..... M. Delcassé hat nur aufgegeben, was er nicht behaupten konnte — denn wir hatten kein Recht, es zu behalten."

Anzeigen

JAPAN

Das Land der aufgehenden Sonne

einst und jetzt

Nach seinen Reisen und Studien geschildert von

Dr. Joseph Lauterer

Mit 108 Abbildungen nach japanischen Originalen sowie nach photographischen Naturaufnahmen.

2. Auflage • Preis: Geheftet 7 M., elegant gebunden 8 M. 50 Pf.

Japanischer Bauer mit Grasmantel.

Dr. Lauterer bietet in diesem Buche zum erstenmal eine zusammenhängende, populäre Darstellung des japanischen Reichs, seiner geschichtlichen Entwicklung und seines gesamten Kulturlebens. In fesselnder Weise und nach eigener auf mehrjährigen Reisen durch ganz Japan gewonnener Anschauung entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild des Landes. Er schildert den Bodenreichtum Japans, seine Tier- und Pflanzenwelt, die geographischen und klimatischen Verhältnisse, insbesondere aber seine Bewohner in ihren eigenartigen Sitten und in ihrer ganzen Lebensweise.

Besonders hervorzuheben sind die dem Werke beigegebenen, vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Eine Reihe von Reproduktionen nach Darstellungen der berühmtesten japanischen Künstler vermittelt die Anschauungs- und Denkweise des Inselvolkes, während zahlreiche photographische Naturaufnahmen uns mitten in das volle Leben und Treiben hineinführen.

Lauterers Buch bietet ein getreues Bild des alten und des heutigen Japans und damit für jeden Gebildeten einen Schatz der Belehrung und Unterhaltung. Von großem Nutzen ist es dem Kaufmann, welcher sich über die japanischen Verhältnisse unterrichten will. Auch für den Japanreisenden enthält es zahlreiche wertvolle Ratschläge und Winke, die ihm für den dortigen Aufenthalt von größtem Nutzen sein werden.

Korea

Das Land des Morgenrots

Nach seinen Reisen geschildert von

Angus Hamilton

Mit 110 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen sowie einer Karte.

Geheftet 7 M., elegant gebunden 8 M. 50 Pf.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Kriegsrat auf einem japanischen Kriegsschiffe
Nach einem japanischen Farbenbilde
Aus Dr. Joseph Lauterer „Japan“

Das alte Wunderland der Pyramiden.

Kopf der in Turin befindlichen Porträtstatue Ramses' II.

Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder

aus der Vorzeit,
der Periode der Blüte sowie des Verfalles
des alten Ägyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.

Fünfte umgearbeitete
und vermehrte Auflage.

Mit **250** Text-Abbildungen
und Karten,
sowie **4** Tafeln in Farbendruck.

Geheftet M. **7.—.**

Fein gebunden M. **8.50.**

Oppel hat sein Buch mit Begeisterung für das „Wunderland" und seine alten Bewohner geschrieben; er wollte dadurch die Jugend und die weiteren Kreise der Gebildeten bekannt machen mit jenem merkwürdigen Lande und Volke, von dem die andern Völker am Mittelmeer einen großen Teil ihrer Kultur erhielten, und das dadurch auf die Entwicklung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß ausübte, wennschon nicht einen so großen, wie früher angenommen wurde. Überdies darf Ägypten ein noch erhöhtes Interesse beanspruchen, seitdem seine engen Beziehungen zu Vorderasien bekannt geworden sind. Die schwere Aufgabe, dieses Buch der neuen Forschung entsprechend umzugestalten, ohne ihm zugleich seinen wesentlichen Reiz zu rauben, ist von dem Bearbeiter der fünften Auflage in vortrefflicher Weise gelöst worden, und das Buch liegt verjüngt und dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend vor, ohne den Geist, in dem Oppel es schrieb, zu beeinträchtigen. Die prächtige Illustrierung, bei der tunlichst die Schöpfungen der Ägypter selbst zur Darstellung gebracht wurden, erleichtert das Verständnis für die Weltanschauung der ältesten Kulturvölker.

Das Buch eignet sich vorzüglich als **Geschenkwerk für die studierende Jugend,** doch kann es auch jedem Freunde des Altertums warm empfohlen werden, insbesondere aber auch allen denen, die sich auf eine **Reise nach Ägypten** vorbereiten wollen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Die Pyramiden von Gisch. Aus: Karl Oppel „Das alte Wunderland der Pyramiden".

Kane, der Nordpolfahrer

Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Auffindung Sir John Franklins unter Dr. **Elisha Kent Kane**

Beschrieben von ihm selbst • Achte Auflage

Mit 67 Textabbildungen und einer Karte. Fein gebunden M. 4.—

Dr. Kanes einfache, wahrheitsgetreue und zugleich überaus spannende Schilderung seiner Heldenfahrt versetzt uns lebhaft in die Regionen des ewigen Eises inmitten der Wunder und Gefahren des unwirtlichen und dabei doch so interessanten Nordens, und sie bietet damit zugleich eine anziehende Belehrung über diesen Gegenstand.

Cook, der Weltumsegler

Leben, Reisen und Ende des Kapitäns James Cook, insbesondere Schilderung seiner drei großen Entdeckungsfahrten. Mit 62 Textabbildungen und vier Farbendruckbildern. Fünfte Auflage. Geheftet M. 3.50. Fein gebunden M. 4.50.

Franklin, der Held des nördlichen Eismeeres

Sechste Auflage

Mit zahlreichen Textabbildungen, sowie vier feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen von Albert Richter. Wohlfeile Ausgabe. Geh. M. 3.—. Geb. M. 3.60.

Ein Weltfahrer

oder: **Erlebnisse in vier Erdteilen.** Jugend, Schicksal, Reisen und Entdeckungen von Elisha Kent Kane, dem Nordpolfahrer. Unter Benutzung der besten amerikanischen Quellen herausgegeben von **J. G. Kutzner.** Vierte Auflage. Mit einem Buntbilde und 85 Textabbildungen. Wohlfeile Ausgabe. Geh. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

David Livingstones Entdeckungsreisen

im Süden und Innern des afrikanischen Kontinents während der Jahre 1840—1873. Nach David Livingstones Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von **Richard Oberländer.** Sechste, umgearbeitete Auflage. Mit 70 Textabbildungen und 4 Tonbildern. Geheftet M. 4.—. Fein gebunden M. 5.—.

Livingstones Nachfolger

Afrika quer durchwandert von Stanley, Cameron, Serpa Pinta, Wißmann und anderen. Mit besonderer Rücksicht auf die Congo- und Angra-Pequena-Niederlassungen bearbeitet von **Richard Oberländer.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 80 Textabbildungen und einem Titelbilde. Geheftet M. 4.—. Fein gebunden M. 5.—.

Deutsch-Ostafrika

Geheftet M. 5.—
Gebunden M. 6.—

Von **Paul Reichard**

Eine umfassende Schilderung des Landes und seiner Bewohner, seiner politischen und wirtschaftlichen Entwickelung von einem genauen Kenner Afrikas

Illustriert durch 36 Vollbilder, sämtlich nach Originalphotographien

---

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Der Weltverkehr und seine Mittel

Mit einer Übersicht über Welthandel und Weltwirtschaft

In **neunter** Auflage durchaus neu bearbeitet von

Ingenieur **C. Merckel**, Geheimer Ober-Postrat **Münch**, Regierungsbaumeister **Neftle**, **Dr. R. Riedl**, Ober-Postrat **C. Schmücker**, Kais. Marine-Oberbaurat **Hard Schwarz**, Kgl. Wasser-Bauinspektor **Stecher** und Prof. **L. Troske**, Kgl. Eisenbahnbauinspektor a. D.

Mit **844** Text-Abbildungen sowie **14** teils farbigen Tafeln.

In neuem modernen Einbande M. **15.**—

Die Entwickelung des Verkehrswesens zur gegenwärtigen Höhe ist die großartigste Leistung der modernen Technik; die Trennung durch Zeit und Raum erscheint fast überwunden. Eine Reise von Berlin oder Leipzig nach Paris, die noch zu Großvaters Zeiten Wochen erforderte, wird heute in bequemen, mit allem Komfort ausgestatteten Wagen in 16 Stunden ausgeführt, und selbst eine Reise nach Amerika hat ihre Schrecknisse verloren, seit prächtig ausgestattete Dampfer den Reisenden in sechs Tagen sicher über den Ozean bringen. Die Errungenschaften der Verkehrstechnik sind aber auch die interessantesten, da sie jedem einzelnen zugute kommen und jeder ihren Segen am eignen Leibe verspürt.

Ein Buch, das den modernen Weltverkehr und seine Mittel schildert, ist für jedermann interessant. Es ist unentbehrlich in der Bücherei des Kaufmanns wie des Industriellen, des Offiziers und des Gelehrten.

Der Verkehr zu Lande und zur See, der Bau von Straßen, Brücken, Viadukten, das große Gebiet des Eisenbahnwesens, Verkehr und Anlage von Wasserstraßen, Fluß- und Seekanäle, das jetzt so aktuelle Kapitel vom Schiffbau sind von hervorragendenFachmännern behandelt.

Das Buch enthält eine Fülle interessanten Stoffes in lebendiger anschaulicher Darstellung und ist außerordentlich reich illustriert. Es ist ein ebenso schönes wie nützliches Geschenkwerk, in dem jeder bei genußreicher Lektüre reiche Belehrung und Anregung findet. Insbesondere eignet sich das Buch auch für die heranwachsende Jugend.

Innere Einrichtung eines amerikanischen Luxuswagens von Pullmann.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig